This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

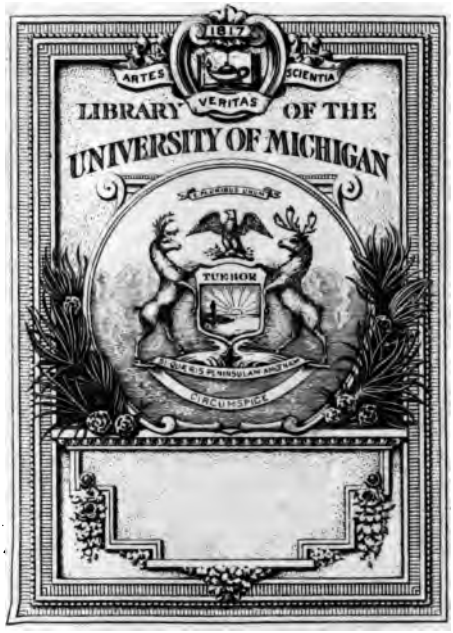
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 868,761


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

87
S2
tM

Lucius Annäus Seneca des Philoſophen

Werke.

Vierzehntes Bändchen.

Briefe,

Ueberſetzt

von

Auguſt Pauly,

Profeſſor am obern Gymnaſium zu Stuttgart.

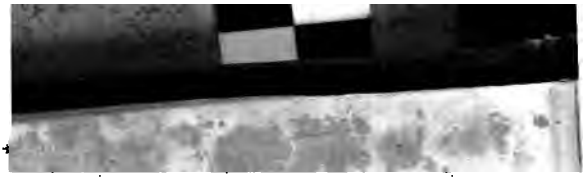
Drittes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

Für Oeſtreich in Commiſſion von Mörſchner und Jaſper in Wien.

1835.



Sechsundsechzigster Brief.

Ueber das stoische Paradoxon von der Gleichheit der Güter.

Claranus, meinen Mitschüler, sah ich nach vielen Jahren wieder — „als Greis" hoffe ich nicht hinzusetzen zu müßen — aber ich fand ihn am Geiste wahrhaftig noch frisch und kraftvoll, und der Schwächen seines Körpers sich erwehrend. Die Natur hat ihn ungünstig behandelt: sie hat einen so trefflichen Geist schlecht untergebracht. Oder wollte sie etwa gerade Das an ihm zeigen, daß eine starke und reichbegabte Seele in jeglicher Körperhülle wohnen könne? Doch Claranus überwand alle Hindernisse: von der Verachtung seines Leibes gelangte er zur Verachtung alles Uebrigen. Der Dichter scheint mir zu irren, wenn er sagt:

Lieblicher wahrlich erscheint bei reizendem Körper die Tugend *).

Die Tugend bedarf keines Schönheitsmittels: sie selbst ist ihr schönster Schmuck, und weiht auch ihren Körper. Wenig-

*) Virgil Aen. V, 344.

ſteus, wenn ich unſern Claranus betrachte, ſo finde ich ihn ſchön, und ſeinen Körper ſo gerade, als es ſeine Seele iſt. Auch aus einer Hütte kann ein großer Mann hervorgehen, und eine ſchöne und große Seele aus einem mißgeſtalteten und gebrechlichen Körperchen. Oft ſcheint es mir wirklich, als ob die Natur nur darum ſolche Weſen ſchaffe, um zu beweiſen, daß die Tugend allenthalben gedeihe. Könnte ſie die Seelen ohne alle Hülle hervorgehen laſſen, ſo hätte ſie es gethan; nun thut ſie mehr: ſie ſchafft Seelen, die durch ihren Leib bedrückt, gleichwohl durch jeden Widerſtand hindurchbrechen. Claranus, ſo glaube ich, iſt zu dem Beiſpiele geſchaffen, an dem wir lernen können, daß durch einen mißgeſtalteten Körper die Seele nicht entſtellt, wohl aber durch eine ſchöne Seele der Körper verſchönert werde.

Wiewohl wir nur ſehr wenige Tage beiſammen zugebracht haben, ſo unterhielten wir uns doch in ſehr mannigfaltigen Geſprächen, welche ich nach und nach aufzeichnen und Dir mittheilen will. Am erſten Tage unterſuchten wir die Frage: „wie können die Güter unter ſich gleich ſeyn, wenn ihre Beſchaffenheit eine dreifache iſt?“ Nach der Lehre der Stoiker gibt es erſte Güter, wie: Freude, Friede, Wohlfahrt des Vaterlandes. Andere heißen zweite Güter, nämlich ſolche, die bei unglücklichen Anläſſen hervortreten, wie: Geduld unter Martern, Gelaſſenheit in ſchweren Krankheiten. Jene erſten wünſchen wir uns ſchlechthin; dieſe nur, wenn es nöthig iſt. Noch gibt es dritte; z. B. ein anſtändiger Gang, ein ruhiger und ehrlicher Ausdruck des Geſichtes, und eine Haltung, wie ſie einem vernünftigen Mann ziemt. Wie können nun dieſe Güter unter ſich gleich ſeyn, da die

Lucius Annäus Seneca des Philoſophen

Werke.

Vierzehntes Bändchen.

Briefe,

Ueberſetzt

von

Auguſt Pauly,

Profeſſor am obern Gymnaſium zu Stuttgart.

Drittes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

für Oeſtreich in Commiſſion von Mörſchner und Jaſper in Wien.

1835.

keines Zuwachses fähig ist. Das Rechte kann nicht rechter seyn, ebensowenig als das Wahre wahrer, das Gleichgewicht gleicher.

Alle Tugend beruht auf einem Maße von bestimmter Messung. Die Standhaftigkeit ist keiner Steigerung fähig, so wenig als das Selbstvertrauen, die Wahrhaftigkeit, die Redlichkeit. Was kann zu dem Vollkommenen noch hinzutreten? Nichts: oder es war das Vollkommene nicht, so lange noch etwas hinzukam. Eben so die Tugend: kann etwas zu ihr hinzugefügt werden, so fehlt ihr etwas. Auch das Sittlichgute nimmt keinen Zuwachs an; denn es ist das Sittlichgute eben wegen Dessen, was ich anführte. Ferner das Anständige, das Gerechte, das Gesetzmäßige — sollte es nicht immer sich selbst gleich, in festbestimmte Grenzen eingeschlossen seyn? Zunehmen zu können, ist ein Zeichen des Unvollendeten. Alles Gute fällt unter dasselbe Gesetz? verknüpft ist das Wohl des Einzelnen und Aller wahrlich eben so unzertrennlich, als das Lobenswerthe und das Begehrenswürdige. Folglich sind die Tugend unter sich gleich und die Werke der Tugend und alle Menschen, welche sie besitzen. Vorzüge der Pflanzen und Thiere sind, weil sie endlich, auch wandelbar, hinfällig und ungewiß; sie heben sich empor und sinken, und haben daher veränderlichen Werth. Den Tugenden des Menschen ist Eine Richtschnur gezogen: die richtige Vernunft ist Eine und einfach. Es ist Nichts göttlicher, als das Göttliche, und himmlischer als das Himmlische. Sterbliches mindert sich, sinkt, nützt sich ab; wie es wächst und anschwillt, so erschöpft es sich. Bei dieser Wandelbarkeit ihres Wesens sind sie unter sich ungleich; das Göttliche hat

Eine Natur. Die Vernunft aber ist nichts Anderes, als ein in den Menschenleib gesenkter Theil göttlichen Geistes. Wenn die Vernunft göttlich, kein Gut aber ohne Vernunft ist, so ist alles Gute göttlicher Natur. Unter dem Göttlichen ist kein Unterschied, also auch nicht unter den Gütern. Sonach sind Freude und eine muthvolle und standhafte Erduldung von Martern sich gleich: die Seelengröße ist bei beiden dieselbe; dort jedoch in Ruhe und ungespannt, hier im Kampfe und angestrengt. Wie sollte nicht gleich seyn die Tapferkeit Dessen, der muthvoll der Feinde Mauern erstürmt, und Dessen, der die Belagerung mit ausharrender Geduld erträgt. Groß ist Scipio, der Numantia einschließt und bedrängt, und die unbesiegten Hände zwingt, sich vernichtend gegen sich selbst zu kehren; aber nicht minder groß sind die Seelen der Belagerten, welche wissen, daß Niemand eingeschlossen ist, dem der Tod offen steht, und der in den Armen der Freiheit sein Leben verhaucht. Eben so sind die übrigen unter sich gleich, die Seelenruhe, die Ehrlichkeit, die Freigebigkeit, die Beständigkeit, der Gleichmuth, die Geduld; denn ihnen allen liegt die Eine Tugend zu Grunde, welche der Seele ihre gerade und unwandelbare Richtung gibt.

So wäre also kein Unterschied zwischen der Freude und der unbeugsamen Geduld unter Leiden? Keiner, rücksichtlich der Tugenden selbst; ein sehr großer, in Hinsicht der Umstände, unter welchen sich beide Tugenden äußern. Denn in dem einen Fall ist die Seele im Zustande der natürlichen Ruhe und Gelassenheit; in dem anderen im Zustande des der Natur widerstreitenden Schmerzes. Dergleichen nun sind Mittelding, welche einen großen Unterschied zulassen: die Tugend

ist in beiden gleich. Die Tugend wird durch den Stoff nicht anders; der harte und schwierige macht sie nicht schlechter, der erfreuliche und erheiternde nicht besser. Nothwendig also müßen beide Güter sich gleich seyn; denn der Eine kann in seiner Freude sich nicht besser betragen, noch der Andere besser in seinen Qualen; zwei Dinge aber, welche nicht besser werden können, sind gleich. Denn wenn Das, was außerhalb der Tugend liegt, dieselbe vermindern oder vermehren könnte, so hörte das Sittlichgute auf, das einzige Gut zu seyn: und giebst Du Dieses zu, so ist es um das Sittlichgute überhaupt geschehen. Warum? Ich will Dir's sagen: weil Nichts sittlichgut ist, was der Mensch ungern, was er gezwungen thut. Alles Sittlichgute ist freiwillig: laß Trägheit, Klage, Zaudern, Furcht hinzutreten, und es hat das Beste, was es an sich hat, verloren, das Wohlgefallen an sich selbst. Nichts kann tugendhaft seyn, was nicht eine That der Freiheit ist; denn wo Furcht ist, da ist Knechtschaft. Alle Tugend ist ruhig und ohne Anfechtung; stellt sich bei ihr Widerwille, Beschwerde, Ueberzeugung von einem Uebel ein, so hat sie etwas Störendes in sich aufgenommen, und kämpft mit sich selbst in großem Zwiespalt. Denn von der einen Seite ruft das Gute in seiner herrlichen Gestalt; von der andern hält die Besorgniß eines Uebels sie zurück. Somit, Wer sittlichgut handeln will, soll den Widerstand, wenn er ihn auch für ein Ungemach hält, doch nie für ein Uebel halten: er soll entschlossen seyn, er soll, was er thut, gern thun. Die Tugend ist unabhängig von Befehl und Zwang; sie ist rein und mit keinem Uebel gemischt.

Ich weiß, was man mir hier erwiedern könnte: „wie? du unternimmst es, uns zu überreden, es sey kein Unterschied, ob der Mensch im Zustande der Freude sey, oder auf der Folter liege, und seinen Peiniger ermüde?“ Ich könnte antworten: „auch Epikurus sagt, der Weise werde, selbst bratend im Stiere des Phalaris, ausrufen: „„Süß ist's hier; der Schmerz berührt mich nicht!““ Und Du wunderst Dich, wenn ich, ein Stoiker, behaupte, die Güter Beider seyen gleich, das des Einen, der sich zum Gastmahle gelagert hat, und das des Andern, der unerschüttert unter Martern steht? Da ja doch, was noch unglaublicher, ein Epikurus sagt, „die Peinigungen seyen süß.“ Allein ich antworte, es sey ein großer Unterschied zwischen Freude und Schmerz: und wenn es sich von einer Wahl handelt, so werde ich die eine suchen und den andern vermeiden: jene ist der Natur gemäß, dieser ihr zuwider. In dieser Hinsicht beurtheilt, sind sie durch einen großen Abstand getrennt. Kommt aber die Tugend in Frage, so ist sie in beiden Fällen sich gleich, wenn sie unter heitern Umgebungen, und wenn sie unter Leidigen wandelt. Keinen Einfluß hat Mißhandlung, Schmerz und anderes Ungemach; die Tugend überwindet Alles. Gleichwie die kleinern Lichter durch die Klarheit der Sonne verdunkelt werden, so verdrängt und unterdrückt die Tugend durch ihre Größe alle Schmerzen, Mühseligkeiten und Kränkungen, und wohin sie strahlt, da erlischt Alles, was ohne sie erscheint; und alle Widerwärtigkeiten, welche auf die Tugend fallen, machen nicht mehr aus, als ein Regen, der in's Meer fällt.

Zum Beweise, daß es so ist, wird der Tugendhafte zu jeder schönen That ohne alles Zaudern eilen: mag hier der

Henker, mag dort der Peiniger mit Folter und Feuer ſtehen, er wird beharren und nicht darauf ſehen, was er zu leiden, ſondern was er zu thun hat: er wird der edlen That ſich, wie einem rechtſchaffenen Manne, vertrauen, und wird ſie für nützlich, für ſicher, für heilbringend erkennen. Die edle, aber mit Mühſal und Ungemach verbundene That wird ihm eben ſo viel gelten, als ein tugendhafter, aber armer, verbannter oder kränklicher Mann. Wohlan denn! ſtelle auf die eine Seite einen tugendhaften, von Ueberfluß umgebenen Reichen; auf die andere Einen, der ſonſt Nichts hat, als Alles in ſich; Beide werden gleich tugendhaft ſeyn, ſo verſchieden auch ihre Glücksumſtände ſind. Daſſelbe Urtheil gilt, wie geſagt, von den Sachen, wie von den Menſchen: gleich preiswürdig iſt die Tugend, wenn ſie in einem kranken und gefeſſelten, wie wenn ſie in einem ſtarken und freien Körper wohnt. Darum wirſt auch Du Deine Tugend nicht höher rühmen, wenn Dir das Schickſal einen untadeligen Körper, als wenn es Dir einen irgendwie mangelhaften gab: ſonſt hieße es, den Herrn nach der Tracht ſeines Sklaven beurtheilen. Denn alles Dasjenige, worüber der Zufall ſeine Herrſchaft übt, Geld, Körper, Ehrenſtellen, ſind Sklavendinge; zerbrechliche, hinfällige, unſichere Beſitzthümer. Jene hinwieder, die Werke der Tugend, ſind frei und unüberwindlich, gleich werth unſeres Strebens, ſie mögen vom Glücke freundlich behandelt, oder von der Ungunſt der Umſtände verkümmert werden. Wie es mit der Freundſchaft gegen Menſchen iſt, ſo iſt es mit dem Verlangen nach Dingen. Du würdeſt, glaube ich, den Tugendhaften, wenn er reich iſt, nicht mehr lieben, als wenn er arm iſt, noch den ſtarken und

muskelkräftigen mehr, als den magern und schwächlichen; eben so wirst Du auch einen Gegenstand von heiterem und friedlichem Wesen nicht mit größerem Verlangen begehren, als einen ungeordneten und mühevollen. Wenn Du jedoch heute von zwei gleich tugendhaften Männern den Einen, weil er zierlich gekleidet ist und von Salben duftet, höher schätzen wolltest, als den bestaubten und struppigten, so würde es bald dahin kommen, daß Dir der Mann von ganzen und unversehrten Gliedmaßen lieber wäre, als der gebrechliche oder Einäugige; und allmählig würdest Du den Ekel so weit treiben, daß Du von zwei gleich rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern den lockigen und zierlich gekräuselten dem kahlen vorzögest. Wo zwei sich gleich sind an Tugend, kommt Ungleichheit in andern Dingen nicht in Betracht: denn alles Andere ist nicht Theil, sondern Zuthat. Welcher Vater macht einen so unbilligen Unterschied, daß er den gesunden Sohn mehr liebte als den kranken, den stattlichen und großgewachsenen mehr, als den kleinen oder mittelgroßen? Die wilden Thiere unterscheiden nicht unter ihren Jungen; sie legen sich nieder, um eines wie das andere zu säugen. Die Vögel theilen das Futter gleichmäßig aus. Ulysses eilte nach den nackten Felsen seines Ithaka mit demselben Verlangen, wie Agamemnon nach Mycenä's hochberühmten Mauern. Niemand liebt seine Vaterstadt, weil sie groß, sondern weil sie die seinige ist. Was ich damit will? Dich überzeugen, daß die Tugend alle ihre Werke, wie ihre Kinder, mit denselben Augen betrachte, und alle pflege, doch angelegentlicher noch die angefochtenen; wie denn auch die Elternliebe mehr zu denen, die sie bemitleidet, sich hinneigt. So liebt die

Tugend ihre Werke, die sie angefeindet und bedrängt sieht, zwar nicht in höherem Grade, aber, wie gute Eltern thun, sie hegt und pflegt sie mehr.

Warum ist aber nicht das eine Gut größer als das andere? Weil es nichts Angemesseneres geben kann, als das Angemessene, nichts Ebeneres, als das Ebene. Du kannst nicht sagen: das Eine sey einem Anderen mehr gleich als ein Drittes; so kann auch Nichts sittlich besser seyn, als das sittlich Gute. Ist nun die Natur aller Tugenden gleich, so sind auch die drei Arten von Gütern gleich. Ich behaupte also: gleich ist die Mäßigung in der Freude, und die Mäßigung im Schmerz. Jene Freude überwindet diese Seelenstärke nicht, welche auf der Folter die Seufzer unterdrückt. Jene Güter sind wünschens-, diese bewundernswerth, beide nichts desto weniger gleich; weil, was diese Ungemächliches haben, von dem größeren Gute als einer Hülle bedeckt wird. Wer sie für ungleich hält, sieht von den Tugenden selbst ab, und faßt die Außendinge in's Auge. Die wahren Güter sind gleich an Gewicht und Umfang; jene falschen haben viel Nichtiges. Ansehnlich und groß erscheinend dem Anblicke, täuschen sie, auf die Wagschale gelegt, die Erwartung.

So ist es, mein Lucilius: Was die reine Vernunft empfiehlt, ist gediegen und ewig, kräftigt den Geist und hebt ihn auf eine Höhe, die er nie mehr verlassen wird. Jenes alles, was unüberlegt gepriesen wird, und nach des Pöbels Urtheil gut ist, schwellt das Herz mit nichtiger Freude. Wiederum Das, was man als ein Uebel fürchtet, jagt der Seele Schrecken ein, und ängstigt sie, wie die Thiere der Schein der Gefahr. Beides also erweitert das Herz oder

quält es ohne Grund; das Eine ist der Freude so wenig, als das Andere der Furcht werth. Nur die Vernunft ist unveränderlich und hält ihr Urtheil fest; denn sie dient nicht den Sinnen, sondern sie gebietet ihnen. Die Vernunft ist der Vernunft gleich, wie das Rechte dem Rechten; also auch die Tugend der Tugend; denn sie ist nichts Anderes als die rechte Vernunft. Alle Tugenden sind Aeußerungen der Vernunft; sind sie dieß, so sind sie recht; sind sie recht, so sind sie unter sich gleich. Wie die Vernunft ist, so sind auch ihre Handlungen; also sind sie alle gleich. Denn da sie der Vernunft gleichartig sind, so sind sie es auch unter sich. Gleich aber, sage ich, sind die Handlungen unter sich, weil sie recht sind und sittlich gut. Uebrigens werden sie große Verschiedenheiten haben je nach der Mannigfaltigkeit des Stoffes, der bald einen größeren, bald einen geringeren Umfang hat; bald glänzend, bald ruhmlos ist; bald auf Viele sich erstreckt, bald auf Wenige. In allen ist Das, was das Wesentliche ist, sich gleich; sie sind sittlich gut. Eben so sind alle tugendhaften Menschen sich gleich, sofern sie tugendhaft sind; allein sie unterscheiden sich in Rücksicht auf Alter: der Eine ist älter, der Andere jünger; in Rücksicht auf den Körper: der Eine ist schön, der Andere häßlich; in Rücksicht auf Glücksgüter: Dieser ist reich, Jener arm, Dieser beliebt, mächtig, von Städten und Nationen gekannt, Jener den Meisten unbekannt und im Dunkeln. Aber vermöge Dessen, daß sie tugendhaft sind, sind sie gleich. Ueber Gut und Uebel kann die Sinnlichkeit nicht urtheilen; was nützlich ist, was nicht, ist ihr unbekannt. Sie kann ihre Stimme über Nichts abgeben, was sie nicht unmittelbar berührt. Sie sieht so wenig

das Künftige voraus, als ſie des Vergangenen ſich erinnert; was erfolgen muß, weiß ſie nicht: Hieraus aber entſteht die zuſammenhängende Ordnung und Folge der Dinge, und die geregelt fortſchreitende Einheit des Lebens. Die Vernunft alſo iſt die Richterin über Gut und Uebel: Fremdes und Aeußeres achtet ſie gering, und jene Dinge, die weder Güter ſind noch Uebel, erklärt ſie für höchſt unbedeutende, geringfügige Zugaben: alles Gute liegt ihr in der Seele. Uebrigens betrachtet ſie einige Güter für die erſten, zu welchen ſie ſich gefliſſentlich hinwendet, wie Sieg, Wohlfahrt des Vaterlandes, gute Kinder: andere für die zweiten, welche nur unter ungünſtigen Umſtänden zur Erſcheinung kommen, z. B. gelaſſene Ertragung einer ſchweren Krankheit oder der Verbannung; wieder andere für mittlere, welche eben ſo wenig der Natur gemäß, als ihr zuwider ſind, wie ein gemeſſener Gang, eine gute Haltung beim Sitzen. Denn es iſt nicht weniger naturgemäß, zu ſitzen, als zu ſtehen oder zu gehen. Jene beiden erſteren Güter ſind verſchieden: denn die erſten ſind der Natur gemäß, wie die Freude an der liebevollen Geſinnung der Kinder, an dem ungeſtörten Wohle des Vaterlandes; die zweiten ſind gegen die Natur, ein muthiger Widerſtand gegen Martern, geduldige Ertragung des Durſtes bei brennender Fieberhitze. Wie ſo? „Gibt es alſo ein Gut, das gegen die Natur wäre?" Keineswegs: ſondern die Lage, in welcher ſich jenes Gut äußert, iſt bisweilen gegen die Natur. Verwundet, oder über Gluthen verzehrt, von ſchmerzvollen Krankheiten geplagt werden, iſt gegen die Natur; aber unter dieſem Allem einen unermüdlichen Muth behaupten, iſt der Natur gemäß. Und um kurz auszudrücken, was

ich meine: der Stoff des Guten ist bisweilen gegen die
das Gute nie; denn es gibt kein Gutes ohne Vernun
Vernunft aber folgt der Natur. Was ist also die Ver
Die Nachbildung der Natur. Und welches ist das
Gut des Menschen? Nach dem Willen der Natur st
tragen.

„Doch läßt sich nicht zweifeln, daß ein nie gest
Friede beglückender ist, als ein mit vielem Blute erworbe
Es läßt sich nicht zweifeln, daß eine unerschütterte Gesu
heit erfreulicher ist, als eine solche, die man aus schwer
und das Aeußerste drohenden Krankheiten nur mit ang
strengter Mühe und vielem Dulden gerettet hat. So wir
auch nicht zu bezweifeln seyn, daß die Freude ein größere
Gut ist, als die muthige, brennenden Qualen sich entgegen
lemmende Geduld.“ Keineswegs: jene zufälligen Dinge
lassen vielfältige Unterschiede zu; man schätzt sie nach dem
Vortheil des Empfangenden. Die Güter haben nur Eine
Aufgabe: Uebereinstimmung mit der Natur. Erreichen sie
diese, so sind sie alle gleich. Wenn der Senat dem Antrag
eines Mitgliedes beitritt, so kann man nicht sagen, Dieser
stimme noch mehr bei, als Jener; sondern Alle vereinigen
sich in derselben Meinung. Dasselbe sage ich von den Tugen-
den: alle stimmen mit der Natur; dasselbe auch von den
Gütern: alle stimmen mit der Natur. Einer stirbt als Jüng-
ling, ein anderer als Greis, wieder ein Anderer als Knabe,
dem nur erst ein Blick in's Leben zu werfen vergönnt ward:
alle Diese waren in gleicher Art sterblich, wenn auch der
Tod das Leben des Einen länger fortschreiten ließ, das des
Andern mitten in der Blüthe abschnitt, das eines Dritten

im ersten Beginn unterbrach. Eines Leben erlischt über der Tafel; bei einem Andern geht der Schlaf über in den Tod; ein Anderer gibt den Geist auf in währendem Liebesgenuß. Hinwiederum denke Dir Andere, welche das Schwert durchbohrte, oder ein Schlangenbiß entseelte, oder einstürzende Trümmer zerschmetterten, oder die Folter mit allmähliger Nervenlösung stückweise abtödtete — des Einen Ende kann besser, des Andern schlimmer genannt werden, der Tod selbst ist bei Allen der gleiche. Die Wege, auf welchen er kam, sind verschieden; das Ziel, wo sie enden, ist nur Eines. Kein Tod ist größer oder geringer; er hat bei Allen dasselbe Maß, daß er das Leben endigt. Eben dieß sage ich Dir von den Gütern. Dieses erscheint unter lauter Freuden, jenes unter traurigen und herben Dingen; dieses regelt die Gunst des Geschicks, jenes bändigt seine Gewaltthätigkeit: beide sind gleich gut, obwohl jenes auf ebenem Boden, dieses auf rauhem wandelt. Aller Ziel ist dasselbe: sie sind Güter, sie sind lobenswürdig, und folgen der Tugend und Vernunft. Die Tugend macht unter sich gleich, was sie als das Ihrige anerkennt.

Auch darfst Du Dich nicht wundern, diese Lehre unter den unsrigen zu finden. Bei Epikurus giebt es zwei Güter, aus welchen jenes Höchste der Glückseligkeit entsteht: Freiheit des Körpers von Schmerz, und Freiheit der Seele von aller Unruhe. Diese Güter wachsen nicht, wenn sie vollständig sind; denn wie kann wachsen, was vollständig ist? Der Körper ist frei von Schmerz: was kann zu dieser Schmerzlosigkeit noch hinzukommen? Das Gemüth ist mit sich eins und ungetrübt: was kann zu dieser Seelenruhe noch hinzu-

kommen? Wie ein heiterer Himmel, ausgeläutert zum reinsten Glanze, keine größere Klarheit mehr erreichen kann, so ist der Mensch, der für Körper und Seele sorgt, und sein Gut aus der Vereinigung beider gewinnt, zur Vollkommenheit seines Zustandes gelangt: er hat die Erfüllung seines Verlangens gefunden, wenn keine Aufwallung in seiner Seele, kein Schmerz in seinem Körper ist. Fällt ihm noch Wohlthuendes von Außen zu, so vermehrt dieß sein höchstes Gut nicht, sondern würzt es nur, daß ich so sage, und macht es angenehm: denn jenes vollendete Gut des menschlichen Wesens fordert nur Körper- und Seelenfrieden.

Ich will Dir auch noch bei Epikurus eine der unsrigen sehr ähnliche Eintheilung der Güter nachweisen. Es gibt nach ihm Güter, welche ihm vorzugsweise wünschenswerth sind, als: Ruhe und Freiheit des Körpers von jedem Ungemach, Gelassenheit der Seele, die sich glücklich fühlt in Beschauung ihrer Güter; andere sind, die er zwar nicht gerne bei sich eintreten sieht, nichts desto weniger aber lobt und billigt, wie die eben erwähnte Geduld in Krankheit und heftigen Schmerzen, wie sie Epikurus bewies an jenem seinem letzten und glückseligsten Tage. Denn er sagte, „er leide in der Blase und dem entzündeten Unterleibe Qualen, die eines weitern Zuwachses nicht fähig seyen; gleichwohl sey ihm dieser Tag ein glücklicher Tag.“ Glücklich aber kann nur seyn, wer im Besitz des höchsten Gutes ist. Also auch nach Epikurus gibt es Güter, welche man lieber nicht an sich erfahren möchte; die jedoch, wenn es sich so fügt, freudig zu empfangen, zu loben, den höchsten gleich zu schätzen sind. Man kann nicht sagen, ein Gut sey nicht den größten gleich, das den Beschluß

eines glücklichen Lebens macht, und welchem Epikurus noch mit seinen letzten Worten dankte.

Erlaube mir, mein trefflichster Lucilius, ein noch kühneres Wort zu sprechen: wenn irgend Güter größer als andere seyn könnten, so möchte ich gerade diese, als traurige sich darstellenden, jenen weichlichen und wohlthuenden vorziehen. Denn es ist größer, Schwieriges zu brechen, als Erfreuliches zu mäßigen. Ich weiß, daß es dieselbe Vernunft ist, welche das Glück weise, und das Unglück mit Fassung ertragen läßt. Gleich tapfer kann der Krieger seyn, der vor dem Walle in Sicherheit die Wache hält, während kein Feind das Lager beunruhigt; wie jener, der mit abgeschnittenen Sehnen auf den Knieen sich fortschleppt, und seine Waffen nicht im Stiche läßt; — aber: „Glück zu, du Braver!" schallt nur Dem entgegen, der blutrünstig aus dem Kampfe geht. Darum möchte ich mir mehr jene angefochtenen Güter loben, die sich im muthigen Kampfe mit dem Schicksal erprobten. Sollte ich anstehen, jene verstümmelte und ausgedorrte Hand des Mucius mehr zu preisen, als die unverletzte jedes andern Helden? Verachtend Feind und Flamme stand er, und sah ruhig seine Hand in das Heerdfeuer des Feindes tröpfeln, bis Porsenna, gerne sehend diese Strafe, aber neidisch auf seinen Ruhm, mit Gewalt ihn von dem Feuer reißen ließ. Wie sollt' ich dieses Gut nicht unter die ersten zählen, und es jenen unangefochtenen und vom Schicksal ungeprüften um so mehr vorziehen, je seltener es ist, den Feind mit der verlorenen Hand, statt mit der bewaffneten, zu überwinden? — „Also dieses Gut wirst du dir wünschen?" fragst Du. — Warum nicht? Wer ein solches nicht wünschen kann, kann

es auch nicht vollbringen. Oder ſoll ich lieber wünſchen, da ich meine Glieder den Dienern der Weichlichkeit hinbieten dürfe, um ſie geſchmeidig machen zu laſſen? Daß ein Weib, oder ein zum Weibe gewordener Mann, die zärtlichen Finger mir recke? Wie ſollte ich nicht einen Mucius für glücklicher halten, der das Feuer ſo behandelte, als hätte er ſeine Hand dem Sklaven, um ſie zu behandeln *), überlaſſen? Er machte gut, was er verſehen hatte: wehrlos und verſtümmelt beendigte er den Krieg, und mit der zerſtörten Hand überwand er zwei Könige **).

Siebenundſechzigſter Brief.

Alles Gute iſt wünſchenswerth.

Der Frühling — um mit einem alltäglichen Gegenſtande zu beginnen — hat angefangen, ſich aufzuthun: allein da er ſchon daran war, in den Sommer überzugehen, wo er heiß werden ſollte, iſt er wieder kühler geworden; und noch iſt ihm nicht zu trauen, denn oft fällt er in den Winter zurück. Zum Beweiſe, wie zweifelhaft er noch iſt — ich wage mich

*) Zur Toilette weichlicher Römer gehörte auch, wie noch jetzt im Orient, daß man ſich von einer eigens dazu beſtimmten Perſon (tractator, tractatrix) die Glieder, beſonders die Hand durch Reiben, Ausrecken der Finger und dergl. geſchmeidig machen ließ.

**) Porſenna und den vertriebenen Tarquinius.

noch immer nicht in's kalte Waſſer, ſondern breche deſſen harte Strenge. „Das heißt doch," ſagſt Du, „weder Kälte, noch Wärme ertragen." So iſt es, mein Lucilius: mein Alter hat ſchon genug an ſeiner eigenen Kälte; thaut es doch kaum mitten im Sommer auf. So bringe ich meine meiſte Zeit in warmen Hüllen zu. Aber ich bin meinem Greiſenalter dankbar, daß es mich an mein Ruhebett feſſelt. Wie ſollt' ich auch nicht? Was ich nicht wollen darf, kann ich auch nicht. Mit meinen Büchern unterhalt' ich mich. Und wenn zwiſchenein Briefe von Dir kommen, ſo iſt mir, als ſey ich bei Dir, als ſchreibe ich Dir nicht, ſondern ſpreche mit Dir. So wollen wir nun auch den Gegenſtand Deiner neulichen Frage, wie in geſelliger Unterhaltung, gemeinſchaftlich unterſuchen.

Du fragſt, ob jedes Gut wünſchenswerth ſey? Wenn es ein Gut ſey, ſetzeſt Du hinzu, ſtandhaft die Folter zu ertragen, muthig ſich brennen zu laſſen, geduldig in Krankheiten zu ſeyn, ſo folge, daß alles Dieß wünſchenswerth ſey; und doch ſeheſt Du darin nichts Wünſchenswürdiges. Du wüßteſt Niemand, der noch je dafür den Göttern gedankt hätte, daß er Geißelhiebe empfangen, vom Podagra verkrüppelt, auf der Folter ausgereckt worden. — Unterſcheide nur, mein Lucilius, und Du wirſt Dich überzeugen, daß dabei allerdings etwas Wünſchenswerthes iſt. Ich möchte zwar, daß Martern mir ferne blieben; allein wenn ſolche auszuhalten ſind, ſo wünſche ich, daß ich ſie ſtark, muthig und ehrenvoll trage. Wie ſollte ich es nicht lieber ſehen, daß kein Krieg ausbreche? Geſchieht es jedoch, ſo werde ich wünſchen, daß ich Wunden, Hunger und Alles, was die Kriegsnoth mit ſich bringt, mit edlem

Muthe dulde. Ich bin nicht so thöricht, nach einer Krankheit zu verlangen; ist jedoch eine solche zu bestehen, so werde ich wünschen, keine Ungeduld, keine weibische Schwäche zu verrathen. So ist also nicht das Ungemach wünschenswerth, sondern die Tugend, welche das Ungemach erträgt. Einige aus unserer Schule sind der Meinung, starkmüthige Ertragung von Qualen sey eben nicht zu verwerfen, aber auch nicht wünschenswerth; weil nur ein reines, unangefochtenes, über alle Beschwerde erhabenes Gut Gegenstand eines Wunsches seyn dürfe. Dieß widerspreche ich. Denn für's Erste kann eine Sache unmöglich gut, und nicht zugleich wünschenswerth seyn; zweitens, wenn die Tugend wünschenswerth, und ohne Tugend kein Gut ist, so ist jedes Gut wünschenswerth. Sodann, wenn muthvolle Ertragung von Qualen nicht wünschenswürdig ist, so frage ich wieder: aber der Muth selbst ist es doch wohl? Denn er verachtet die Gefahr, und fordert sie heraus: seine schönste, seine bewunderungswürdigste Seite ist die, daß er den Flammen nicht ausweicht, daß er Wunden entgegen geht, daß er tödtende Geschosse nicht vermeidet, oft ihnen selbst die Brust darbeut. Ist dieser Muth wünschenswerth, so ist es auch geduldige Ertragung von Qualen; denn sie ist eine Seite des Muthes.

Aber, wie gesagt, unterscheide, und Nichts wird Dich irre machen. Nicht das Qualen leiden ist das Wünschenswerthe, sondern sie muthvoll leiden. Dieses Muthvolle wünsche ich; und dieses ist die Tugend. „Aber Wer hat je dergleichen Wünsche gethan?" — Es gibt bestimmte, ausgesprochene Wünsche, wenn sie auf Einzelnes gehen; andere sind unbestimmt,

eines glücklichen Lebens macht, und welchem Epikurus noch mit seinen letzten Worten dankte.

Erlaube mir, mein trefflichster Lucilius, ein noch kühneres Wort zu sprechen: wenn irgend Güter größer als andere seyn könnten, so möchte ich gerade diese, als traurige sich darstellenden, jenen weichlichen und wohlthuenden vorziehen. Denn es ist größer, Schwieriges zu brechen, als Erfreuliches zu mäßigen. Ich weiß, daß es dieselbe Vernunft ist, welche das Glück weise, und das Unglück mit Fassung ertragen läßt. Gleich tapfer kann der Krieger seyn, der vor dem Walle in Sicherheit die Wache hält, während kein Feind das Lager beunruhigt; wie jener, der mit abgeschnittenen Sehnen auf den Knieen sich fortschleppt, und seine Waffen nicht im Stiche läßt; — aber: „Glück zu, du Braver!" schallt nur Dem entgegen, der blutrünstig aus dem Kampfe geht. Darum möchte ich mir mehr jene angefochtenen Güter loben, die sich im muthigen Kampfe mit dem Schicksal erprobten. Sollte ich anstehen, jene verstümmelte und ausgedorrte Hand des Mucius mehr zu preisen, als die unverletzte jedes andern Helden? Verachtend Feind und Flamme stand er, und sah ruhig seine Hand in das Heerdfeuer des Feindes tröpfeln, bis Porsenna, gerne sehend diese Strafe, aber neidisch auf seinen Ruhm, mit Gewalt ihn von dem Feuer reißen ließ. Wie sollt' ich dieses Gut nicht unter die ersten zählen, und es jenen unangefochtenen und vom Schicksal ungeprüften um so mehr vorziehen, je seltener es ist, den Feind mit der verlorenen Hand, statt mit der bewaffneten, zu überwinden? — „Also dieses Gut wirst du dir wünschen?" fragst Du. — *Warum* nicht? Wer ein solches nicht wünschen kann, kann

Muth wirkt mit, von welchem Geduld, Ausdauer und Gelassenheit nur Zweige sind; es wirkt die Klugheit mit, ohne welche kein Entschluß gefaßt wird, und welche anräth, muthig zu ertragen, was man nicht vermeiden kann; es wirkt die Beharrlichkeit mit, welche sich nicht aus ihrer Stellung bringen läßt, und ihren Vorsatz gegen jede entgegen ringende Gewalt behauptet; es wirkt zusammen jener ganze, untheilbare Verein von Tugenden. Was irgend Edles gethan wird, thut Eine Tugend, aber nach dem Beschluß der Gesammtheit: was aber von allen Tugenden gut geheißen wird, ist wünschenswerth, auch wenn es nur Eine zu thun hat.

Oder könntest Du glauben, nur Das sey wünschenswerth, was im Geleite von Vergnügen und behaglicher Ruhe erscheint, was man bei bekränzten Thüren empfängt? Es gibt auch ein schmerzenvolles Vergnügen: es gibt Wünsche, deren Erreichung nicht von einem Schwarme Glückwünschender, sondern von Anbetern und Verehrern gefeiert werden. Meinest Du, Regulus habe nicht gewünscht, zu den Carthagern zu kommen? Versetze Dich in die große Seele dieses Mannes, und entferne Dich auf eine Weile von den Vorstellungen der Menge; erfasse das Bild der erhabenen Tugend in der ganzen, ihr gebührenden Herrlichkeit, der wir nicht mit Weihrauch und Blumengewinden, sondern mit Schweiß und Blutschuldigen müssen. Betrachte einen Marcus Cato, wie er die unentweihte Hand an die heilige Brust legt, und die Wunde, weil sie nicht tief genug ist, weiter aufreißt. Wirst Du ihm Dein Bedauern und Dein Mitleid bezeugen, oder thu nicht vielmehr glücklich preisen? Dieß gemahnt mich wieder an unsern Demetrius, der ein ungetrübtes, von allen Anläufen des

Mißgeschicks freies Leben ein todtes Meer nennt. Nichts haben, was Dich aufregte, was Dich spornte, bei dessen Drohen und Anlauf Du die Festigkeit Deiner Seele prüfen könntest, sondern in ungestörter Behäglichkeit da liegen, das ist nicht Ruhe, es ist gänzliche Windstille. Der Stoiker Attalus pflegte zu sagen: „ich will lieber in des Schicksals Kriegsdienst, als in seiner Gunst stehen. Ich leide die Folter, aber muthvoll: es ist gut. Ich falle durch's Schwert, aber muthvoll: es ist gut." Epicurus würde sagen: „auch süß ist's." Doch möchte ich der erhabenen und rechten Sache nie einen so weichlichen Namen geben. Ich leide Flammenpein, aber unbesiegt. Wie sollte Dieß nicht wünschenswerth seyn, nicht, weil die Flammen mich brennen, sondern, weil sie mich nicht besiegen? Nichts ist vortrefflicher, als die Tugend, nichts schöner; und gut ist und wünschenswerth, was auf ihr Geheiß geschieht.

Achtundsechzigster Brief.

Die Muße des Weisen.

Ich bin mit Deinem Vorhaben einverstanden. Birg Dich ganz in Deiner Muße; aber auch Deine Muße verbirg. Thust Du dieß, so wisse, daß Du, wenn auch nicht der Lehre, doch dem Beispiele der Stoiker folgst. Allein auch nach ihrer Lehre wirst Du es thun; und Du kannst Dich selbst davon überzeugen, wenn Du Lust hast. Wir verlangen von dem Weisen nicht, daß er in den Geschäften jegliches Staates,

noch daß er darin immer und ohne Aufhören lebe; überdieß, da wir ihm einen ſeiner würdigen Staat, die Welt, anweiſen, ſo iſt er nicht auſſerhalb des Staates, auch wenn er ſich zurückzieht. Vielmehr geht er, wenn er den einzelnen Winkel verlaſſen, vielleicht in einen größeren und weiteren Raum über, und ſieht, zum Himmel erhoben, ein, wie niedrig er geſeſſen, da er den curuliſchen oder den Richterſtuhl beſtiegen hatte. Das vertraue ich Dir an: nie iſt der Weiſe mehr beſchäftigt, als wenn Gott und Welt vor ſeine Blicke treten.

Ich komme auf den Rath zurück, den ich Dir gab, Deine Muße nicht merken zu laſſen. Es iſt nicht nöthig, daß Du ihr den Titel der Philoſophie gebeſt *); belege Dein Vorhaben, Dich zurückzuziehen, mit irgend einem andern Namen, ſprich von Kränklichkeit, Schwäche, Unluſt zu arbeiten. Mit ſeiner Muße groß thun, iſt unnütze Eitelkeit. Gewiſſe Thiere bringen, um nicht aufgefunden zu werden, ihre Fußſtapfen um das Lager her in Unordnung: Du mußt ein Gleiches thun, ſonſt wird es nicht an Leuten fehlen, die Dich verfolgen. Viele gehen an dem Offenliegenden vorüber, und ſpüren nach dem Verſteckten und Verborgenen; den Dieb reizt das Verſchloſſene. Werthlos ſcheint, was zu Tage liegt; wo die Thüre offen ſteht, geſchieht kein Einbruch. Das iſt ſo der Leute Art, das die Art jedes Ungebildeten; in das Verborgene ſucht man einzudringen. Das Beſte iſt alſo, ſeine Muße nicht zur Schau zu tragen; es trägt ſie aber in gewiſſer Art zur Schau, wer ſich zu ſehr verſteckt, und ſich aus den Augen der Menſchen zurückzieht. Der Eine verbirgt ſich in

*) Nach der Vulg.: philosophiam; atque etiam aliud.

Tarent; ein Anderer ſchließt ſich in Neapel ein; ein Anderer iſt ſeit vielen Jahren nicht über die Schwelle ſeines Hauſes gekommen. Wer ſeine Muße zum Mährchen gemacht hat, zieht die Menge herbei.

Wenn Du Dich zurückziehſt, ſo muß Deine Abſicht nicht ſeyn, daß die Leute von Dir reden, ſondern daß Du mit Dir ſelbſt redeſt. Und was Du mit Dir reden ſollſt? Was die Leute ſo gerne von Andern thun: urtheile ungünſtig von Dir ſelbſt bei Dir ſelbſt. Gewöhne Dich, die Wahrheit zu ſagen und zu hören. Behandle aber am fleißigſten den Theil, welchen Du als den ſchwächſten an Dir erkenneſt. Jedem ſind die Gebrechen ſeines Körpers bekannt. Einer erleichtert ſeinen Magen durch ein Brechmittel; ein anderer hilft ihm durch öfter wiederholtes Eſſen auf; wieder ein anderer leert und reinigt ſeinen Körper von Zeit zu Zeit durch Faſten. Wen die Fußgicht heimſucht, der enthält ſich des Weintrinkens und Badens: im Uebrigen unbekümmert um die Diät, ſucht er nur dem Uebel, das ihn mehrmals plagt, zu begegnen. So hat auch unſere Seele ihre gebrechlichen Theile, bei denen eine Cur anzuwenden iſt. Was thue ich alſo in meiner Muße? Ich heile meinen Schaden. Wenn ich Dir einen geſchwollenen Fuß zeigte, eine blaue Hand, die verkürzten Muskeln eines contracten Beins, ſo würdeſt Du mir geſtatten, auf Einer Stelle liegen zu bleiben, und meiner Krankheit zu warten; ein größeres Uebel aber iſt, das ich Dir nicht zeigen kann. Ich habe einer Entzündung, ein Blutgeſchwür in der Bruſt. Ich will nicht, daß Du mich lobeſt, nicht, daß Du ſprecheſt: „o der große Mann! er verachtet alles, er verurtheilt des menſchlichen Lebens Verrücktheit,

und entfliehet ihr!“ Ich verurtheile nichts als mich. Du haſt keine Urſache, um Deiner Beſſerung willen zu mir zu kommen. Du irreſt, wenn Du Dir Hilfe von hier verſprichſt; hier wohnt kein Arzt, ſondern ein Kranker. Lieber wollte ich, Du ſprächeſt im Weggehen: „ich hielt den Menſchen für glücklich und veredelt; ich war in geſpannter Erwartung. Aber ich ſehe mich getäuſcht; ich ſah nichts, ich hörte nichts, was ich wünſchte, und weswegen ich wieder kommen möchte.“ Wenn Du dieß fühlſt, wenn Du ſo ſprichſt, ſo iſt etwas gewonnen worden. Ich will lieber, daß Du meine Muße entſchuldigeſt, als daß Du ſie beneideſt.

Aber ich höre Dich fragen: „wie, mein Seneca? Die Muße empfiehlſt Du mir? Du geräthſt ja in Epicuriſche Meinungen!“ Eine Muße empfehle ich Dir, in welcher Du wichtigere und ſchönere Dinge treiben ſollſt, als die Du verlaſſen An die ſtolzen Pforten der Mächtigen klopfen, ein Regiſter führen dürfen über kinderloſe Greiſe, eine gewichtige Stimme auf dem Forum haben, iſt ein gehäſſiges, kurzdauerndes, und, wenn Du es recht betrachteſt, höchſt gemeines Vermögen. Dieſer iſt mir überlegen an Einfluß auf dem Forum; jener an Würden, die er durch längeren Kriegsdienſt ſich erworben, jener wiederum an Klientenzahl. Was iſt's, daß Menſchen mir überlegen ſind? wenn ich es nur dem Schickſal bin! O hätteſt Du längſt ſchon dieſes Ziel zu erreichen Dir vorgenommen! Dächten wir nicht erſt im Angeſicht des Todes auf ein glückliches Leben! Und auch jetzt noch wollen wir ſäumen? Wir glauben jetzt der Erfahrung, was wir längſt der Vernunft glauben konnten, daß ſo viele Dinge überflüſſig und verderblich ſind. Laß uns thun, wie die, welche zu viel Ich

auf den Weg machten und nun die Zeit durch Eile einbringen wollen: laß uns die Sporen brauchen! Unser Alter eignet sich vortrefflich zu solchen Bestrebungen: es hat ausgeschäumt; schon hat es den unbändigen Leidenschaften der gährenden Jugend ihre Kraft benommen; es braucht nicht viel mehr, sie zu ertödten. „Allein," fragst Du, „wann soll Dir nützen, was Du am Ausgange des Lebens lernest, und wozu?" Dazu, daß ich als ein Besserer hinausgehe. Glaube ja nicht, daß irgend ein Lebensalter zur Veredlung der Gesinnung geeigneter sey, als dasjenige, welches durch so manche Proben, durch ein langes und vielfältiges Erfahren und Leiden müde geworden, bei gedämpften Affecten das Heilsame ergreift. Dies ist die Zeit für dieses Gut. Wer als Greis zur Weisheit gelangt, gelangt durch seine Jahre zu ihr.

Neunundsechzigster Brief.

Unterbrich nicht die philosophische Muße durch häufigen Wechsel des Aufenthalts.

Ich wünschte nicht, daß Du so oft Deinen Aufenthalt veränderteſt, und von einem Ort auf den anderen überſprängeſt. Ein solches Wandern verräth ein unſtätes Gemüth. Es kann nicht in Ruhe zu ſich ſelbſt kommen, wenn es unaufhörlich umherſchaut und in der Irre geht. Um der Seele Haltung zu geben, thu zuerſt dieſer Flucht des Körpers Einhalt. Sodann helfen die Heilmittel nur bei fortgeſetztem Gebrauch: dieſe Ruhe und das Vergeſſen des früheren Lebens

ist nicht zu unterbrechen. Laß Deine Augen verlernen; laß Deine Ohren sich an vernünftigere Worte gewöhnen. Bei jedem weitern Fortschritt werden Dir da und dort Dinge aufstoßen, welche Deine Begierden erneuern könnten. Wer sich einer Liebe entschlagen will, hat jede Erinnerung an die geliebte Gestalt zu vermeiden; denn nichts erwacht so leicht wieder, als die Liebe. Eben so muß, wer die Sehnsucht nach Dingen, wornach er sonst vor Begierde brannte, verbannen will, Augen und Ohren von allem Dem abwenden, was er zurückließ. Schnell erneuert die Leidenschaft den Krieg; wohin sie nur blickt, sieht sie einen bereitliegenden Preis ihrer Bemühung. Kein Uebel ohne Handgeld! Die Habsucht verspricht Geldbesitz; die Sinnlichkeit viele und mannichfaltige Ergötzungen; die Ehrsucht Purpur und Volksbeifall, und hieraus Macht und Alles, was die Macht vermag. Durch solche Preise reizen Dich die Laster. Hier aber mußt Du unentgeldlich leben. Kaum, daß es in einem ganzen Menschenalter gelingt, Laster, die in langer Ungebundenheit sich aufblähten, zu bändigen und unter das Joch zu zwingen; wie sollte es gelingen, wenn wir die so kurze Zeit durch Unterbrechungen zerstückeln? Irgend eine Sache zur Vollendung zu bringen, gelingt mit Mühe nur einer anhaltenden Wachsamkeit und Anstrengung. Wenn Du mich hören willst, so bedenke dieß: bereite Dich darauf, den Tod zu empfangen, und, wenn die Umstände es räthlich machen, ihn sogar herbeizurufen. Es macht keinen Unterschied, ob er zu uns komme, oder wir zu ihm. Ueberzeuge Dich, wie falsch der Spruch sey, den jeder Schwachkopf im Munde führt: „es ist doch eine schöne Sache, seines (natürlichen) Todes sterben!“

Ueberdieß bedenke die Wahrheit: Man kann nicht eher als an seinem Tage sterben. Du verlierst nichts von deiner Zeit; denn die, welche Du übrig lässest, ist nicht

Siebenzigster Brief.

Ueber den freiwilligen Tod.

Nach einer langen Zwischenzeit habe ich Dein Pos wieder gesehen, und mich zurückversetzt in den Anblick m Jugend. Was ich dort als Jüngling gethan, glaubte ich jetzt noch thun zu können, und noch vor Kurzem erst ge zu haben. Wir sind an dem Leben vorüber geschifft, Lucilius; und wie auf dem Meere, mit unserem Virg zu sprechen:

— — rückwärts treten die Fluren und Städte *),

so entzog sich, während wir auf dem reißenden Strom Zeit hinschiffen, zuerst die Kindheit unseren Blicken, da die Jugendzeit, hernach was in der Mitte liegt zwischen Jünglings- und Greisenalter und an beide gränzt**), en die kostbaren Jahre des Greisenalters selbst: und nun be zuletzt das gemeinsame Ziel der Menschheit sich zu ze Es sey eine Klippe, glauben wir in unserer Thorheit! Hafen ist's, den wir bisweilen aufsuchen müssen, nie

*) Aen. III, 72.

**) Die Römische Sprache hat Primen eigenen Ausdruck Mannesalter, daher die Umschreibung.

schmähen dürfen. Wer binnen der ersten Lebensjahre nach ihm hingetragen ward, darf sich eben so wenig beklagen, als wer schnell segelte. Den Einen nämlich hält die Unthätigkeit der Winde mit neckendem Eigensinn hin, und ermüdet ihn mit dem Verdruß einer langweiligen Stille; einen Andern trägt ein andauerndes Wetter aufs schnellste an's Ziel. Denke Dir, dasselbe geschehe auch mit uns: Einige führt das Leben rasch dorthin, wohin sie auch zögernd gelangen müßten; andere macht es erst müde und gar. Aber Du weißt, daß man dieses Leben nicht immer festhalten muß; denn nicht das Leben selbst ist ein Gut, sondern das recht leben. Der Weise lebt daher, so lange er soll, nicht, so lange er kann. Er wird in Betracht ziehen, wo, mit wem und wie er leben, was er thun wird; er denkt immer daran, wie das Leben beschaffen, nicht wie lang es sey. Zeigt sich ihm vieles Widrige, seine Gemüthsruhe Störende, so öffnet er sich den Ausweg, und thut dieß nicht erst in der letzten Noth; sondern, sobald nur das Schicksal anfängt, ihm verdächtig zu werden, untersucht er sorgfältig, ob er nicht etwa gleich heute enden soll. Ihm gilt es gleich, ob er ein Ende nehme, oder sich ein Ende mache; ob dieß früher oder später geschehe: er fürchtet keinen großen Verlust. An der Regentraufe ist nicht viel zu verlieren. Ob Du früher stirbst oder später, thut nichts zur Sache: richtig ist, ob gut oder schlecht. Gut sterben heißt aber der Gefahr entgehen, schlecht zu leben. Ich halte es für eine ganz unmännliche Antwort, die jener Rhodier gab, als ein Tyrann ihn in einen Käfig sperren und wie ein wild's Thier füttern ließ. Da ihn Jemand aufforderte, keine Nahrung zu nehmen, sagte er: „so lange man

lebt, darf man alles hoffen." Mag es auch wahr seyn, s ist doch das Leben nicht um jeden Preis zu erkaufen. Ma mancher Vortheil groß und gewiß seyn, doch möchte ich nich durch ein schmähliges Geständniß meiner Schwäche dazu ge langen. Soll ich denken: das Glück vermag Alles, so lang ich lebe; und nicht vielmehr: das Glück vermag nichts übe mich, wenn ich zu sterben weiß? Doch bisweilen wird de Weise, auch wenn der gewisse Tod ihm bevorsteht, auch wenn er weiß, daß seine Hinrichtung festgesetzt ist, nicht seine eigene Hand zu ihrer Vollziehung hergeben. Thorheit ist es, ster ben aus Furcht vor dem Sterben. Er kommt, der Dich töd tet; erwarte ihn. Warum willst Du ihm zuvorkommen? warum die Ausführung eines grausamen fremden Willens übernehmen? Mißgönnst Du dieß Deinem Henker, oder willst Du es ihm ersparen? Socrates konnte seinem Leben ein Ende machen, indem er sich die Nahrung entzog, und Hungers statt an Gift sterben; doch verbrachte er dreißig Tage im Gefängniß und in Erwartung des Todes, nicht mit dem Gedanken, es sey Alles noch möglich, eine so lange Zeit lasse manche Hoffnungen zu, sondern um den Gesetzen zu genügen, um seinen Freunden den Hochgenuß des sterbenden Socrates zu gewähren. Was wäre thörichter gewesen, als den Tod verachten, und das Gift fürchten? Scribonia, eine Frau von edlem Character, war die Vaterschwester des Drusus Libo *), eines jungen Mannes, der, nicht minder thöricht als vornehm, auf größere Dinge hoffte, als in jenen Zeiten irgend Einer,

*) Der sich in eine Verschwörung gegen Tiberius eingelassen hatte.

ob er selbst, hoffen durfte. Als er unwohl in einer Sänfte
s dem Senate nach Hause gebracht worden war, begleitet
n sehr wenigen seiner Freunde (die übrigen alle hatten
blos ihn verlassen, nicht als einen Beklagten, sondern als
nen schon Todten), so fing er an Rath zu halten, ob er
h den Tod geben, oder ihn erwarten solle. Da sagte Scri-
nia: „Wie sollte es Dir lieber seyn, etwas für Andere zu
un?" Und folgte er ihr nicht *)? Er legte Hand an sich,
ob wirklich mit Grund. Denn wer in drei oder vier Tagen
ch der Willkühr eines Feindes sterben soll, und sein Leben
s dahin fristet, thut etwas für einen Andern. Man kann
so nicht wohl im Allgemeinen sagen, ob man, wenn eine
here Gewalt uns den Tod droht, diesen zu erwarten, oder
n zuvorzukommen habe. Denn es ist Manches, was uns
ch beiden Seiten ziehen kann. Wenn die eine Todesart
it Qualen verbunden, die andere einfach und leicht ist,
arum sollte ich nicht nach der letzteren greifen? Wie ich
n Schiff wähle, wenn ich eine Seereise machen, ein Haus,
enn ich irgendwo wohnen will, so wähle ich eine Todesart,
n das Leben zu verlassen. Wie das längere Leben nicht
bedingt das bessere ist, so ist der längere Tod unbedingt
r schlimmere. In Nichts so sehr, als im Sterben, haben
ir nach der Neigung der Seele uns zu richten. Sie mache
h los, auf welche Weise sie die Lust anwandelt; mag sie
ch einem Dolche greifen, oder nach einem Strick, oder nach

*) Ich lese *nonne* persuasit illi? Scribonia wollte ihm den Selbstmord abrathen; allein Drusus nahm ihre Worte in einem andern Sinn.

Ueberdieß bedenke die Wahrheit: Man kann nicht anders als an seinem Tage sterben. Du verlierst nichts von Deiner Zeit; denn die, welche Du übrig lässest, ist nicht Dein

Siebenzigster Brief.

Ueber den freiwilligen Tod.

Nach einer langen Zwischenzeit habe ich Dein Pompeji wieder gesehen, und mich zurückversetzt in den Anblick meiner Jugend. Was ich dort als Jüngling gethan, glaubte ich mir jetzt noch thun zu können, und noch vor Kurzem erst gethan zu haben. Wir sind an dem Leben vorüber geschifft, mein Lucilius; und wie auf dem Meere, mit unserem Virgilius zu sprechen:

— — rückwärts treten die Fluren und Städte *),

so entzog sich, während wir auf dem reißenden Strome der Zeit hinschiffen, zuerst die Kindheit unseren Blicken, darauf die Jugendzeit, hernach was in der Mitte liegt zwischen der Jünglings- und Greisenalter und an beide gränzt **), endlich die kostbaren Jahre des Greisenalters selbst: und nun beginnt zuletzt das gemeinsame Ziel der Menschheit sich zu zeigen. Es sey eine Klippe, glauben wir in unserer Thorheit! Ein Hafen ist's, den wir bisweilen aufsuchen müssen, nie der

*) Aen. III, 72.

**) Die Römische Sprache hat keinen eigenen Ausdruck für Mannesalter, außer die Umschreibung.

zu lindern, haſt Du ſchon öfters Blut gelaſſen; man ſchlägt eine Ader, um der Blutfülle zu wehren; es iſt nicht nöthig, mit einer weiten Wunde das Herz zu ſpalten; eine Lanzette bahnt den Weg zu jener erhabenen Freiheit, und die Ruhe koſtet nur einen Stich. Was iſt es alſo, was uns ſo träg und zaghaft macht? Keiner von uns bedenkt, daß wir doch einmal aus dieſer Wohnung wandern müſſen. So feſſelt alte Miethsleute nachſichtige Anhänglichkeit an den gewohnten Raum auch unter Verdrüßlichkeiten. Willſt Du Deine Freiheit behaupten gegen dieſen Leib? So bewohne ihn als einer, der bald auswandern wird. Stelle Dir vor, daß Du einſt auf dieſen Aufenthalt verzichten mußt, und Du wirſt muthiger ſeyn, wenn es nöthig wird, ihn zu verlaſſen. Doch, wie ſoll den Leuten ihr Ende zu Sinne kommen, da alle ihre Begierden kein Ende kennen? Ueber nichts iſt ſo nothwendig nachzudenken. Für Anderes übt man ſich vielleicht ganz überflüſſig. Man hat ſein Herz auf die Armuth vorbereitet — allein der Reichthum iſt geblieben. Wir haben uns gewaffnet zur Verachtung des Schmerzes — aber das Glück eines geſunden und unverletzten Körpers wird vielleicht nie eine Probe dieſer Tugend von uns verlangen. Wir haben uns vorgenommen, muthvoll den Verluſt der Unſrigen zu tragen — allein Alle, die wir liebten, hat uns das Schickſal erhalten. Hingegen wird der Tag gewiß kommen, wo wir von jener Vorbereitung Gebrauch zu machen haben.

Man glaube nicht, nur große Männer hätten die Stärke beſeſſen, der menſchlichen Knechtſchaft Feſſeln zu zerſprengen. Man bilde ſich nicht ein, ſo etwas könne nur von einem

Cato geschehen, der mit der Hand das Leben heraus
da er mit dem Stahl ihm keinen Ausweg schaffen kon
Haben doch Menschen des niedrigsten Looses mit mächti
Drang in's Freie sich gerettet; sie haben, da sie n
nach Bequemlichkeit sterben, und die Werkzeuge nicht n
ihrer Willkühr wählen durften, nach dem Nächsten Be
gegriffen und aus eigener Macht in Todeswaffen Dinge
gewandelt, die von Natur nicht schädlich waren. Neul
während eines Thiergefechtes, ging ein Deutscher, der
das vormittägige Schauspiel bestimmt war, ein Bedürf
vorgebend, an jenen Ort, wohin allein er ohne Wache ge
durfte. Dort ergriff er das mit einem Schwamme versehe
zur Säuberung dienende Holz, und stopfte es sich mit sol
Gewalt in den Schlund, daß er erstickend den Geist aufg
Das hieß dem Tode Hohn bieten! Freilich ein unsauber
schmutziges Sterben! Aber was wäre thörichter, als ster
mit Ekel? Wahrlich, es war ein Held: er wäre würdig
wesen, seinen Tod wählen zu dürfen. Wie muthig h
dieser sein Schwert gebraucht! wie entschlossen sich in
Tiefe des Meeres oder von einer schroffen Felswand her
gestürzt! Von Allem verlassen, entdeckte er doch eine Wa
sich den Tod zu geben *), zum Beweise, daß uns zum St
den oft nichts fehlt, als der Wille. Urtheile Jeder n
Gutdünken über die That dieses Helden: nur das werde
gegeben, auch der schmutzigste Tod sey der eleganteſten
reinlichsten Sclaverei vorzuziehen.

Weil ich nun schon begonnen, niedrige Beispiele zu

*) *Daret*, wie ich vermuthe, statt *deberet*.

brauchen, ſo will ich damit fortfahren; vielleicht wird Jeder ſich um ſo mehr zumuthen, wenn er ſieht, daß den Tod zu verachten auch der Verachtetſte vermag. Die Catone und Scipione und Andere, deren Namen wir mit Bewunderung zu nennen gewohnt ſind, erſcheinen uns über die Nachahmung erhaben; allein ich will zeigen, daß nicht wenigere Beiſpiele dieſer Tugend auf dem Schauplatze der Thierhetzen, als an den Helden der Bürgerkriege ſich finden. Als neulich ein Gefangener, von Wachen umgeben, zum Morgenſchauſpiel gefahren wurde, nickte er, als ob er vom Schlafe überwältigt wäre, mit dem Kopf, und ſenkte dieſen ſo tief, bis er in die Speichen des Rades gerieth; ſo ließ er ſich, ohne ſeinen Sitz zu verändern, durch den Umſchwung des Rades das Genick brechen. Derſelbe Karren, der ihn zur Hinrichtung tragen ſollte, befreite ihn von dieſer.

Nichts ſteht Dem im Wege, der ausbrechen und hinaus will! Die Natur hält uns in weiter Haft. Wem es ſeine Lage erlaubt, möge ſich nach einem bequemen Auswege umſehen: wem mehrere Mittel zur Hand ſind, ſich in den Freiſtand zu verſetzen, möge auswählen und zu Rathe gehen, durch welches derſelben er am liebſten frei werden mag; wem aber die Gelegenheit nicht günſtig iſt, der greife zu dem nächſten als dem beſten, ſey es auch ſeltſam und unerhört. Wem der Muth, zu ſterben, nicht fehlt, dem wird es auch an Erfindſamkeit nicht gebrechen. Siehſt Du, wie auch die letzten der Sclaven, als der Schmerz ſie ſtachelte, ſich aufrafften und die wachſamſten Hüter täuſchten? Der iſt ein groſſer Mann, welcher ſich den Tod nicht blos gebietet, ſondern ihn erfindet.

Ich habe Dir mehrere Beispiele vom Schauplatze versprochen. Am zweiten Tage der Naumachieen drückte sich einer der Barbaren die Lanze, welche ihm wider den Gegner in die Hände gegeben worden, in die eigene Kehle. „Warum," so dachte er, „entgehe ich nicht auf der Stelle aller Marter und Schmach? Ich habe eine Waffe, und warte auf den Tod?" Das Schauspiel war um so schöner, als es ehrenvoller für den Menschen ist, sterben als tödten zu lernen. Wie denn also? Einen Muth, welchen die verachtetsten Menschen und Verbrecher besitzen, sollen diejenigen nicht haben, welche ein langes Studium und die Lehrerin aller Dinge, die Vernunft, gegen solche Fälle vorbereitete? Diese lehrt uns, daß der Weg des Todes viele Anfänge, aber nur Ein Ziel hat, und daß es gleichgültig sey, wo man beginne, wenn der Endpunkt nur Einer ist. Sie räth uns, wenn es angeht, schmerzlos zu sterben; wo nicht, wie wir eben können, und zu ergreifen, was sich uns darbietet, um uns Gewalt anzuthun. Es ist Unrecht, vom Raube zu leben; aber es ist sehr schön, den Tod sich zu rauben.

Einundsiebzigster Brief.

Die Tugend, das höchste Gut.

Du fragst mich zuweilen über Einzelnes um Rath, ohne zu bedenken, daß ein weites Meer uns trennt. Da nun bei einem Rathe gar viel auf die Zeit ankommt, so muß es wohl geschehen, daß Du meine Ansicht über Manches erst dann

erfährſt, wann ſchon eine entgegengeſetzte die beſſere iſt. Unſere Rathſchläge richten ſich nach den Umſtänden: allein dieſe erleiden einen beſtändigen Wechſel, eine völlige Umkehrung. Der Tag muß alſo den Rath bringen, und auch dann kann er ſchon zu ſpät kommen; er muß vielmehr, wie man zu ſagen pflegt, uns unter den Händen entſtehen. Wie er aber zu finden iſt, will ich Dir zeigen. So oft Du wiſſen willſt, was Du zu vermeiden und was zu ſuchen habeſt, ſo faſſe nur das höchſte Gut und den Zweck Deines ganzen Lebens in's Auge. Mit dieſem muß, was wir thun, im Einklang ſtehen. Man wird keine richtigen Beſtimmungen wegen des Einzelnen treffen, wenn man ſich nicht einen höchſten Zweck für das Ganze des Lebens vorgeſetzt hat. Wer nicht darüber mit ſich einig iſt, was er malen will, wird kein Bild ſchaffen, auch wenn er alle Farben in Bereitſchaft hat. Daher unſere Fehler, weil wir immer nur die Theile des Lebens in Ueberlegung nehmen, und nie das Ganze. Wer einen Pfeil abſenden will, muß wiſſen, was er treffen will, und darnach ſeinem Geſchoſſe die Richtung geben. Unſere Rathſchläge ſind verfehlt, weil ſie auf nichts Beſtimmtes gerichtet ſind. Wer nicht weiß, nach welchem Hafen er ſteuern will, für den gibt es keinen Fahrwind. Nothwendig iſt es, daß der Zufall viel über unſer Leben vermag, weil wir nach dem Zufall leben. Manchen begegnet es aber, nicht zu wiſſen, daß ſie etwas wiſſen. Wie wir nämlich oft Leute ſuchen, die neben uns ſtehen, ſo wiſſen wir meiſtens nicht, daß uns wirklich ein Zweck nahe ſteht — das höchſte Gut. Was dieſes ſey, bedarf keiner wortreichen und weitläufigen Unterſuchung; ich brauche nur, daß ich ſo ſage, mit dem Finger darauf hinzu-

weisen, ohne mich im Einzelnen zu verlieren. Denn sollte es angehen, in Theilchen zu zerlegen, was ich ei so bezeichnen kann: das höchste Gut ist das Sitt gute. Ja, was Dir noch wunderbarer erscheinen mag: einzige Gut ist das Sittlichgute. Die übrigen falsche und unechte Güter. Wenn Du Dich davon über und innige Liebe (bloße Liebe wäre zu wenig) zur T gewonnen hast, so wird Alles, was Dich durch sie trifft Dich glücklich und erwünscht seyn, wie es auch Andern kommen mag, sogar die Qualen der Folter, wenn D mit mehr Seelenruhe auf ihr liegst, als Dein Peiniger Das Ungemach der Krankheit, wenn Du dem Schicksal fluchst, Deinem Uebel nicht nachgibst, kurz, Alles, was dere für Uebel halten, verliert sein Herbes und verwa sich in das Gute, wenn Du Dich über dasselbe erhebst. dieß sey Dir klar, daß kein Gut ist, als das Sittlich und alles Ungemach, wenn es durch die Tugend geadelt wirst Du mit vollem Recht ein Gut nennen. Zwar gla Manche, wir versprechen mehr, als die menschliche N vermöge. Allerdings, wenn wir nur auf das Körpe sehen. Aber wenden wir uns zu dem Geiste zurück, und werden den Menschen nach der Gottheit messen.

Erhebe Dich, mein edler Lucilius: verlasse jene gel Schule der Philosophen, die das Erhabenste zum Gegen ihrer Sylbenspiele machen, die den Geist durch Kleinigke die sie lehren, herabdrücken und lähmen; und werde *) lich jenen großen Erfindern, aber nicht diesen Lehrern, u

*) *Flau.*

mehr bemüht ſind, die Philoſophie ſchwierig, als ſie groß erſcheinen zu laſſen. Socrates, welcher die ganze Philoſophie auf die Sittenlehre zurückführte, behauptete, die höchſte Weisheit ſey, Gutes und Böſes zu unterſcheiden wiſſen. Solchen Meiſtern folge *), wenn mein Rath etwas bei Dir gilt, damit Du glücklich ſeyeſt; und laß es geſchehen, daß Dieſer oder Jener Dich für einen Thoren halte. Mag Dich höhnen und beleidigen, wer da will: Du wirſt dennoch nichts erleiden, wenn die Tugend mit Dir iſt. Ich wiederhole es: wenn Du glücklich, wenn Du in Wahrheit tugendhaft ſeyn willſt, ſo laß Dich immer von Dieſem oder Jenem verachten. Aber Du wirſt es nicht vermögen, wenn Du nicht alle Güter gleich achteſt, weil kein Gut iſt ohne Tugend, die Tugend aber in allen gleich iſt.

„Wie?" fragſt Du, „ſo wäre kein Unterſchied, ob Cato Prätor wird oder durchfällt? Kein Unterſchied, ob bei Pharſalus Cato ſiegt oder geſchlagen wird? Wenn er, nachdem ſeine Partei überwunden worden, unüberwunden bleibt, iſt Dieß ein gleich großes Gut, als wenn er ſiegreich in die Vaterſtadt zurückgekehrt wäre, und Friede geſtiftet hätte?" Warum nicht? Es iſt dieſelbe Tugend, welche über das Unglück ſiegt, und das Glück regelt: die Tugend aber kann nicht größer noch kleiner werden; ſie hat nur Eine Größe. — „Aber Cnejus Pompejus wird ſein Heer verlieren; jener herrliche Stolz der Republik, der Adel und die Vorkämpfer in den Pompejaniſchen Reihen, der Senat unter den Waf-

*) Ad mores, hanc summam — — distinguere. Sequere, *inquam*, illos — — — Si vis, *inquam*, beatus — — —

fen, werden in Einem Treffen aus dem Felde geſchlagen, un die Trümmer des großen Reiches über den ganzen Erdkrei hin zerſprengt werden; ein Ueberreſt wird in Aegypten, ei anderer in Africa, wieder ein anderer in Spanien zuſammen ſinken! Nicht einmal das ſoll dem armen Freiſtaate werden auf einmal zu ſtürzen!" — Mag dieſes Alles geſchehen; ma dem Juba in ſeinem eigenen Reiche die Kenntniß der Gegen den ſo wenig helfen, als ſeiner Unterthanen ausharrendſt Hingebung für ihren König; mag auch, erſchüttert durch Un fälle, die Treue der Bürger von Utica wanken, und vo Scipio in Africa das Glück ſeines Namens weichen — läng iſt dafür geſorgt, daß Cato keinen Schaden nehme. — „Abe er wurde doch beſiegt." — Zähle auch Dieß zu den Fehlſchla gungen, die er erlebte. Daß etwas ſeinem Sieg, wie dor ſeiner Prätur, im Wege ſtand — beides trägt er mit gleic großem Sinn. An jenem Tage, da er bei der Wahl durch fiel, ſpielte er: in der Nacht, da er ſterben wollte, las er *) Ihm galt es gleich, auf die Prätur, wie auf das Leben, z verzichten; was ſich ereignen mochte, zu tragen, war ſei Grundſatz. Wie ſollte er die Umgeſtaltung des Staates nich mit Muth und Gelaſſenheit anſehen? Denn was iſt ausge nommen von der Gefahr einer Umgeſtaltung? Die Erd nicht, der Himmel nicht, nicht dieſes ganze Gebäude de Weltalls, wiewohl die göttliche Führung es leitet. Es wir nicht immer denſelben Gang behaupten, ſondern ein Tag wir kommen, der es aus dieſer Bahn ſtößt. Alles geht nach be ſtimmten Zeiten; es muß werden, wachſen, vergehen. Di

*) Nämlich in Plato's Phädon. S. oben Nr. 24.

Weltkörper, welche Du über Dir wandeln siehst, und der, auf welchen wir, als auf den festesten Grund, gesetzt und mit welchem wir gleichsam verwachsen sind, alle werden in Stücke gehen und aufhören. Alles hat sein Alter: nach verschiedener Dauer führt die Natur Alles an dasselbe Ziel. Was ist, wird nicht seyn; es wird nicht untergehen, aber aufgelöst werden. Dieses Aufgelöstwerden ist uns ein Untergehen. Denn wir sehen auf das Nächste; weiter hinaus blickt unser stumpfer Sinn nicht, der sich dem Körper zu eigen gegeben. Man würde sein und der Seinigen Ende muthiger ertragen, wenn man die Ansicht hätte, daß Alles in diesem Wechsel vom Leben in den Tod, und von dem Tod in das Leben übergehe, daß das Verbundene aufgelöst, das Aufgelöste verbunden werde, und daß in diesem Werke die ewige Kunst der Alles einrichtenden Gottheit walte. So wird ein Cato, wenn er die Jahrhunderte an seinem Geiste vorübergehen ließ, sprechen: „das ganze Geschlecht der Menschen, die sind, und die seyn werden, sind zum Tode verurtheilt. Alle die Städte, die irgend die höchste Macht behaupten, oder anderer Reiche schönste Zierden sind, werden mannichfaltige Arten des Untergangs finden, und man wird nicht nach der Stelle fragen, wo sie gestanden. Manche wird der Krieg verwüsten; andere werden durch Unthätigkeit, durch die träge Ruhe eines langen Friedens, und durch die Ueppigkeit, der verderblichsten Feindin großer Macht, in Verfall gerathen. Alle diese fruchtbaren Gefilde werden plötzlich einbrechende Fluthen des Meeres bedecken, oder ein jäher Einsturz des zusammensinkenden Bodens in den Abgrund begraben. Wie sollte es mir also Unmuth und Kummer machen, wenn ich um einige Augenblicke

dem Verhängniß des Ganzen vorangehe?" Eine große Seele gehorcht der Gottheit, und was das allgemeine Geſetz gebeut, duldet ſie ohne Weigerung. Sie wird entweder entlaſſen zu einem beſſern Leben, um unter göttlichen Weſen ein lichteres und ſeligeres Daſeyn zu führen; oder ſie wird, wenigſtens alles Ungemachs entbunden, mit ihrer Natur wieder vermiſcht werden, und in das Ganze zurückkehren. So iſt alſo Cato's tugendhaftes Leben kein größeres Gut als ſein tugendhafter Tod; denn die Tugend erleidet keine Steigerung. Es iſt mit der Tugend, ſagt Socrates, wie mit der Wahrheit: wie dieſe nicht zunehmen kann, ſo auch nicht die Tugend; ſie hat ihr Maaß und iſt vollſtändig.

Du darfſt Dich alſo nicht wundern, daß die Güter gleich ſind, ſowohl diejenigen, welche mit Vorſatz, als die, welche angenommen werden, weil die Umſtände es ſo mit ſich bringen. Wollteſt Du eine Ungleichheit derſelben gelten laſſen, ſo würdeſt Du den Muth auf der Folter zu den geringern, ja ſogar zu den Uebeln rechnen: Du müßteſt ſagen, Socrates in ſeinem Kerker ſey unglücklich geweſen: Cato nicht minder, als er die Wunde, die er ſich muthig geſchlagen, noch muthiger erweiterte; am beklagenswürdigſten Regulus, der für ſeine auch dem Feinde bewahrte Treue büßte. Und doch hat Niemand, auch der kraftloſeſte Zärtling nicht, dieſes zu behaupten gewagt: ſie läugnen zwar, daß er glücklich, doch behaupten ſie nicht, daß er elend geweſen. Die alten Academiker geſtehen zwar, man könne auch unter dieſen Martern glücklich ſeyn; doch ſey man es nicht vollſtändig und gänzlich. Dieß iſt auf keine Weiſe zuzugeben. Wer nicht glücklich iſt, beſitzt das höchſte Gut nicht. Das höchſte Gut

aber hat keine Stufe über ſich, wenn anders die Tugend ihm inwohnt, wenn keine Widerwärtigkeit dieſe Tugend ſchwächt, wenn ſie auch bei verſtümmeltem Körper unverſehrt bleibt. Sie bleibt es aber: denn ich meine hier jene muthvolle und erhabene Tugend, auf welche alles Feindſelige nur belebend wirkt. Und wahrlich, die Weisheit nur wird ſolchen Sinn einflößen und mittheilen, wiz ihn nicht ſelten Jünglinge edler Art ſich aneignen, die in der Begeiſterung für irgend eine ſchöne That alles Zufällige verachten: die Weisheit wird die Ueberzeugung geben, das einzige Gut ſey das Sittlichgute, und dieſes könne weder ab- noch zunehmen, ſo wenig, als Du den Richtſtab biegen kannſt, womit wir das Gerade prüfen: was Du an ihm änderſt, zerſtört die gerade Linie. Daſſelbe iſt von der Tugend zu ſagen: ſie iſt das Gerade und keiner Biegung fähig; ſie kann zwar immer mehr gehärtet, aber nicht geſteigert werden. Sie richtet über Alles, Nichts über ſie. Wie ſie ſelbſt aber nicht gerader werden kann, alſo iſt auch von dem, was durch ſie geſchieht, nicht das Eine gerader als das Andere; denn alles dieſes muß ihr entſprechen: alſo ſind ſie gleich.

„Wie?“ fragſt Du, „bei einem Gaſtmahle liegen, und ſich foltern laſſen, wäre gleich?“ Das ſcheint Dir wunderbar? Du magſt Dich noch mehr wundern, wenn ich Dir ſage: bei einem Gaſtmahle liegen, iſt ein Uebel, und auf die Folter geſpannt ſeyn, iſt ein Gut, wenn jenes ſittenlos, und dieſes tugendhaft geſchieht. Bei Gut und Uebel kommt es nicht auf die Sache ſelbſt, ſondern auf die Tugend an; Alles, worin *dieſe erſcheint*, hat gleiche Größe und gleichen Werth. *Da ſetze ich mich aber* mit heftigem Widerſpruch von Sei-

erer, die über den Sinn Aller nach dem eigenen urthei
edroht, weil ich sage, das Gut des Mannes, der sein
lück standhaft erträgt, sey gleich dem des Andern, der
lück weise beurtheilt; und weil ich sage, das Gut de
er triumphirt, sey gleich dem Gute dessen, der unbeste
eistes vor dem Wagen des erstern hergeht. Solche L
lauben, es könne nicht geschehen, was sie nicht zu thun
ögen; sie urtheilen über die Tugend nach ihrer eig
chwäche. Was wunderst Du Dich, wenn man es für
ndet, ja bisweilen wirklich seine Lust daran hat, sich b
en, verwunden, fesseln, tödten zu lassen? Dem Schwe
t ein mäßiges Mahl eine Buße; dem Faulen eine anst
ende Arbeit gleich der Todesstrafe; dem Vergnügungs
gen heißt ein thätiges Leben ein elendes, dem Geistes
en Studiren eine Marter; eben so halten wir das, w
ir alle schwach sind, für hart und unerträglich, ohn
edenken, für wie viele es schon eine Folter sey, Wei
ntbehren, oder mit Sonnenaufgang geweckt zu werden. N
on Natur ist dergleichen schwer, sondern weil wir se
nd entnervt sind. Großes muß mit großem Sinn beurt
erden; sonst scheint der Fehler jenen Dingen anzugehö
ährend es der unsrige ist. So erhält der geradeste S
's Wasser gesteckt, den Schein eines krummen und gek
n. Es kommt nicht nur darauf an, was, sondern
an sieht: unser Geist sieht nicht helle genug, um das W
u schauen. Denke Dir einen Jüngling von unverdorbe
emüth und kräftigem Geiste: er wird sagen, daß ihm
Mann, welcher alle Lasten eines widrigen Geschickes mit
r Nacken trägt, und über seinem Schicksal erhaben

als der beglücktere erſcheine. Es iſt nichts Beſonderes, ſeine Faſſung zu behaupten, wo alles ruhig iſt: aber den bewundern, der ſich aufrichtet, wo alle niedergedrückt werden, der ſteht, wo alle zu Boden liegen. Was iſt das Ueble an Folterqualen und an Allem dem, was man widrig nennt? Gewiß nur, daß ſolche Dinge den Geiſt lähmen und niederbeugen, dergleichen dem Weiſen nie begegnen kann. Dieſer ſteht aufrecht unter jeglicher Bürde: nichts macht ihn kleiner; nichts von Allem dem, was er tragen ſoll, mißfällt ihm. Er beklagt ſich nicht, daß ihn getroffen, was irgend den Menſchen treffen kann; er kennt ſeine Kraft, und weiß, daß er einer Laſt gewachſen iſt.

Ich nehme den Weiſen nicht aus der Zahl der Menſchen aus, und behaupte nicht, daß aller Schmerz von ihm, wie von einem Fels, der keiner Empfindung fähig iſt, ferne bleibe. Ich habe nicht vergeſſen, daß er aus zwei Theilen beſteht: der eine iſt vernunftlos; dieſer kann gebrannt, gebiſſen, gequält werden: der andere iſt vernünftig, unerſchütterlich in ſeinen Anſichten, unerſchrocken, unbezwinglich. In dieſem wohnt jenes höchſte Gut des Menſchen. So lange daſſelbe nicht vollſtändig iſt, herrſcht noch ein ungewiſſes Schwanken der Geſinnung; wenn es aber ſeine Vollendung erreicht hat, ſo iſt ſein Beſtand unverrückt. Hat alſo der Verehrer der Tugend erſt begonnen, iſt er noch im Fortſchreiten zum Höchſten begriffen, hat er zwar dem höchſten Gute ſich genähert, aber noch nicht die letzte Hand an daſſelbe gelegt, ſo wird er bisweilen einen Stillſtand machen, und hie und da etwas nachlaſſen *in der Anſtrengung ſeines Geiſtes*: denn er *noch nicht über das Ungewiſſe hinaus*, und befindet ſich

immer auf schlüpfrigem Boden. Der Glückliche aber, d
Mann von vollendeter Tugend, ist sich dann am liebste
wann er sich am muthigsten erprobt hat. Was Ander
furchtbar ist, erträgt er nicht nur, sondern heißt es willkor
men, wenn es der Preis irgend einer schönen Pflicht ist, m
er will lieber um so viel besser, als um so viel glücklich
heißen.

Ich komme nun auf das, wozu Deine Erwartung mi
ruft. Damit man nicht glaube, unsere Tugend lebe auß
der Wirksamkeit, so kann der Weise von Zittern, Schmer
Blässe befallen werden; aber alles Dieß sind nur Anregung
seines Körpers. Wo ist also das Unglück? wo das wah
Uebel? Es ist dann vorhanden, wann jene Empfindungen d
Geist niederziehen, wann sie ihn zum Geständniß der Unte
würfigkeit nöthigen, wann sie ihn zur Unzufriedenheit mit si
selbst bringen. Der Weise aber überwindet das Schicks
durch seine Tugend. — „Aber viele Bekenner der Weisheit
haben sich zuweilen durch die leichtesten Drohungen erschrecken
lassen?“ — Das ist unser Fehler, wenn wir, was ma
von dem Weisen sagt, auch von dem Anfänger verlangen
Ich suche nur erst, mir anzueignen, was ich lobe; noch hab
ich es mir nicht angeeignet; und auch, wenn ich es hätte
wäre es mir noch nicht so geläufig, stände mir noch nicht
jeden Augenblick so zu Gebot, daß es sich mir in allen Fäl
len gleich darböte. Gleichwie die Wolle gewisse Farben gleich
auf das erste Mal annimmt, andere nur dann einsaugt, wann
sie mehrere Male in dieselben eingeweicht und darin gesotten
worden ist; so gibt es auch Lehren, welche sich sogleich beth
tigen, sobald sie in den Geist aufgenommen sind. Diese Leh

aber muß erſt tief in das Gemüth eingedrungen ſeyn, ſeit lange ſich feſtgeſetzt, der Seele nicht eine äußere Färbung gegeben, ſondern ſie durchdrungen haben, wenn ſie leiſten ſoll, was ſie verſprochen hatte. Dieſe Lehre läßt ſich ganz kurz und mit wenigen Worten geben: das einzige Gut iſt die Tugend; es gibt wenigſtens keines ohne die Tugend: die Tugend ſelbſt aber hat ihren Sitz in unſerem beſſern, das iſt, in unſerem vernünftigen Theile. Was iſt aber dieſe Tugend? Ein richtiges, unveränderliches Urtheil. Denn aus dieſem kommen die Regungen des Gemüthes; dieſes läutert und klärt alle die Vorſtellungen auf, wodurch die Regungen hervorgebracht werden. Dieſem Urtheil wird es entſprechend ſeyn, alle Dinge, welche mit der Tugend in Berührung ſtehen, für Güter, und zwar für ſolche zu erklären, welche unter ſich gleich ſind. Güter des Körpers ſind zwar für den Körper gut, aber für das Ganze ſind ſie es nicht. Dieſe werden wohl eine Art von Werth, aber keine Würde haben; ſie werden unter ſich weit abſtehende Verſchiedenheiten zeigen, und theils größer, theils geringer ſeyn. Sogar daß unter den Anhängern der Weisheit ſelbſt große Unterſchiede ſeyen, werden wir zugeben müſſen. Der Eine hat es nur erſt ſo weit gebracht, daß er es wagt, die Augen gegen das Schickſal aufzuſchlagen, aber nicht anhaltend; denn von dem übermächtigen Glanze geblendet, ſenkt er ſie nieder. Ein Anderer iſt ſchon ſo weit, mit offenem Geſicht ihm gegenüber zu treten; wer es ſchon auf's Höchſte gebracht, iſt auch voll Selbſtvertrauen. Das Unvollkommene muß *nothwendig* ſchwanken, bald ſich vorwärts wagen, *bald aber* ſtraucheln und fallen. Es wird aber falle

wenn es nicht beharrlich zum Fortgehen ſich anſtrengt. S
nachläßt an Eifer und treuem Beſtreben, muß rückw
gehen. Niemand findet ſeine Fortſchritte da, wo er ſie
laſſen hatte.

Vorwärts alſo! Laß uns beharrlich weiter dringen! N
iſt mehr zu thun übrig, als wir ſchon gethan; aber es
ſchon ein großer Fortſchritt, fortſchreiten zu wollen. I
ſen bin ich mir bewußt: ich will, und will von ganzem H
zen. Und ich ſehe auch Dich von dieſem Verlangen erfü
ſehe Dich mit großem Drang dem Schönſten zueilen. E
wir denn! So erſt wird das Leben eine Wohlthat ſeyn; f
iſt es ein Verzug, und zwar ein ſchimpflicher, wenn wir
ter Gemeinem verweilen. Trachten wir, daß alle Zeit u
ſey; ſie wird es aber nicht ſeyn, wenn wir nicht zuvor ſe
unſer eigen geworden ſind. Wann wird es uns ſo gut w
den, Glück und Unglück verachten zu können? Wann ſo
werden, alle Leidenſchaften zu bändigen, unſerem Wi
ſie zu unterwerfen, und auszurufen: ich habe geſie
„Ueber wen?" fragſt Du? Nicht über die Perſer, noch ü
der Meder äußerſte Stämme, noch auch über irgend ein K
gervolk, das noch jenſeits der Dahen *) wohnte; ſondern ü
die Geldgier, über den Ehrgeiz, über die Todesfurcht, wel
ſelbſt über die Beſieger der Nationen ſiegt.

---

*) Am caſpiſchen Meere.

Zweiundſiebzigſter Brief.

Geſchäfte ſollen uns von dem Studium der Weisheit nicht abhalten.

Der Gegenſtand, wegen deſſen Du mich befragteſt, war mir damals, als ich mich damit beſchäftigte, vollkommen geläufig: allein ich habe mein Gedächtniß ſeit lange nicht mehr aufgefriſcht, und ſo ſteht mir die Sache nicht ſogleich zu Gebot. Ich finde, daß es mir geht, wie den Bücherrollen, welche zuſammenkleben, wenn ſie lange nicht gebraucht wurden: ich muß den Geiſt entfalten, und, was ich in denſelben niedergelegt, von Zeit zu Zeit aufregen, damit es zur Hand ſey, ſo oft ich es gebrauchen will. Verſchieben wir alſo jenen Gegenſtand für jetzt; denn er erfordert eine mühevolle und ſorgfältige Unterſuchung. Sobald ich aber auf einen längeren Aufenthalt an einem und demſelben Orte hoffen darf, werde ich ihn vornehmen. Es gibt Dinge, über welche man im Wagen ſchreiben kann: andere erfordern Muße und die Einſamkeit des Ruhebettes. Nichts deſtoweniger muß auch in dieſen geſchäftevollen Tagen etwas gethan werden, und zwar an jedem derſelben. Denn Geſchäfte werden uns zu jeder Zeit neue zuwachſen; wir pflanzen ſie gleichſam; daher gehen aus jedem einzelnen ihrer mehrere hervor. Sodann verwilligen wir uns ſelbſt Friſten; wir ſprechen: „wenn ich mit dieſer, jener Arbeit zu Stande bin, ſo will ich mit ganzer Seele mich darauf legen; wenn ich dieſe läſtige Sache ins Reine gebracht haben werde, will ich dem (philoſophiſchen) *Studium mich ganz* widmen.“ Nicht erſt, wenn Du

Nichts zu thun hast, sollst Du philosophiren. Alles Uebrige ist hintanzusetzen, um einer Sache obzuliegen, für welche keine Zeit lange genug ist, auch wenn unser Leben die äußerste Gränze des Menschenalters erreichte. Es ist kein großer Unterschied, ob Du die Philosophie ganz aufgibst, oder Pausen machst. Denn man bleibt nicht stehen, wo man abbrach: wer das Fortschreiten unterlassen hat, kommt wieder auf den Anfang zurück, wie gewisse Körper, nachdem sie angespannt gewesen, wieder (in ihre vorige Lage) zurückspringen.

Man muß seine Geschäfte bekämpfen, und, statt sie langsam zu entwickeln, wegschaffen. Keine Zeit ist für das Studium des Heilsamen ungeeignet, und doch studiren Manche unter Umständen nicht, um deren willen sie gerade studiren sollten. Es wird immer Etwas eintreten, was abhält, aber nicht den, dessen Geist unter jeglichem Geschäft heiter und aufgeweckt ist. Nur der Unvollkommene erleidet noch Unterbrechungen seiner Heiterkeit: die Freude des Weisen ist eine fortgesetzte: sie wird durch keinen Zufall, durch keinen Glückswechsel gestört; sie ist immer und allenthalben ungetrübt. Denn er hängt nicht von Aeußerem ab, und wartet nicht auf des Glückes, noch eines Menschen Gunst. Seine Glückseligkeit ist eine innere; sie würde aus der Seele heraustreten, wenn sie einträte; sie hat ihr Entstehen in derselben. Bisweilen erscheinen Dinge von außen, die ihn an seine Sterblichkeit gemahnen; allein es sind Kleinigkeiten, welche uns die äußerste Haut streifen. Unwohlsein wird ihn hie und da ein Ungemach: aber sein Hauptgut steht fest. Ich gebe es *also zu*, daß äußerliche Unfälle ihn berühren können; wie *aus einem gesunden* und kräftigen Körper bisweilen gleiche

Puſteln und Geſchwürchen hervortreten; und gleichwohl iſt im Innern kein Schaden. Es iſt alſo, behaupte ich, derſelbe Unterſchied zwiſchen dem vollendeten Weiſen und dem werdenden, wie zwiſchen dem Geſunden und dem allmählig von einer ſchweren und langwierigen Krankheit Geneſenden, dem ein leichterer Anfall ſtatt der Geſundheit gilt. Dieſer verſchlimmert ſich nicht ſelten, wenn er nicht behutſam iſt, und fällt in den früheren Zuſtand zurück: der Weiſe verfällt weder in eine frühere, noch überhaupt in eine Krankheit mehr. Die Geſundheit des Körpers dauert nur eine Zeitlang; der Arzt verbürgt ſie nicht, auch wenn er ſie wiederherſtellte; oft wird er zu dem, den er behandelt hatte, auf's Neue gerufen. Des Weiſen Gemüth aber iſt mit Einemmal und ganz geheilt. Ich will Dir ſagen, an was ein geſundes Gemüth zu erkennen iſt: es iſt mit ſich ſelbſt zufrieden; es vertraut ſich ſelbſt; es weiß, daß Alles, was die Sterblichen zu wünſchen pflegen, daß alle gegebenen und erbetenen Wohlthaten für das glückliche Leben ohne Bedeutung ſind. Denn was eines Zuwachſes fähig iſt, iſt unvollkommen; was eine Minderung erleiden kann, iſt nicht dauernd; aber weſſen Freude bleibend ſeyn ſoll, muß ſich deß freuen können, was ihm eigen iſt. Alles dagegen, wornach die Menge haſcht, treibt hin und her; das Schickſal gibt kein Eigenthum. Allein auch dieſe Gaben des Zufalls gewähren Genuß, wenn die Vernunft Maaß und Ordnung in dieſelben bringt. Die Vernunft iſt's, welche auch den Außendingen Werth gibt, deren Gebrauch dem Gierigen nicht einmal erfreulich iſt.

Attalus pflegte ſich dieſes Gleichniſſes zu bedienen: wir

ſahſt wohl ſchon einen Hund, wie er die von ſeinem Herrn ihm zugeworfenen Stücke Brod oder Fleiſch mit offenem Maule aufſchnappte? Was er ſo erhaſcht, ſchlingt er mit Einemmal hinunter, und harrt ſogleich wieder voll Gier des Weitern. So geht es uns: was uns Harrenden das Schickſal zuwirft, das verſchlucken wir ohne allen Genuß, und trachten in geſpannter Erwartung auf neuen Raub." Nicht alſo der Weiſe: er iſt geſättigt. Fällt ihm Etwas zu, ſo nimmt er es mit Ruhe an, und legt es zurück. Er genießt der höchſten, ununterbrochenen, ihm eigenen Freude. Mancher hat guten Willen, hat Fortſchritte gemacht; aber noch fehlt ihm viel zum Höchſten. Dieſer ſinkt und hebt ſich abwechſelnd; bald ſchwingt er ſich zum Himmel, bald wird er zur Erde niedergedrückt. Bei ſo gehemmtem Streben iſt für den noch Ungebildeten und Unerfahrenen des Fallens kein Ende; er ſinkt in jenes epicuriſche Chaos ohne Halt und Ziel. Noch iſt eine dritte Art, derer nämlich, welche nahe an die Weisheit hinreichen, die ſie zwar noch nicht wirklich berühren, aber doch ſchon ganz vor Augen, und, daß ich ſo ſage, in ihrem Bereiche haben: dieſe werden nicht erſchüttert; ſie gleiten nicht einmal zur Seite aus; ſie ſind noch nicht auf dem Trockenen, doch ſchon im Hafen. Da nun zwiſchen den Erſten und Letzten ſo große Unterſchiede ſind, da ſchon die Mittleren ihr Gutes haben, aber eine große Gefahr ſie begleitet, Rückſchritte zum Schlimmeren zu machen, ſo dürfen wir uns nicht den Geſchäften überlaſſen; ſie ſind auszuſchließen. Denn wenn ſie einmal Eingang gefunden haben, bringen ſie immer wieder andere an ihre Stelle. Wehren wir ihnen gleich *in ihrem Beginn! Beſſer, ſie fangen gar nicht an, als hören auf.*

Dreiundſiebzigſter Brief.

Der Weiſe iſt dem Fürſten nicht abhold: er verdankt ihm ſeine Muße.

Ich halte es für einen Irrthum, zu glauben, daß die treuen Anhänger der Philoſophie widerſpenſtige, zum Ungehorſam geneigte Menſchen, und Verächter der Obrigkeiten, Fürſten, und aller Derer ſeyen, durch welche der Staat verwaltet wird. Im Gegentheil iſt dieſen Niemand dankbarer als der Philoſoph, und nicht ohne Grund; denn Niemand hat ihnen mehr zu danken, als Leute, denen in Ruhe und Frieden zu leben vergönnt iſt. Nothwendig müſſen alſo Diejenigen, welchen die öffentliche Sicherheit zur Erreichung ihres erhabenen Zweckes, recht zu leben, förderlich iſt, den Urheber dieſes Gutes als einen Vater ehren, gewiß noch weit mehr, als jene Unruhigen, dem öffentlichen Leben Angehörigen, welche Vieles den Fürſten verdanken, aber auch Vieles ihnen anrechnen; welchen auch der Freigebigſte nie mit ſo vollen Händen entgegenkommen kann, daß er ihre Begierden ſättigte, die anwachſen, indem man ſie befriedigen will. Wer an das noch zu Empfangende denkt, vergißt des Empfangenen, und das Schlimmſte iſt an der Begehrlichkeit, daß ſie undankbar iſt. Nimm hinzu, daß Keiner von allen, die in Staatsämtern ſtehen, darauf ſieht, wen ſie übertreffen, ſondern, von wem ſie übertroffen werden, und daß es ihnen nicht ſo angenehm iſt, Viele hinter ſich, als läſtig, Einen vor ſich zu ſehen. Das iſt das Gebrechen jeder Ehrſucht: ſie ſieht nicht rückwärts. *Und nicht blos* die Ehrſucht iſt unſätt, ſondern jede *Begierde, weil ſie immer* vom Ende anfängt. Aber der Lau-

und reine Mann, der von Curie und Forum und aller Staatsverwaltung sich zurückgezogen hat, um höheren Dingen ausschließlich zu leben, hält die Männer werth, die ihm die Möglichkeit verschaffen, Dieß in Sicherheit zu thun; er allein erklärt sich ihnen ohne Gegenseitigkeit für verpflichtet, und dankt ihnen ohne ihr Wissen eine große Wohlthat. Wie er seine Lehrer verehrt und hochachtet, deren Verdienst es ist, daß er aus jenen Irrsalen sich herausfand, so auch diejenigen, unter deren Schutz er sein edles Werk treibt. „Aber," sagt man, „der Fürst schützt eben so gut auch Andere mit seiner Macht." Unstreitig. Allein, wie von Mehreren, welche gleich günstiges Wetter hatten, derjenige dem Neptun den meisten Dank schuldig zu seyn glaubt, welcher die meisten und kostbarsten Sachen über das Meer führte; wie der Kaufmann noch freudiger, als der bloße Reisende, sein Gelübde löst, und wie unter den Kaufleuten derjenige, welcher Spezereien und Purpur und mit Gold aufzuwägende Waaren brachte, brünstiger dankt, als ein Anderer, der nur werthlose Dinge, um als Ballast zu dienen, an Bord geschafft hatte; so empfindet die Wohlthat dieser Ruhe, die sich auf Alle erstreckt, doch derjenige tiefer, welcher sie weise benützt. Denn gar viele sind unter jenen Männern in der Toga, für welche der Friede mühevoller als der Krieg ist. Oder glaubst Du, daß Leute gleich dankbar für den Frieden sind, welche ihn unter Trunkenheit und Wollüsten und andern Lastern verbringen, denen man sogar durch Krieg wehren sollte? Oder hältst Du etwa den Weisen für so unbillig, daß er für ein Gut, das *Alle angeht, nicht auch* an seinem Theile dankbar seyn zu müssen *glaubte? Der* Sonne und dem Monde verdanke ich

unendlich Vieles, und doch gehen ſie nicht mir allein auf; dem Jahr und der Gottheit, die es regiert, bin ich für meine Perſon zu Dank verpflichtet, wiewohl dieſe Einrichtung keineswegs mir zu Ehren getroffen iſt. Die thörichte Eigenſucht der Sterblichen unterſcheidet zwiſchen Beſitz und Eigenthum, und betrachtet nichts als das Seinige, was Allgemein iſt: aber der Weiſe hält Nichts ſo ſehr für das Seinige, als was mit ihm das ganze Menſchengeſchlecht theilt. Dergleichen Dinge wären ja nicht gemeinſchaftlich, wenn nicht jedem Einzelnen ein Theil davon zukäme. Der Weiſe macht zu ſeinem Eigenthum, auch was er nur zum kleinſten Theile mit andern gemein hat.

Bedenke jedoch, daß große und wahrhafte Güter nicht ſo vertheilt ſind, daß den Einzelnen nur ein kleiner Theil träfe: ſie kommen Jedem ganz zu. Wird Wein oder Oel unter das Volk ausgetheilt, ſo erhält der Einzelne ſo viel, als auf den Kopf verſprochen worden; ein öffentlicher Schmaus, eine Fleiſchſpende, und was ſonſt mit Händen ſich greifen läßt, geht in Theile: aber dieſe untheilbaren Güter, Friede und Freiheit, gehören dem Einzelnen wie der Geſammtheit ganz an. Der Weiſe erinnert ſich daher, durch wen ihm der Gebrauch und Genuß derſelben zu Theil werde; durch wen es komme, daß keine öffentliche Noth ihn zu den Waffen, zum Wachdienſt, zur Vertheidigung der Mauern, zu ſo mancherlei Leiſtungen ruft, welche der Krieg erfordert, und dankt dafür ſeinem Regenten. Das vornehmlich lehrt die Philoſophie, Wohlthaten recht erkennen und recht erwiedern: zuweilen aber iſt *ſchon dieſe* Anerkenntniß eine Erwiederung. Er wird *es alſo anerkennen*, wie vieles er dem verdanke, durch deſſ-

Walten und Fürsorge ihm seine behagliche Muße, die freie Verfügung über seine Zeit, und eine durch keine öffentlichen Geschäfte gestörte Ruhe zu Theil wird.

O Meliböus, ein Gott hat diese Ruh' uns gewähret!
Denn forthin ist jener ein Gott mir *).

Wenn nun schon der Geber einer Ruhe zu großem Danke verpflichtet, deren größten Vortheil der Dichter so bezeichnet:

Siehe, die Rinder, sie irren auf sicherer Weide; mir selber
Hat er ein harmlos Spiel auf ländlichem Rohre verstattet:

wie hoch ist diese Ruhe nicht zu schätzen, welche unter Göttern verlebt wird, und zu einem Gott macht?

Ich spreche nicht anders, Lucilius: ich rufe Dich gerades Weges in den Himmel. Sextius pflegte zu sagen, Jupiter vermöge nicht mehr, als der gute Mann. Jupiter hat mehr, was er den Menschen verleihen kann; aber von zwei Guten ist der Reichere nicht darum der Bessere, so wenig, als man von Zweien, welche die gleiche Geschicklichkeit, ein Fahrzeug zu regieren, besitzen, denjenigen den besseren nennen kann, der ein größeres und ansehnlicheres Fahrzeug hat. Was hat also Jupiter vor dem guten Manne voraus? Er ist länger gut. Der Weise aber schätzt sich darum nicht geringer, weil seine Tugenden auf eine kürzere Dauer beschränkt sind. Wie von zwei Weisen derjenige, welcher länger lebt, nicht glücklicher ist als der, dessen Tugend von einer geringern Zahl Jahre eingeschlossen ist; so übertrifft Gott den Weisen, wenn auch an Dauer, doch nicht an Glückseligkeit. Die länger

*) *Virgil*, Eklogen I, 6 ff., bezüglich auf den durch Augustus hergestellten Frieden.

währende Tugend iſt darum nicht die größere. Jupiter hat Alles; aber er überläßt es Andern, es zu haben. Für ihn gibt es keinen andern Gebrauch davon, als der Urheber des Gebrauchens für Alle zu ſeyn. Der Weiſe ſteht mit demſelben Gleichmuth, wie Jupiter, Alles in Anderer Händen, und verachtet es; und er achtet ſich um ſo höher, als Jupiter die Dinge nicht gebrauchen kann, der Weiſe es nicht will. Glauben wir alſo dem Sextius, der uns den ſchönſten Weg zeigt und ruft: „Hier geht man zu den Sternen! Hier auf dem Wege der Genügſamkeit, der Mäßigung, der Willenskraft!“ Die Götter ſind nicht ſtolz, nicht mißgünſtig; ſie laſſen uns heran, ſie reichen dem Aufſteigenden die Hand. Du wunderſt Dich, daß der Menſch zu den Göttern gehe? Der Gott kommt zu den Menſchen; ja, was noch näher iſt, er kommt in die Menſchen. Es iſt kein gutes Gemüth ohne Gott. Same des Göttlichen iſt in die menſchlichen Körper ausgeſtreut. Nimmt ein guter Ackersmann ihn auf, ſo keimt Aehnliches dem Urſprunge, ſo wächst empor, was gleich iſt dem, woraus es gekommen; empfängt ihn ein ſchlechter, ſo tödtet ihn dieſer, wie ein unfruchtbarer und ſumpfigter Boden, und ſofort erzeugt er Unkraut ſtatt der Früchte.

Vierundſiebzigſter Brief.

Die Tugend iſt das einzige Gut.

Dein Brief hat mir Freude gemacht, und mich in mehrer Abſpannung geſtärkt; auch mein Gedächtniß, das ſchon

iel an Treue und Kraft verloren, hat er wieder aufgefri
Die ſollteſt Du, mein Lucilius, nicht mit Recht für
chtigſte Hilfsmittel zur Glückſeligkeit die Ueberzeugung
n, daß die Tugend das einzige Gut ſey? D
er andere Dinge für Güter hält, geräth in die Gewalt
lücks, und fällt fremder Willkühr anheim: wer aber
hate nur auf die Tugend beſchränkt, iſt glücklich durch
lbſt. Einer trauert, wenn er ſeine Kinder verliert;
nderer iſt voll Bekümmerniß, wenn ſie erkranken; ein D
r grämt ſich über ihre ſchlechte Aufführung, oder über ir
ne Beſchimpfung, die ſie erfahren. Du ſiehſt, wie Di
e Liebe zu einem fremden Weibe, Jenen eine Liebſchaft
genen peinigt; auch fehlt es nicht an ſolchen, welche
ne fehlgeſchlagene Bewerbung ſich abhärmen, noch an
en, welche die erlangte Stelle ſelbſt unglücklich macht.
ößten iſt aber unter dem ganzen Geſchlechte der Sterbli
ie Schaar der Beklagenswürdigen, welche die Erwart
ts allenthalben über ihnen ſchwebenden Todes ängſtigt; d
s gibt keinen Ort, wo er ihnen nicht vor die Seele tr
Die ſolche, die in Feindesland wandern, müſſen ſie ſich
in und dorthin umſehen, und den Kopf nach jeglichem
inſche wenden. Wer dieſe Angſt nicht aus der Bruſt
annt, lebt ſtets mit klopfendem Herzen. Es werden
verbannte begegnen, und Leute, die man aus ihren Beſitz
en vertrieben; es werden uns Reiche begegnen, welche
ie drückendſte Gattung der Armuth — in Mitten ihrer Sc
arben; Schiffbrüchige werden uns begegnen und Solche, d
wie Schiffbrüchigen erging, welche entweder der Gri
Volkes, oder der Neid, dieſer verderbliche Feind ge

der Beſten, in ihrer nichtsahnenden Sicherheit niederwarf, nach des Sturmes Art, der oft aus heiterem Himmel über die ſorglos Schiffenden herfährt, oder wie ein plötzlicher Wetterſtrahl, bei deſſen Einſchlag die ganze Umgebung erbebt. Denn wie dort, wer dem Blitze nahe ſtand, ähnlich wie der Getroffene, betäubt wird; ſo überfällt hier, bei den Wirkungen irgend einer Gewalt, das Unglück Einen, die Uebrigen die Furcht, und nicht minder, als Jenen ſein Leiden, bekümmert Dieſe die Möglichkeit des Leidens. Fremde und plötzliche Unfälle ängſtigen die Herzen Aller. Wie das Sauſen ſelbſt der leeren Schleuder den Vogel ſchreckt, ſo ſcheucht uns nicht blos ein Schlag auf, ſondern ſchon ein Krachen. Niemand kann alſo glücklich ſeyn, der dieſem Wahne ſich hingibt: es iſt kein Glück ohne die Furchtloſigkeit; es lebt ſich ſchlecht, wo nicht zu trauen iſt. Wer ſich viel auf das Zufällige einläßt, bereitet ſich unzählige und unvermeidliche Anläße zur Störung ſeiner Ruhe. Es gibt nur Einen Weg, der zur Sicherheit führt: äußere Dinge zu verachten und mit der Tugend ſich zu begnügen. Denn wer irgend ein Ding für beſſer hält, als die Tugend, oder irgend Etwas außer ihr für ein Gut, wird ſeine Arme nach Allem ausbreiten, was das Glück blindlings hinwirft, und ängſtlich ſeine Geſchoſſe erwarten. Stelle Dir im Geiſte das Bild vor, wie das Glück ein Spiel anſtellt, und über dieſen Schwarm von Sterblichen Ehrenſtellen, Reichthümer und Fürſtengunſt ausſchüttet; wie dieſe Dinge unter den Händen derer, die ſich darum raufen, zerriſſen, oder unter unehrliche Genoſſen verſtellt, oder auch zum großen Nachtheile derer, denen ſie in die Hände gerathen, erhaſcht werden; wie ſo manch

derſelben Gleichgültigen zufällt, manches über der gierige Haſt, mit welcher man es zu greifen ſucht, weggeſtoßen wir und verloren geht. Keinem aber, auch wenn der Raub gelungen iſt, dauert die Freude an dem Geraubten in die Länge. Der Weiſe verläßt alsbald das Theater, wenn er ſieht, daß das Auswerfen von Geſchenken angeht *): er weiß, daß Kleinigkeiten theuer zu ſtehen kommen. Man balgt ſich nicht mit dem, der ſich zurückzieht: wer weggeht, erhält keine Stöße: nur um den Gewinn rauft man ſich. Daſſelbe geſchieht bei den Dingen, welche das Glück von oben herabwirft. Wir laſſen uns hin und herzerren im heißen Gedränge, wir Armen! Mehr als zwei Hände möchten wir haben; immer wieder ſchauen wir zum Glücke hinauf, das allzu zögernd die Dinge auszuwerfen ſcheint, welche unſere Begierden reizen und, von Allen erwartet, nur an Wenige kommen werden. Wir möchten ihnen entgegen kommen; wir freuen uns, wenn wir etwas erhaſcht haben, und Andere eine nichtige Hoffnung täuſchte; eine armſelige Beute entgelten wir mit irgend einem großen Schaden, oder ſehen uns durch ſie betrogen. Entzieht uns wir uns alſo ſolchen Spielen; räumen wir das Feld jenen Raufbolden! Mögen dieſe nach jenen ſchwebenden Gütern, ſelbſt in banger Schwebe, gaffen. Wer bei ſich beſchloſſen hat, glücklich zu ſeyn, halte die Tugend für das einzige Gut. Denn wenn er irgend etwas Anderes dafür hielte, ſo urtheilte er ungerecht von der Vorſehung, weil dem Rechtſchaffenen manche Unfälle begegnen, und weil Alles, was ſie

*) Die Kaiſer ließen zuweilen bei den öffentlichen Spielen *Geldſtücke, Schaumünzen, Spielwerke* von unbedeutendem *Werth auswerfen*, um welche ſich die Menge balgte.

uns gibt, kurz iſt und unbedeutend, wenn wir es mit der Dauer der ganzen Welt vergleichen. Aus der Klage hierüber geht Undank und Mißverſtand der Weltregierung hervor. Wir beſchweren uns, daß uns ſo wenige, ſo ungewiſſe, ſo kurz dauernde Güter, und nicht immer, wann wir wollen, zu Theil werden. So kommt es, daß wir nicht zu leben, noch auch zu ſterben Luſt haben: das Leben iſt uns verhaßt, der Tod furchtbar. Jeder Entſchluß ſchwankt, und kein Glück vermag uns zu ſättigen. Die Urſache aber iſt, daß wir es noch nicht zu jenem unermeßlichen und unübertrefflichen Gute gebracht haben, bei welchem unſere Wünſche ſtille ſtehen müſſen, weil es nichts Höheres als das Höchſte gibt. Warum die Tugend nichts bedürfe? Sie freut ſich des Gegenwärtigen, und begehrt nicht das Abweſende; ſie iſt an allem Guten reich, weil ſie Genüge hat. Geben wir dieſen Grundſatz auf, ſo iſt Treue dahin und Rechtſchaffenheit. Wer dieſe beide bewahren will, muß Vieles über ſich ergehen laſſen, was Uebel heißt, Vieles aufopfern von Dem, was wir hochhalten, als ob es Güter wären. Dahin wäre der Muth, der ſich in Gefahren verſuchen muß; dahin der Hochſinn, der unmöglich emporkommen kann, wenn er nicht alles klein achtet, was die Menge als das Höchſte ſich wünſcht; dahin die Dankbarkeit — eine läſtige Pflicht für Den, der irgend etwas Werthvolleres kennt als treue Geſinnung, der nicht nach dem Edelſten trachtet.

Doch genug hiervon. Entweder ſind die Dinge, die man ſo nennt, keine Güter, oder der Menſch iſt glücklicher als Gott, weil dieſer, was uns bereitet iſt, nicht gebraucht. Denn Sinnenluſt berührt ihn nicht, noch Gaumengenuß, no

Geldgier, noch irgend Etwas von Dem, was die Menschen ködert und mit armseligem Vergnügen anzieht. Man müßte also annehmen können, daß Gott der Güter ermangle, oder es ist dieß gerade ein Beweis, daß, was der Gottheit fehlt, keine Güter seyn können. Zudem sind ja manche Dinge, die für Güter gelten wollen, den Thieren in vollerem Maße als den Menschen zu Theil geworden. Sie nehmen ihre Nahrung mit gierigerer Lust zu sich, als wir; der Liebesgenuß erschöpft sie weniger; ihre Kräfte haben eine größere, gleichmäßigere Festigkeit: daraus würde folgen, daß sie um vieles glücklicher seyen, als der Mensch. Sie leben ja ungekränkt von Schlechtigkeit und Trug; sie genießen ihre Lust reichlicher und müheloser, ohne alle Furcht vor Beschämung oder Reue. Bedenke also, ob ein Gut heißen kann, was der Mensch vor der Gottheit voraus hat. Das höchste Gut muß in unserem Gemüthe wohnen: es wird werthlos, wenn es von unserem edelsten Theile in den schlechtesten übergeht, und den Sinnen anheim fällt, die bei den vernunftlosen Thieren lebendiger sind. Wir dürfen die höchste Bedingung unseres Glücks nicht im Fleische suchen.

Die wahren Güter sind die, welche die Vernunft gewährt; sie sind die gründlichen und ewigdauernden: denn sie können keine Abnahme und Verminderung erleiden. Die übrigen sind eingebildete Güter, und haben mit den wahren nur den Namen gemein: das Eigenthümliche des Guten haben sie nicht. Man sollte sie deswegen Annehmlichkeiten heißen, oder, wie wir Stoiker thun, Vorziehbare*); dabei sollte

*) Producta, προηγμένα, die caeteris paribus den Vorzug verdienen.

man immer denken, daß ſie uns dienſtbar, nicht Theile von uns ſind. Sie mögen *bei* uns ſeyn; aber wir ſollen nie vergeſſen, daß ſie *außer* uns ſind. Und auch wenn ſie bei uns ſind, haben wir ſie zu den untergeordneten und niedrigen Dingen zu rechnen, auf welche ſich Niemand etwas zu Gute thun darf. Was iſt alberner, als eitel ſeyn auf Etwas, was man nicht ſelbſt gemacht hat? All dergleichen mag an uns herankommen, aber nicht an uns haften, damit, wenn es genommen wird, wir uns ohne Verletzung davon trennen. Nicht rühmen ſollen wir uns dieſer Dinge, wohl aber ihrer uns bedienen, und zwar mit Maß, als ſolcher, die uns anvertraut und wieder abzugeben ſind. Wer ohne Vernunft ſie beſitzt, behält ſie nicht lange: das Glück ſelbſt, ungemäßigt, wird ſich ſelbſt zur Laſt. Wer den ſo flüchtigen Gütern traut, iſt bald verlaſſen, und ob auch nicht verlaſſen, doch vielfältig angefochten. Wenigen ſtand es frei, ihr Glück ſanft von ſich zu thun; die Meiſten ſtürzen ſammt Denen, unter welchen ſie emporragten, und was ſie erhoben hatte, erdrückt ſie. Alſo ziehe man die Weisheit zu Rathe, welche Maß und Sparſamkeit in jenen Dingen lehrt; weil die Ausgelaſſenheit ihre Mittel in haſtiger Eile vertreibt, und das Maßloſe nie von Dauer iſt, wo nicht die regelnde Vernunft den Zügel führt. Dieß lehrt uns das Schickſal ſo vieler Städte, deren üppig gediehene Macht in Mitten der Blüthe ſank: was Muth und Bürgertugend aufgebaut hatte, ward geſtürzt durch Mangel an Mäßigung. Gegen ſolche Wechſelfälle haben wir uns zu verwahren. Allein wider das Geſchick gibt es keine überwindliche Mauer: alſo im Innern müſſen wir uns rüſten. Sind wir dort wohl gedeckt, ſo können wir beſtürmt, doch nicht genommen

werden. Was dieß für eine Rüstung sey, möchtest Du wissen? Gleichmuth bei Allem, was auch sich ereigne, und die Ueberzeugung, daß eben Das, was uns zu verletzen scheint, zur Erhaltung des Ganzen gehöre, und, wie vieles Andere, erforderlich sey, den Gang und die Aufgabe der Welt zu vollenden. Dem Menschen gefalle, was Gott gefällt: er selbst, und was an ihm ist, komme ihm nur insofern groß vor, als er unbesiegbar ist, als er die Uebel selbst unter sich hält, als er durch die Vernunft, welche mächtiger ist als Alles, Zufall, Schmerz und Unrecht sich unterwirft. Liebe die Vernunft: diese Liebe wird Dich gegen das Härteste waffnen. Die Liebe zu ihren Jungen treibt wilde Thiere in den Jagdspieß, ihre Wildheit und ein gedankenloser Naturtrieb macht sie unbezwinglich; die Begierde nach Ruhm läßt oft ein jugendliches Herz Schwert und Flammen verachten. Ein Schein oft nur, ein Schatten von Tugend treibt zu freiwilligem Tode. Wie viel muthvoller, wie viel standhafter als dieses Alles die Vernunft ist, um so gewaltiger dringt sie durch Schreckniſſe und Gefahren.

„Umsonst," sagt man, „wollt ihr behaupten, daß außer dem Sittlichguten kein Gut sey. Eine solche Verschanzung wird euch gegen das Schicksal nicht sichern, noch frei machen. Ihr sagt ja, treugesinnte Kinder, ein sittlich wohl bestelltes Vaterland und gute Eltern seyen auch Güter. Gefahren also, welche diesen drohen, könnt ihr nicht mit Ruhe nahen sehen; Belagerung der Vaterstadt, Tod der Kinder, Knechtschaft der Eltern muß euch verletzen." Was dagegen für *unsere* Meinung gewöhnlich geantwortet wird, will ich zuerst *ausführen, sodann noch* Einiges hinzufügen, was noch außerdem

dagegen geſagt werden zu können ſcheint. Eine andere Bewandtniß hat es mit den Dingen, an deren Stelle, wenn ſie uns genommen werden, irgend ein Ungemach tritt, z. B. die Geſundheit, wenn ſie Schaden leidet, in Krankheit übergeht, oder das Erlöſchen des Augenlichtes uns in Blindheit verſetzt, oder ein Schnitt in die Kniefehnen nicht bloß die Behendigkeit benimmt, ſondern Lahmheit verurſacht. Dieſe Gefahr aber iſt mit den oben erwähnten Dingen nicht verbunden. Wenn ich einen treuen Freund verloren habe, ſo habe ich deßwegen keine Treuloſigkeit zu erfahren, und wenn ich gutgeſinnte Kinder zu Grabe geleite, ſo treten deßwegen keine gottloſen an ihre Stelle. Sodann gehen nicht die Freunde oder die Kinder ſelbſt, ſondern nur ihre Körper verloren. Ein Gut aber geht nur auf Eine Weiſe verloren, wenn es zum Uebel wird; aber dieß gibt die Natur nicht zu, weil jede Tugend und jede ihrer Wirkungen unverdorben bleibt. Endlich, auch wenn Freunde, wenn wackere, den Wünſchen des Vaters entſprechende Kinder wirklich verloren gehen, ſo gibt es Etwas, das ihre Stelle ausfüllen kann. Du fragſt, was dieſes ſey? Daſſelbe, was auch ſie zu Guten machte, die Tugend. Dieſe duldet keine Lücke; ſie nimmt das ganze Herz ein, und verbannt alles ſehnſüchtige Verlangen. Sie allein genügt; denn das Weſen und der Grund alles Guten liegt in ihr. Was liegt daran, ob das abfließende Waſſer aufgefangen wird oder ſich verläuft, wenn der Born, aus dem es quillt, in Sicherheit iſt? Du wirſt nicht behaupten, man lebe rechtſchaffener, geordneter, weiſer, tugendhafter, wenn man *ſeine Kinder noch beſitzt*, als wenn man ſie verloren

hat; also wohl auch nicht besser. Freunde um sich sammeln, macht so wenig weiser, als ihr Verlust thörichter; folglich so wenig glücklich als unglücklich. So lange Deine Tugend nichts gelitten hat, wirst Du keinen Verlust empfinden.

„Wie denn? Der Mann, den ein zahlreicher Kreis von Freunden und Kindern umgibt, wäre nicht der glücklichere?" Wie sollte er es? Das höchste Gut wird nicht verringert, noch vergrößert; es beharrt bei seinem Maß, wie auch das Schicksal sich anläßt: ob der Weise ein hohes Alter erreicht, oder dieſſeits deſſelben endet, das Maß des höchſten Gutes bleibt daſſelbe, ſo verſchieden auch das ſeiner Dauer ſeyn mag; ob Du einen größeren oder kleineren Kreis beſchreibſt, macht einen Unterſchied des Raums, nicht der Form: mag der Eine lange beſtehen, der Andere in dem Staube, in welchen er gezeichnet worden, wieder verwiſcht werden, die Form war bei beiden dieſelbe. Das Rechte wird weder nach Größe, noch Zahl, noch Zeit bemeſſen; es läßt ſich weder verlängern noch verkürzen. Weiſe einem tugendhaften Leben eine noch ſo kurze Dauer an, beſchränke es auf einen einzigen Tag: es iſt um nichts weniger tugendhaft. Bald hat die Tugend einen weitern Wirkungskreis, waltet über Städte, Provinzen, Reiche, gibt Geſetze, unterhält Freundſchaften, nimmt Pflichten wahr gegen Angehörige und Kinder; bald aber iſt ſie eingeengt durch Armuth, Verbannung, Kinderloſigkeit: gleichwohl iſt ſie um nichts weniger groß, wenn ſie von einer höhern Stellung in den Privatſtand, von königlicher Würde zur Niedrigkeit herabſteigt; wenn ſie aus dem ausgebreiteten *Kreiſe* öffentlicher Wirkſamkeit in den engen Raum des Hauſes *ſich zurückzieht.* Sie iſt gleich groß, auch wenn ſie, allenthalben

eſchloſſen, in ſich zurücktritt: ſie iſt nichts deſtoweniger
großen erhabenen Geiſtes, voll reiner Weisheit, voll un-
elbarer Gerechtigkeit. Darum iſt ſie immer gleich glück-
denn dieſes Glück ruht nur an Einem Orte, im Gemüthe
; es iſt beſtändig, erhaben, ungetrübt; aber ohne Wiſ-
haft des Göttlichen und Menſchlichen iſt es nicht zu
nnen.

Ich komme nun zu Dem, was ich ſelbſt noch antworten
e. Der Weiſe wird durch den Verluſt ſeiner Kinder,
r Freunde nicht niedergeſchlagen; er trägt ihren Tod mit
lben Faſſung, mit welcher er den ſeinigen erwartet; er
tet dieſen eben ſo wenig, als er ſich über jenen betrübt.
a die Tugend beſteht nur durch Gleichförmigkeit: all ihr
t kommt mit ihr überein und paßt zu ihr: dieſe Ueber-
immung geht verloren, wenn das Gemüth, das ſich erhe-
ſollte, in Trauer und Sehnſucht verſinkt. Unwürdig iſt
hes Zagen, jeglicher Kummer, jede Verdroſſenheit, wo
andeln iſt. Die Tugend iſt unbeſorgt und allzeit fertig:
eht unerſchrocken, zum Kampfe gerüſtet. — „Aber wie?
Weiſen wird nie etwas, einem Affect Aehnliches, an-
deln? Nie wird er die Farbe wechſeln, nie in ſeinen
nen Unruhe verrathen, nie wird es ihm kalt durch die
der rieſeln? und was ſonſt noch, nicht nach dem Willen
Seele, ſondern durch irgend eine unabweisliche Natur-
ung in uns vorgeht?" Ich gebe es zu; aber ſeine Ueber-
ung wird dieſelbe bleiben, daß Nichts von jenen Dingen
ein Uebel und werth ſey, daß ein tüchtiger Sinn dar-
kleinmüthig werde. Alles, was er zu thun hat, thut

er beherzt und unbedenklich. Denn wer gesteht nicht, daß es dem Thoren eigenthümlich ist, zaghaft und widerspenstig zu thun, was er thun muß, dahin mit dem Körper, dorthin mit der Seele zu wollen, und so von den widerstreitendsten Bewegungen sich zerreißen zu lassen? Gerade das macht ihn verächtlich, weswegen er sich überhebt und sich bewundert; und auch das thut er ungern, womit er prahlt. Wer aber ein Uebel fürchtet, wird eben durch die Erwartung nicht minder bedrängt, als ob es schon eingetreten wäre; und wem vor irgend einem Leiden bangt, leidet schon durch seine Furcht. Wie der Krankheit eines angegriffenen Körpers gewisse Zeichen vorangehen, ein lähmender Druck auf die Nerven, Mattigkeit ohne die geringste Anstrengung, Schläfrigkeit, ein schauriger Frost durch alle Glieder; so läßt sich auch ein schwacher Geist, lange ehe das Uebel ihn überfällt, darnieder schlagen: er nimmt es vorweg, und erliegt ihm vor der Zeit. Was aber ist thörichter, als sich über Zukünftiges ängstigen, und statt seine Kraft für kommende Leiden sparen, dieselben selbst herbeiziehen und beschleunigen, da man sie doch lieber verschieben sollte, wenn man sie nicht verscheuchen kann? Willst Du Dich überzeugen, daß die Zukunft Niemanden wirklich peinigt? Wenn man Einem sagte, daß er nach fünfzig Jahren die Todesstrafe werde zu erleiden haben, so kann ihn dieß nicht außer Fassung bringen, wenn er nicht absichtlich die Zwischenzeit überspringt, und sich in ein Leiden versetzt, das erst nach einem halben Jahrhundert eintreten solle. Dasselbe ist es, wenn Gemüther, die im Trauern eine Lust finden, und Gründe zur Wehmuth aufsuchen, über längst Vergangenes und Vergessenes sich betrüben. Was vorüber ist, und

was kommen ſoll, iſt nicht da: Beides fühlen wir nicht. Schmerz aber kommt nur aus Dem, was Du fühlſt.

Fünfundſiebzigſter Brief.

Die philoſophiſche Sprache iſt ungeſucht. — Das Leben ſey wie die Rede. Stufen der ſittlichen Vervollkommnung.

Du beſchwerſt Dich, daß meine Briefe an Dich mit wenig Sorgfalt geſchrieben ſeyen. Allein, mein Freund, wer recht ſorgfältig ſprechen will, ſpricht affectirt. Wie meine Rede wäre, wenn wir zuſammen ſäßen oder luſtwandelten, ungeſucht und unbefangen; ſo ſollen auch meine Briefe ſeyn: ſie ſollen nichts Gemachtes, nichts Gekünſteltes haben. Wenn ich es könnte, ſo wollte ich lieber zeigen, was ich denke, als ausſprechen. Auch wenn ich mit Dir ſpräche, würde ich nicht mit den Füßen ſtampfen, noch die Arme in Bewegung ſetzen, oder die Stimme erheben; alles Dieſes würde ich den Rednern überlaſſen, zufrieden, meine Gedanken Dir mitzutheilen, die ich ſo wenig ausſchmückte, als hinwärfe. Nur von dem Einen würde ich Dich zu überzeugen wünſchen, daß die Anſichten, welche ich ausſpreche, wirklich die meinigen ſind, und daß ich ſie mit Liebe hege. Anders küßt man ſeine Geliebte, anders ſeine Kinder; aber auch in dieſer, ſo reinen, ſo leidenſchaftloſen Liebkoſung offenbart ſich zur Genüge der zärtliche Affect. So will ich auch wahrlich nicht, daß die Rede nüchtern und trocken ſeyn ſoll, wenn ſie von ſo großen Dingen

handelt: die Philosophie verzichtet nicht auf geistreiche Behandlung; aber viele Mühe auf die Worte zu verwenden, ist nicht Noth. Unser oberster Grundsatz sey, zu reden was wir denken, und zu denken, was wir reden: unser Wort stimme mit unserem Leben überein. Der hat sein Versprechen erfüllt, der, Du magst ihn sehen oder hören, immer derselbe ist. Wir werden sehen, wie er ist, wie groß er ist, wenn er stets Einer ist *). Unsere Worte sollen nicht unterhalten, sondern nützen. Bietet sich jedoch der Rednerschmuck dar, ohne ihn ängstlich suchen zu müssen, oder kostet er uns nur wenig, nun so möge er immer zur Hand seyn, und die schönsten Gegenstände begleiten. Nur sey er von der Art, daß er mehr die Sache, als sich in's Licht stelle. Andere Wissenschaften sind gänzlich Sache des Geistes; hier betreiben wir die Angelegenheit des Herzens. Der Kranke fragt nicht, ob sein Arzt ein Redner sey; doch wenn sich's trifft, daß der Mann, der ihn heilen kann, auch mit Geschmack über Das, was er zu thun hat, zu sprechen weiß, so wird er sich's gerne gefallen lassen. Nur hat er keinen Grund, sich besonders Glück zu wünschen, einem beredten Arzt in die Hände gefallen zu seyn; es ist dasselbe, wie wenn ein geschickter Steuermann zugleich auch schön ist. Wozu meine Ohren kitzeln? Wozu mich angenehm unterhalten? Es handelt sich um andere Dinge: ich muß gebrannt, geschnitten, streng gehalten werden; dazu bist Du berufen worden. Du sollst eine veraltete, schwere, allgemeine Krankheit behandeln; Deine Aufgabe ist so groß, als die des Arztes bei einer Pestseuche. Und Du bemühst

*) *Diesen Sinn, oder keinen,* hat unus sit bei Schweighäuser.

Dich um die Worte? Sey mehr als zufrieden, wenn es Dir gelingt, die Sache zu bewältigen. — Es iſt ſo Vieles zu lernen — wann wirſt Du es lernen? Wann wirſt Du es ſo in Dir befeſtigen, daß es Dir nicht entfallen kann? Wann wirſt Du es anwenden? Denn hier genügt es nicht, wie in andern Dingen, das Gelernte nur dem Gedächtniß übergeben zu haben; man muß es im Handeln erproben. Nicht wer es weiß, ſondern wer es thut, iſt der Glückliche.

„Wie aber? Gibt es keine Stufen unter dieſem Glücklichen? Iſt unmittelbar unter dem Weiſen eine unendliche Kluft?" Ich glaube nicht; denn wer fortſchreitet, gehört zwar noch zur Zahl der Unweiſen, iſt aber gleichwohl von dieſen durch einen großen Abſtand getrennt. Auch unter den Fortſchreitenden ſelbſt ſind große Unterſchiede. Sie theilen ſich, nach der Annahme Einiger, in drei Gattungen. Die erſte beſteht aus ſolchen, welche die Weisheit noch nicht erreicht haben, aber ſchon in ihrer Nähe angelangt ſind. Wer übrigens einem Orte nahe ſteht, befindet ſich darum immer noch außer demſelben. Wer Dieſe ſeyen, fragſt Du? Diejenigen, welche alle Leidenſchaften und Fehler abgelegt, die Alles gelernt haben, was ſie in ſich aufzunehmen hatten: aber noch iſt ihr Selbſtvertrauen unerprobt; ſie haben ihre Tugend noch nicht in der Uebung. Doch ſchon können ſie in das, was ſie abgethan, nicht wieder gerathen; ſie ſind ſo weit, daß ein Rückfall nicht möglich iſt; allein ſie ſind ſich deſſen noch nicht klar bewußt; wie ich in einem meiner Briefe ſagte, „ſie wiſſen nicht, was ſie wiſſen." Schon iſt ihnen das Glück *geworden*, ihrer Tugend zu genießen, aber noch *nicht, auf ſie zu bauen*. Einige beſtimmen dieſe Gatt-

von Fortschreitenden so, daß sie sagen, diese seyen den Krankheiten der Seele schon entgangen, aber noch nicht ihren Affecten, und noch stehen sie auf schlüpferigem Boden, weil Niemand ganz außer der Gefahr des Schlechten sey, außer wer das Schlechte ganz von sich geschafft habe: aber dieß hat Niemand gethan, der nicht an dessen Statt die Weisheit in sich aufgenommen.

Wie sich aber die Krankheiten der Seele von ihren Affecten unterscheiden, habe ich schon mehrmals gesagt, will es Dir jedoch auf's Neue in Erinnerung bringen. Krankheiten sind veraltete, verhärtete Gebrechen, wie Habsucht, übertriebener Ehrgeiz: wenn diese einmal des Gemüthes sich bemächtigt haben, so halten sie es gebunden, und sind seine dauernden Uebel. Um es kurz zu bezeichnen: Krankheit ist ein in der Verkehrtheit beharrendes Urtheil, als ob in einem sehr hohen Grade begehrenswerth sey, was es nur in einem sehr geringen ist. Oder, wenn Du lieber willst: sie ist ein übertriebenes Streben nach Dingen, nach welchen wir kein lebhaftes, oder gar kein Verlangen tragen sollen. Oder auch: sie ist die Ueberschäzung Dessen, was einen unbedeutenden oder gar keinen Werth hat. Affecte sind verwerfliche, schnelle und heftige Aufregungen des Gemüths, die, häufig wiederholt und vernachläßigt, eine Krankheit verursachen; wie ein einzelner Catarrh, der noch nicht bleibend geworden, einen Husten herbeiführt, ein veralteter aber und anhaltender die Schwindsucht. So sind also die am weitesten Fortgeschrittenen von Krankheiten frei; aber Affecte empfinden sie noch, so nahe sie auch dem Vollendeten stehen.

Die zweite Gattung besteht aus Solchen, die zwar die

ſchlimmſten Uebel und Schwächen des Gemüths abgelegt haben, aber dabei doch nicht im ſichern Beſitze ihrer ſelbſt ſind, daß ſie nicht wieder in den früheren Zuſtand zurückfallen könnten.

Die dritte Gattung iſt frei von manchen und wichtigen Gebrechen, aber nicht von allen: ſie hat ſich der Habſucht entledigt, aber noch fühlt ſie den Affect des Zorns; ſie wird nicht mehr von der Wolluſt angefochten, aber noch immer von dem Ehrgeiz; ſie hat keine Begierden mehr, aber noch Furcht; und bei dieſer Furcht iſt ſie genugſam feſt gegen Einiges, gegen Anderes wieder ſchwach; ſie verachtet den Tod, und zittert vor dem Schmerz.

Hier laß uns mit unſerem Nachdenken verweilen. Wohl uns, wenn wir auch nur in dieſe Zahl aufgenommen werden! Bei ſehr glücklicher Naturanlage, bei ernſtem, anhaltendem und angeſtrengtem Eifer kann auch die zweite Stufe errungen werden: doch ſchon dieſe dritte Gattung iſt nicht zu verachten. Bedenke, wie viel des Böſen um uns her iſt; ſiehe, wie keine Schlechtigkeit ohne Beiſpiel iſt, welche Fortſchritte die Verderbniß täglich macht, wie viel öffentlich und in der Stille geſündigt wird, und Du wirſt einſehen, daß wir ſchon genug erreicht haben, wenn wir nicht unter den Schlimmſten ſind. „Aber," ſagſt Du, „ich hoffe es zu einem höheren Grade bringen zu können." Ich wünſche uns dieß mehr, als daß ich es verſprechen möchte. Wir ſind in Beſchlag genommen: wir ringen nach der Tugend, während Laſter uns umſtricken; ja, ich ſchäme mich es zu ſagen, wir widmen dem Guten nur ſo viel Zeit, als wir übrig haben. Aber welch herrlicher Lohn erwartet uns, wenn wir von

unſeren Zerſtreuungen und den ſo feſt haftenden Uebeln uns losreißen! Nicht Begierde, nicht Furcht wird dann uns umtreiben; unangefochten von Schreckniſſen, unbefleckt von Laſtern werden wir weder vor dem Tode, noch vor den Göttern beben; wir werden erkennen, daß der Tod kein Uebel, die Götter nicht böſe ſind. Was ſchaden kann, iſt nicht minder ſchwach, als was Schaden leiden kann; das Beſte hat keine ſchadende Kraft. Unſer wartet, ſind wir einmal aus dieſem Schlamm hinaus auf jene freie Höhe gelangt, heitere Ruhe der Seele, und, nach Verbannung aller Irrthümer, vollkommene Freiheit. „Welche Freiheit?" fragſt Du. Vor Menſchen ſich nicht zu fürchten, noch vor den Göttern; nichts Schimpfliches und nichts Ungemäßigtes zu wollen; über ſich ſelbſt die vollkommenſte Gewalt zu haben. Es iſt ein unſchätzbares Gut, ſein eigen zu werden.

Sechsundſiebzigſter Brief.

Auch dem Greiſe ziemt es, zu lernen, und vor Allem die Wahrheit, daß es nur Ein Gut, die Tugend, gebe.

Du kündigſt mir die Freundſchaft auf, wenn irgend Etwas von Dem, was ich täglich treibe, nicht zu Deiner Kenntniß komme. Nun ſieh, wie aufrichtig ich mit Dir umgehe: auch Das will ich Dir anvertrauen, daß ich einen Philoſophen höre, daß ich ſeit fünf Tagen ſchon zur Schule gehe, daß ich

von zwei Uhr *) an sitze und zuhöre. — „Das ist das rechte Alter dazu," sagst Du. Warum nicht das rechte? Was ist thörichter, als gar nicht lernen wollen, weil man lange nicht gelernt hat? „Aber willst Du denn in Deinen alten Tagen noch den Studenten spielen?" O wohl mir, wenn sonst Nichts mein Alter verunziert! Diese Schule nimmt Schüler jedes Alters auf: wir Greise wollen sie besuchen, damit die Jünglinge es nachthun. Ich alter Mann gehe in's Theater, lasse mich in den Circus tragen, und kein Fechterpaar schlägt sich, ohne daß ich dabei bin; und ich soll erröthen, zu einem Philosophen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man etwas nicht weiß, oder, wenn wir dem Sprichwort glauben, so lange man lebt. Und dieß paßt auf keinen Gegenstand mehr, als auf diesen. Wie man leben soll, muß man so lange lernen, als man lebt. Und doch lehre ich auch etwas, indem ich dort lerne. Und was? fragst Du. Daß auch der Greis noch zu lernen hat. Aber ich schäme mich des Menschengeschlechtes, so oft ich die Schule besuche. Der Weg nach dem Hause meines Philosophen Metrónax führt, wie Du weißt, dicht an dem Theater der Neapolitaner vorbei. Hier ist es gedrängt voll: hier richtet man mit dem größten Ernst und Eifer darüber, wer ein guter Flötenspieler sey; griechische Pfeifer und Ausrufer haben ihren Zulauf. Aber dort, wo man den tugendhaften Mann sucht, wo man tugendhaft werden lernt, sitzen nur äußerst wenige: und diese haben nach der Meinung der Meisten nichts Rechtes zu thun; sie heißen unnütze Grillenfänger. Ergehe immer auch über

*) „Von der achten Stunde an", nach Sonnenaufgang.

mich dieſer Spott: mit Gleichmuth muß man die Schmähungen der Unwiſſenden anhören, und wer zur Tugend hinanſtrebt, muß auch die Verachtung verachten.

So eile denn, mein Lucilius, fahre emſig fort, damit es Dir nicht ergehe, wie mir, und Du als Greis lernen müſſeſt. Ja, beeile Dich um ſo mehr, weil Du zu lernen begonnen haſt, was Du auch als Greis ſchwerlich auslernen wirſt. „Aber wie weit werde ich es bringen?" fragſt Du. So weit Du ſtreben wirſt. Worauf warteſt Du? Niemanden wird die Weisheit zufällig zu Theil. Das Geld kann von ſelbſt an Dich kommen, eine Ehrenſtelle Dir angeboten, Einfluß und Rang Dir vielleicht aufgedrungen werden: aber die Tugend fällt Dir nicht von Ungefähr zu: zu ihrer Erkenntniß gelangſt Du nicht mit leichter Mühe und weniger Arbeit. Doch ſey ſie noch ſo groß, dieſe Arbeit: es gilt ja, ſich aller Güter mit Einemmal zu bemächtigen. Denn es gibt nur Ein Gut, die Tugend; in jenen Dingen allen, welche das Gerede der Leute lobt, wirſt Du nichts Wahres, nichts Gewiſſes finden.

Warum dieſes Eine Gut nur die Tugend ſey, will ich Dir ſagen, weil Du urtheilſt, ich habe dieß in meinem letzten Briefe nicht befriedigend ausgeführt, und Dir die Sache mehr gelobt als bewieſen. Ich werde das darüber Geſagte gedrängt zuſammenziehen. Alles beſteht in ſeinem eigenthümlichen Guten. Die Rebe hat ihr Gutes in ihrer Fruchtbarkeit und ihrem wohlſchmeckenden Weine; der Hirſch in ſeiner Geſchwindigkeit. Warum hat das Laſtthier einen ſo ſtarken Rücken? Weil es bloß dazu dient, Gepäcke zu tragen. Des Hundes Vorzug iſt die Spürkraft, wenn er das Wild auf-

suchen, der schnelle Lauf, wenn er es einholen, die Beherztheit, wenn er es anfallen und packen soll. Das muß an jedem Geschöpfe das Beste seyn, wozu es gemacht ist, und wornach es geschätzt wird. Was ist also das Beste am Menschen? Die Vernunft. Durch diese geht er den Thieren vor, und kommt den Göttern nahe. Vervollkommnete Vernunft ist also des Menschen eigenthümliches Gut: alles Uebrige hat er mit den Thieren und Pflanzen gemein. Er ist stark — auch der Löwe ist's; er ist schön — der Pfau ist es auch; schnellfüßig — das Pferd ist es nicht minder; um nicht zu sagen, die Thiere sind dieses alles noch mehr. Ich frage nicht, was er am meisten, sondern was er allein habe. Er hat einen Körper? Die Bäume auch. Er hat freie und willkührliche Bewegung? Die Thiere, sogar das Gewürm haben sie. Er hat Stimme? Eine schallendere noch haben die Hunde, eine durchdringendere die Adler, eine stärkere die Stiere, eine süßere und beweglichere die Nachtigallen. Was ist dem Menschen eigen? Die Vernunft. Ist diese richtig und ohne Mangel, so macht sie das ganze Glück des Menschen aus. Wie daher jedes Ding, das sein eigenthümliches Gut zur Vollkommenheit gebracht, lobenswürdig ist und das Ziel seiner Natur erreicht hat, so ist auch der Mensch, wenn er die Vernunft, sein eigenthümliches Gut, zur Vollkommenheit gebracht hat, lobenswürdig und am Ziele seiner Natur angelangt. Diese vollkommene Vernunft heißt Tugend, und ist dasselbe mit dem Sittlichguten. Das also ist des Menschen einziges Gut, was einzig dem Menschen eigen ist. Denn jetzt fragen wir nicht, was überhaupt ein Gut, sondern was des Menschen Gut sey. Wenn er kein anderes Gut hat,

auch wenn es mühevoll, gefährlich, nachtheilig seyn wird; wiederum, was verwerflich ist, wird er nicht thun, auch wenn es Geld, Genuß, Macht verschaffen sollte. Von dem Sittlichguten wird ihn Nichts abschrecken, zu dem Verwerflichen nichts verlocken. Wenn er sonach dem Sittlichguten unbedingt nachstreben und eben so unbedingt das Verwerfliche vermeiden, und bei jeder Handlung die beiden Grundsätze vor Augen haben wird, nichts sey gut, als das Sittlichgute, und nichts übel, als das Sittlichverwerfliche; wenn die Tugend allein von allem Verderbniß frei ist und immer die gleiche Haltung behauptet, dann ist die Tugend sein einziges Gut, und es kann nie geschehen, daß sie es nicht mehr wäre: sie ist aller Gefahr einer Umwandlung entgangen. Die Thorheit arbeitet sich zur Weisheit empor; die Weisheit fällt nicht zur Thorheit zurück.

Ich habe, wenn Du Dich erinnerst, gesagt, daß Manche nicht aus Grundsätzen, sondern aus bloßem Drange des Temperaments Dinge, welche die gewöhnlichen Menschen ersehnen oder fürchten, mit Füßen getreten haben. Es hat sich Einer gefunden, der seine Hand in die Flamme hielt, ein Anderer, dessen Hohnlachen die Folter nicht unterbrach, der über den Leichen seiner Kinder keine Thräne vergoß, der dem Tode ohne alle Furcht entgegen ging: Liebe, Zorn, Begierde, Gefahren forderten ihn heraus. Was ein vorübergehender, durch irgend einen Stachel angeregter Eigensinn vermag, wie vielmehr wird es die Tugend vermögen, die nicht im Drange des Affects, noch auf Augenblicke, sondern gleichmäßig stark *ist; deren* Kraft fortwährend wirkt? So folgt, daß, was *von Nichtdenkenden oft, und* von dem Weisen immer verachtet

wird, weder gut noch übel ist. Das einzige Gut also ist di Tugend selbst, welche durch Glück und Unglück stolz einhergeht, und Beides auf's Tiefste verachtet.

Gibst Du der Meinung Raum, daß es irgend ein Gut außer dem Sittlichguten gebe, so müßte jede Tugend mangelhaft seyn; denn sie könnte sich nicht behaupten, wenn sie irgend Etwas außer sich berücksichtigte. Dieß stritte wider die Vernunft, aus welcher die Tugenden entspringen; es stritte wider die Wahrheit, welche ohne die Vernunft nicht besteht: jede Meinung aber, welche der Wahrheit widerstreitet, ist eine falsche. Du mußt zugeben, daß der Tugendhafte die größte Ehrfurcht gegen die Götter hege; er wird also, was ihm auch begegnen mag, mit Gleichmuth hinnehmen; denn er weiß, daß auch Dieß nach demselben göttlichen Gesetze erfolgt, nach welchem das Ganze seinen Gang geht. Wenn Dieß ist, so wird es nur Ein Gut für ihn geben, die Tugend; denn die Tugend eben ist es, welche, folgsam den Göttern, über Unerwartetes nicht ungehalten wird, und über ihr Loos keine Klagen führt, sondern geduldig annimmt, was das Schicksal bringt, und thut, was ihr geboten wird. Wenn rgend ein anderes Gut ist, als die Tugend, so wird uns die iebe zum Leben und die Liebe zu allen jenen Dingen beglei-n, in welchen das Leben sich bequem einrichtet — ein Ver-ngen, welches, maßlos und immer wechselnd, eine uner-gliche Last ist. Das alleinige Gut also ist die Tugend; e hat ihr Maß. Ich sagte, das Leben der Menschen :de ein seligeres seyn, als das der Götter, wenn Dinge, he die Götter nicht als Geld und Ehrenstellen gebrauchen

Güter wären. Setze noch hinzu: daß, wenn anders die Seele nach ihrer Trennung vom Körper fortdauert, ihr Zustand ein glücklicherer seyn muß, als so lange sie in den Körper versenkt ist. Wenn nun die Dinge, welche wir mittelst des Körpers genießen, Güter wären, so wäre die Seele im Zustande der Befreiung schlimmer daran, während es gegen allen Glauben ist, daß die eingeschlossene und beengte Seele glücklicher seyn soll, als die freie, dem Universum wiedergegebene. Auch sagte ich, wenn Dinge, welche dem unvernünftigen Thier eben so wie dem Menschen zu Theil werden können, Güter wären, so müßte auch das unvernünftige Thier ein glückliches Leben führen, was keineswegs möglich ist. Für die Tugend soll man Alles dulden, was wir nicht müßten, wenn es irgend ein anderes Gut, als die Tugend gäbe.

Ich habe dieses Alles, was in meinem vorigen Briefe weiter ausgeführt ist, hier zusammengezogen und kurz wiederholt. Allein eine solche Ansicht wird Dir nie als die wahre erscheinen, wenn Du nicht Dein Gemüth erhebst und Dich selbst fragst, ob Du, wenn die Umstände es erfordern sollten, daß Du für's Vaterland sterbest, und das Leben aller Bürger mit dem Deinigen erkaufest, Deinen Nacken nicht nur geduldig, sondern auch gerne darbieten würdest? Wirst Du dieß thun, so gibt es kein anderes Gut; denn Du setzest Alles hintan, um dieß Eine zu haben. Sieh, wie groß die Macht der Tugend ist. Du wirst sterben für das Vaterland, und zwar in demselben Augenblicke, wo Dir klar wird, daß Du es sollst. Eine herrliche That bringt hohe Freude, wenn auch bisweilen für eine ganz kurze Zeit; und wenn auch der Genuß dessen, was er geleistet hat, den Hingeschiedenen,

Erdendingen Entrückten, nicht mehr berührt, ſo erhebt ſchon die Betrachtung der erſt künftigen That; und der wackere, muthvolle Mann, der ſich den Preis ſeines Todes, die Freiheit des Vaterlandes, die Erhaltung Aller, für welche er ſein Leben hingibt, vor Augen ſtellt, iſt voll Freude, und weidet ſich an ſeinem Wagniß. Allein auch Der, dem ſelbſt dieſe letzte und größte Freude genommen iſt, welche aus der Behandlung der That ſelbſt entſpringt, wird ohne Zögern in den Tod ſich ſtürzen, zufrieden, daß er recht und pflichtgetreu handle. Halte ihm immer ſo Manches entgegen, was ihn abmahnen könnte. Sprich: Deine That wird bald der Vergeſſenheit anheim fallen; die Urtheile der Bürger werden minder günſtig lauten. Er wird Dir antworten: dieſes Alles liegt außerhalb meiner Handlung; ich ſehe auf dieſe ſelbſt, und weiß, daß ſie gut iſt. Alſo, wohin ſie mich führt und ruft, dahin gehe ich.

Das alſo iſt das einzige Gut, was nicht bloß das ausgebildete, ſondern jedes von Natur edel geſchaffene Gemüth als ſolches erkennt. Alle übrigen Dinge ſind gehaltlos und wandelbar; darum iſt man bei ihrem Beſitze ſo ängſtlich, und wenn des Schickſals Gunſt ſie alle auf Einen gehäuft hat, ſo laſten ſie nur deſto ſchwerer auf ihrem Herrn, bedrücken ihn unabläßig, ja erdrücken ihn nicht ſelten. Keiner von dieſen Allen, die Du in ihrem Purpur ſiehſt, iſt glücklich, eben ſo wenig, als Jene, welchen ihre Rolle auf der Bühne Scepter und Königsmantel anweiſt. Vor dem verſammelten Volke ſchreiten ſie auf ihren Cothurnen hoch einher: ſobald ſie den Schauplatz verlaſſen, ziehen ſie die Schuhe aus, und kommen

auf ihre gewöhnliche Größe zurück. Keiner von Denen, welch durch Reichthum und Ehrenämter hoch geſtellt ſind, iſt groß Warum erſcheint er aber groß? Weil Du ihn mit ſeiner Fußgeſtelle miſſeſt. Der Zwerg wird nicht groß, auch wen er auf einen Berg ſich ſtellt: der Coloß behält ſeine Größe und ſtände er in einem Brunnenſchacht. Das iſt der Irr thum, woran wir leiden; ſo laſſen wir uns täuſchen: wi ſchätzen Niemanden nach Dem, was er iſt, ſondern wir lege ihm alles dasjenige zu, womit er geſchmückt iſt. Willſt D aber zur wahren Würdigung eines Menſchen gelangen, un wiſſen, wie er beſchaffen iſt, ſo mußt Du ihn nackt betrachter Er lege ſein Vermögen, ſeine Ehrenſtellen und andere trug volle Gaben des Glückes ab; er entäußere ſich ſelbſt ſeine Körpers: ſeine Seele beſchaue, welcher Art und wie groß ſi ſey, und ob ſie durch Anderes oder durch ſie groß ſey. Wen er mit geradem Blicke ein gezücktes Schwert anſehen kann wenn er weiß, daß es gleichgültig iſt, ob er das Leben durc den Mund oder durch eine Halswunde verhauche!— dan nenne ihn glücklich. Nenne ihn glücklich, wenn Körperqua len, die der Zufall oder die Ungerechtigkeit eines Mächtigere herbeigeführt, — wenn Kerker und Verbannung ihm ange kündigt werden, und wenn er ruhig von ſolchen Schreckniſſe des Menſchenherzens reden hört und ſpricht:

— — — — — — — — von keinerlei Drangſal,
Jungfrau, ſteiget mir neu und unverhofft die Geſtalt auf.
Alles erwog ich zuvor, und hab' es im Herzen beweget.

„Erſt heute kündigeſt Du mir das an? Ich habe es imme mir angekündigt, habe den Menſchen auf Menſchliches vor bereitet.“ Sanft fällt der Schlag des vorbedachten Uebel

Aber dem Thoren, und Denen, welche dem Glück trauen, kommt jede Geſtalt der Dinge neu und unverhofft vor: denn ein großer Theil des Uebels liegt für die Unerfahrenen in der Neuheit. Der Beweis iſt, daß ſie Vieles, was ſie für hart gehalten, gelaſſener ertragen, je mehr ſie ſich daran gewöhnten. So gewöhnt ſich der Weiſe ſchon an das künftige Uebel, und was ſich Andere erſt durch langes Ertragen leichter machen, macht er ſich leicht durch langes Betrachten. Wir hören bisweilen Unkundige ſprechen: „konnt' ich wiſſen, daß mir das noch bevorſtehe?" Der Weiſe weiß, daß ihm Alles bevorſteht. Was auch geſchieht, er ſpricht: „ich wußte es."

Siebenundſiebzigſter Brief.

Halte nicht am Leben feſt.

Unvermuthet zeigten ſich uns heute die Fahrzeuge aus Alexandrien, welche vorausgeſchickt zu werden pflegen, um die Ankunft der nachkommenden Flotte*) anzukündigen. Sie heißen daher die Paketboote**). Ihr Anblick iſt für Campanien ein erfreulicher. Die ganze Volksmenge ſteht auf dem Hafendamm von Puteoli, und findet aus der größten Menge von Schiffen die alexandriniſchen an ihren Segeln heraus. Denn dieſe allein dürfen das Bramſegel (Siparum) aufziehen, welches die übrigen Schiffe alle nur auf hoher See führen.

*) Der großen Getreideflotte aus Aegypten.
**) Tabellarios.

Nichts beſchleunigt ſo ſehr die Fahrt, als dieſes oberſte Segel, durch welches das Schiff am ſtärkſten vorwärts getrieben wird. Wenn daher der Wind zunimmt und ſtärker wird, als zuträglich iſt, ſo werden die Segelſtangen herabgelaſſen, weil tiefer unten der Wind weniger Kraft hat. Haben die Schiffe Capreä und jenes Vorgebirg *) paſſirt, wo

Pallas hoch von des Bergs umſtürmtem Scheitel herabſchaut,

ſo müſſen ſich alle mit dem untern Segel begnügen: das Bramſegel iſt ein Wahrzeichen der Alexandriner.

Während nun alle Welt in Eile nach dem Geſtade rannte, verharrte ich mit großem Behagen in meiner trägen Ruhe. Ich hatte Briefe von meinen Leuten zu erwarten, und doch hatte ich ſo gar keine Eile, zu erfahren, was ſie bringen, und wie es mit meinen Angelegenheiten dort ſtehe. Seit lange ſchon gibt es für mich weder Verluſt, noch Gewinn. So müßte ich denken, auch wenn ich nicht ſchon Greis wäre; nun aber um ſo mehr, weil mir, wenn ich auch noch ſo wenig hätte, doch des Reiſegeldes mehr, als des Weges übrig wäre, zumal da wir einen Weg eingeſchlagen haben, den zu durchlaufen nicht nothwendig iſt. Eine Reiſe iſt unvollendet, wenn man in der Hälfte des Wegs, oder überhaupt dieſſeits des Zieles ſtehen bleibt; das Leben iſt nicht unvollendet, wenn es ein tugendhaftes iſt. Wenn Du es auch beſchließen magſt, es iſt ganz, wenn Du es wohl beſchließeſt. Es kann Fälle geben, wo man mit Entſchloſſenheit ihm ein Ende zu

*) Am Eingange in den Golf von Neapel (sinus Puteolanus) liegt die Inſel Capri (Capreae); dieſer zunächſt gegenüber das Vorgebirg der Minerva mit deren Tempel.

machen hat, wenn auch die Urſachen eben nicht die wichtigſten ſind; denn die Gründe, die uns zurückhalten, ſind es ja auch nicht.

Tullius Marcellinus, den Du ſehr gut gekannt haſt, der ſeine Jugend ſtill verlebte, aber ſchnell alterte, verfiel in eine zwar nicht unheilbare, aber langwierige und beſchwerliche Krankheit, die viele Bedürfniſſe verurſachte. Er fing an, auf ſeinen Tod zu denken, und berief mehrere ſeiner Freunde zu ſich. Die Furchtſamen unter dieſen riethen ihm, was ſie ſich ſelbſt gerathen hätten; wer ihm ſchmeicheln wollte, machte ihm Vorſchläge, von denen er glaubte, daß ſie dem Fragenden angenehmer ſeyn werden. Unſer Stoiker Attalus aber, der treffliche Mann, oder, um ihn mit den Worten zu loben, die ihm gebühren, der Mann voll Muth und Thatkraft, ertheilte ihm, wie ich glaube, den beſten Zuſpruch. „Quäle Dich nicht, mein Marcellinus," hob er an, „als ob Du wegen einer ſehr wichtigen Angelegenheit Dich zu bedenken hätteſt. Das Leben iſt nichts Wichtiges. Alle Deine Sclaven leben, alle Thiere ſogar; wichtig iſt es, ehrenhaft, weiſe, muthvoll zu ſterben. Bedenke, wie lange ſchon Du dieſes Einerlei thuſt: Eſſen, Schlaf, Wolluſtgenuß — das iſt der Kreis, in welchem man ſich dreht. Sterben wollen kann nicht bloß der Weiſe, der Muthige, der Unglückliche, ſondern auch der Ueberdrüſſige." Dieſes Rathes aber bedurfte Jener nicht, ſondern des Beiſtandes: ſeine Sclaven wollten ihm nicht gehorchen. Dieſen benahm nun Attalus ihre Furcht, indem er ihnen zeigte, daß die Dienerſchaft nur dann Gefahr laufe, wann es ungewiß ſey, ob der Tod des Herrn wirklich ein freiwilliger geweſen: ſonſt ſey es ein nicht geringeres

Vergehen, den Herrn am Sterben zu verhindern, als ihn umzubringen. Hierauf erinnerte er den Marcellinus, daß es nicht unbillig wäre, wie man nach aufgehobener Tafel die Ueberbleibsel unter die Aufwartenden vertheile, nun auch nach abgeschlossenem Leben Denen etwas zu reichen, die ihn während des ganzen Lebens bedient hätten. Marcellinus war gutmüthig und auch sonst mittheilend gewesen, als es noch auf seine Kosten ging: er vertheilte also kleine Summen unter seine weinenden Sclaven und tröstete sie selbst. Stahl und Blut war nicht nöthig; er nahm drei Tage keine Nahrung, und ließ in seinem Schlafzimmer ein Badezelt aufschlagen. Unter dasselbe ward die Wanne gestellt, in welcher er lange lag, und, indem von Zeit zu Zeit laues Wasser zugegossen ward, allmählig hinstarb, nicht, wie er selbst sagte, ohne ein gewisses Wohlgefühl, wie es mit einer solchen sanften Auflösung verbunden zu seyn pflegt; was ich selbst auch schon empfunden habe, da mich zuweilen Ohnmachten befielen.

So bin ich in's Erzählen gerathen, was Dir übrigens nicht unangenehm seyn wird, da Du daraus erfährst, daß das Ende Deines Freundes nicht schwer noch unglücklich war. Wiewohl er sich den Tod selbst gab, so verschied er doch ganz sanft; ja er schwand wie unmerklich aus dem Leben. Aber auch nicht ohne Nutzen dürfte diese kleine Erzählung seyn; denn oft sind uns solche Beispiele ein Bedürfniß. Oft sollen wir sterben und wollen nicht; wir sterben wirklich und wollen's nicht. Niemand ist so bethört, der nicht wüßte, daß er einmal sterben muß; und doch, wenn man dem Tode sich nähert, sperrt man sich, zittert und jammert. Würdest Du

nicht Den für den größten Thor halten, der darüber weint, daß er nicht vor tauſend Jahren ſchon lebte? Eben ſo thöricht iſt, wer darüber weint, daß er nach tauſend Jahren nicht mehr leben ſoll. Es iſt kein Unterſchied: Du wirſt nicht ſeyn, wie Du nicht warſt. Beide Zeiten gehen uns nichts an. Du biſt nur in dieſen Punkt geſetzt: magſt Du ihn ausdehnen, wie lange wirſt Du es können? Was weinſt Du? Was wünſcheſt Du? Vergebliche Mühe!

Hoffe nicht, Thor, durch Flehen zu ändern den göttlichen Rathſchluß *).

Er iſt feſt und unwiderruflich, herbeigeführt von einer großen und ewigen Nothwendigkeit. Du gehſt dorthin, wohin alles geht. Deiner wartet nichts Neues. Mit dieſer Beſtimmung biſt Du geboren: dieß widerfuhr Deinem Vater, Deiner Mutter, Deinen Ahnen, Allen vor Dir und Allen nach Dir. Eine unwiderſtehliche, durch keine Macht zu verändernde Verkettung umſchlingt und zieht Alles mit ſich fort. Welche zahlloſe Schaar Todter ging Dir voran! Wie unzählig Viele werden Dir folgen, wie viele Dich begleiten! Vielleicht würdeſt Du gefaßter ſeyn, wenn viele Tauſende zugleich mit Dir ſtürben? Aber wirklich verhauchen viele Tauſende von Menſchen und Thieren auf mannichfaltige Weiſe ihr Leben in demſelben Augenblick, in welchem Du zu ſterben zagſt. Glaubteſt Du denn, Du würdeſt nie dort ankommen, wohin Du immer gingſt? Es gibt keine Reiſe ohne Ende.

Du erwarteſt nun, ich werde Dir Beiſpiele großer Männer anführen? Ich werde welche von Knaben anführen. Man

*) Virgil, Aeneide VI, 376.

erzählt von einem jungen Spartaner, der, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, in Gefangenschaft gerathen war. „Ich will kein Sclave seyn," rief er in seiner dorischen Mundart;" und er hielt Wort. Denn gleich das Erstemal, da ihm eine sclavische und schimpfliche Dienstleistung zugemuthet worden war — er sollte ein gewisses unreines Gefäß herbeibringen — zerschellte er sich den Kopf an der Wand. So nahe ist die Freiheit, und es gibt noch Sclaven? Wolltest Du nicht auch lieber, daß Dein Sohn so stürbe, als daß er in Feigheit grau würde? Was sollte Dich der Tod noch anfechten, wenn selbst Knaben muthig zu sterben wissen? Gesetzt, Du wolltest nicht folgen: man wird Dich führen. Mache zur Sache Deiner Willkühr, was in fremder steht. Wirst Du nicht den hohen Geist des Knaben Dir aneignen, und sprechen: ich bin kein Sclave? Unglücklicher, Du bist der Sclave der Menschen, der Umstände, des Lebens. Denn das Leben, wo der Muth zu sterben fehlt, ist Sclaverei. Was hast Du denn, weßwegen Du warten wolltest? Die Vergnügungen, welche Dich fesseln und hinhalten, hast Du alle verbraucht; keine ist Dir neu mehr; keine ist, die nicht Dich anwiderte, weil Du satt bist. Wie der Meth, wie der Wein schmeckt, weißt Du: es ist einerlei, ob hundert oder tausend Amphoren durch Deine Blase gehen: Du bist ein Schlauch. Den Geschmack von Austern und Seebarben kennst Du vortrefflich: Nichts hat Deine Schlemmerei Dir für künftige Jahre übrig gelassen, was Du nicht schon gekostet hättest. Und doch sind es nur solche Dinge, von welchen Du Dich so ungern losreißest. Oder was ist es sonst noch, wovon Du Dich mit Schmerzen trennetest? Deine Freunde?

Dein Vaterland? Wann war Dir je Dein Vaterland ſo werth, daß Du Dich um ſeiner willen auch nur um etwas ſpäter zur Tafel geſetzt hätteſt? Auch die Sonne möchteſt Du, wenn Du könnteſt, auslöſchen. Denn was haſt Du je gethan, das verdiente, von ihr beſchienen zu werden? Bekenne, nicht die Curie, nicht das Forum, auch die Liebe zur Natur nicht iſt es, was Dich ſo träge zum Sterben macht: den Speiſemarkt läſſeſt Du ungern zurück, auf welchem Du doch ſelbſt nichts zurückgelaſſen haſt. Du fürchteſt den Tod: aber wie kommt es denn, daß Du in Mitten Deiner Genüſſe ſchwelgeſt, als ob Du ihn verachteteſt? Du wünſcheſt zu leben: aber verſtehſt Du es auch? Zu ſterben fürchteſt Du: wie? dieſes Dein Leben wäre nicht der Tod ſelbſt? Als einmal Cajus Cäſar über die Latiniſche Straße ging, und ihn ein Gefangener, dem der alte Bart bis auf die Bruſt herabhing, um den Tod bat, ſagte er: „Lebſt Du denn noch?“ So ſollte man zu Denen ſprechen, welchen der Tod eine Wohlthat wäre: „Du fürchteſt Dich zu ſterben: lebſt Du denn?“ — Aber ich will leben, ſagt ein Anderer, weil ich viel Gutes thue; ungern trenne ich mich von den Pflichten des Lebens, die ich treu und eifrig erfülle. Wie? Du weißt nicht, daß eine von den Pflichten auch die iſt, zu ſterben? Du läſſeſt keine Pflicht übrig: denn es gibt keine beſtimmte Anzahl derſelben, die Du erfüllen müßteſt. Jedes Leben iſt kurz; denn verglichen mit der Dauer der Natur, iſt auch das Leben des Neſtor und der Statilia kurz, welche auf ihr Grabmal ſetzen ließ, ſie habe neunundneunzig Jahre gelebt. Du ſiehſt, das alte Mütterchen wußte ſich viel mit ihrem hohen Alter; wie unerträglich eitel wäre ſie geweſen, hätte

ſie es zum vollen Hundert gebracht? Wie mit einer Rolle, ſo iſt es mit dem Leben: nicht ob länge, ſondern ob gut geſpielt wird, iſt die Frage. Es liegt nichts daran, wo Du aufhöreſt. Höre auf, wo Du willſt; nur mache einen guten Beſchluß.

Achtundſiebzigſter Brief.

Von Krankheiten und den Mitteln des Weiſen dagegen.

Daß Du von häufigem Schnupfen und von Fieberanfällen, wie ſie im Gefolge eines langwierigen und zur Gewohnheit gewordenen Katarrhs ſich gerne einſtellen, geplagt biſt, bedaure ich um ſo mehr, als ich dieſe Art von Uebelbefinden aus Erfahrung kenne. Anfänglich machte ich Nichts daraus: meine Jugend konnte ſolche Beſchwerden noch aushalten, und den Krankheiten Trotz bieten. Nach und nach aber unterlag ich, und es kam ſo weit mit mir, daß ich, auf's Aeußerſte abgezehrt, beinahe mein Leben verhuſtete. Mehr als einmal ergriff mich die Luſt, mir ſelbſt gewaltſam ein Ende zu machen; nur die Rückſicht auf meinen betagten, zärtlichen Vater hielt mich zurück. Ich bedachte, daß ich zwar ſtark genug wäre, mir den Tod zu geben, nicht aber er, um meinen Verluſt zu ertragen. Ich gebot mir alſo, mein Leben fortzuſetzen: denn bisweilen iſt es auch ein muthiger Entſchluß, leben zu wollen. Ich will Dir ſagen, was mir damals zum Troſte gereichte. Vorerſt bemerke ich, daß eben das, was mich beruhigte, auch die Wirkung eines Heilmittels hatte. Die

Tröſtungen der Tugend werden zur Arznei; und was das Gemüth aufrichtet, dient auch dem Körper. Unſere Studien haben mich gerettet: der Philoſophie danke ich's, daß ich mich erhob und zu Kräften kam; ihr danke ich das Leben, und dieß iſt das Geringſte, was ich ihr ſchuldig bin. Vieles haben zu meiner Geneſung auch Freunde beigetragen, deren Zuſpruch, Unterhaltung und wachſame Sorgfalt mich ſehr erleichterte. Nichts, mein beſter Lucilius, iſt ſo erquickend und aufrichtend für den Kranken, als die Anhänglichkeit ſeiner Freunde; nichts entrückt ihn ſo ſehr aller Erwartung und Furcht des Todes. Ich glaubte nicht zu ſterben, wenn ſie mich überlebten; ich meinte vielmehr fortzuleben, nicht mit ihnen, ſondern durch ſie; ich glaubte meinen Geiſt nicht zu verhauchen, ſondern auf ſie überzutragen. Dieß gab mir den Willen ein, mir aufzuhelfen, und jedes Ungemach zu ertragen: ſonſt iſt es das Kläglichſte, die Luſt zu ſterben aufzugeben, und doch keine zum Leben zu haben.

Zu dieſen Mitteln alſo ſchreite auch Du. Dein Arzt wird Dir ſagen, wie lange Du umhergehen, wie viele Bewegung Dir machen ſollſt; er wird Dir rathen, nicht träger Ruhe Dich hinzugeben, wozu ein geſchwächter Körper ſo geneigt iſt, vielmehr zu leſen mit lauter Stimme, und das Athemholen, deſſen Wege ſo gehindert ſind, zu üben, Waſſerfahrten zu machen und Deinen Unterleib in eine ſanfte Erſchütterung zu verſetzen; er wird Dir vorſchreiben, was Du eſſen, wann Du zur Stärkung Wein zu Hilfe nehmen, wann ihn ausſetzen ſollſt, um nicht den Huſten zu reizen und zu verſchlimmern. Ich aber ſchreibe Dir ein Mittel vor, welches nicht bloß in dieſer Krankheit, ſondern für das ganze

nur im Anfang beſchwerlich; bald verliert ſich die Begierde, indem die Werkzeuge des Genuſſes matt und ſchwach werden. Der Magen iſt ekel: wornach uns gelüſtete, das wird uns zuwider; am Ende erſtirbt auch jedes Verlangen. Wie könnte es aber ſchmerzlich ſeyn, zu entbehren, was man nicht mehr verlangt? Dazu kommt, daß jeder Schmerz unterbrochen wird, oder wenigſtens nachläßt. Auch kann man ihn verhüten, wenn er erſt bevorſteht, durch Arzneimittel ihm begegnen; denn jeder Schmerz ſchickt ſeinen Vorboten voraus, zumal wenn es ein gewöhnlich wiederkehrender iſt. Jede Krankheit aber läßt ſich ertragen, wenn man das Aeußerſte, womit ſie droht, verachtet.

Mache Dir Dein Leiden nicht ſelbſt ſchwer, und belaſte Dich nicht mit Klagen. Der Schmerz iſt leicht, wenn die Einbildung ihn nicht vergrößert, wenn Du vielmehr Dich aufmunterſt, und ſprichſt: „es iſt Nichts," oder wenigſtens: „es iſt nicht bedeutend; ausgehalten! es wird nun gleich aufhören." Du wirſt ihn leicht machen, wenn Du ihn dafür hältſt. Alles hängt von der Einbildung ab: nicht nur die Ehrbegierde, die Vergnügungsſucht, der Geldgeiz richtet ſich nach ihr; wir leiden auch Schmerzen aus Einbildung. Jeder iſt in dem Grade unglücklich, in welchem er es zu ſeyn glaubt. Auch die Klagen über vorübergegangene Schmerzen und Aeuſſerungen, wie dieſe, ſind verwerflich: „ſo ſchlimm war es noch Niemanden! Welche Beſchwerden, welche Martern habe ich durchgemacht! Kein Menſch glaubte an mein Aufkommen. Wie oft ſchon ward ich von den Meinen beweint, wie oft von den Aerzten aufgegeben! Auch wer auf der Folter liegt, wird nicht ſo zerquält!" Mag dergleichen auch wahr ſeyn: es

iſt nun einmal vorüber. Wozu ehemalige Schmerzen wieder auffriſchen, und elend ſeyn wollen, weil man es war? Ueberdieß macht Jeder gern ſein Leiden größer, und belügt ſich ſelbſt. Was man Herbes zu dulden hätte, iſt angenehm zu erzählen, und es iſt ſo natürlich, über das Ende ſeines Uebels ſich zu freuen. Beides iſt alſo abzuthun, die Furcht vor dem künftigen, und das Andenken an das vergangene Ungemach: jenes berührt mich noch nicht, und dieſes nicht mehr. Aber mitten unter den Widerwärtigkeiten ſpreche man:

Einſtens gedenk' ich vielleicht auch dieſes Leidens behaglich *).

Mit ganzer Seele kämpfe man dagegen: man wird überwunden, wenn man weicht; überwinden wird, wer gegen ſeinen Schmerz ankämpft. Aber die Meiſten reißen den Einſturz über ſich herein, welchem ſie wehren ſollten. Verſuchſt Du, Dich Dem zu entziehen, was über Dir hängt und Dich drängt und drückt, ſo wird es Dir nachſinken, und nur um ſo ſchwerer auf Dir laſten, während Du es von Dir ſchaffen kannſt, wenn Du Dich mit Anſtrengung dagegen ſtemmſt. Die Athleten — wie viele Streiche erhalten ſie nicht in's Geſicht, wie viele auf den ganzen Körper? Doch ertragen ſie jede Quälerei, aus Begierde nach Ruhm; und nicht nur im Kampfe leiden ſie Solches, ſondern für den Kampf; denn ſchon die Verübung iſt Quälerei. So wollen denn auch wir ſiegen in einem Kampfe, deſſen Preis nicht ein Kranz, noch eine Palme, oder ein Herold iſt, der für den Ausruf unſeres Namens Stille ſchafft, ſondern Tugend und Seelenſtärke und

*) Virg. Aen. I, 203.

jener Friede, den wir für immer erworben, wenn wir einmal einen Sieg über das Schickſal errungen haben!

„Aber ich leide ſo ſchwer!" Wirſt Du weniger leiden, wenn Du Dich benimmſt, wie ein Weib? Wie der Feind am verderblichſten iſt, wenn man vor ihm flieht, ſo dringt auch jedes zufällige Ungemach am heftigſten auf den Nachgebenden und Weichenden ein. — „Aber es iſt ſo ſchwer, was ich leide!" Sind wir darum ſtark, um Leichtes zu tragen? Willſt Du lieber eine langwierige oder eine kurze, concentrirte Krankheit haben? Iſt ſie lange, ſo hat ſie Unterbrechungen, läßt Erholung eintreten, geſtattet viele freie Zeit; ſie hebt ſich nothwendig und nimmt wieder ab. Eine kurze, jähe Krankheit thut eines von beiden: ſie nimmt ein Ende, oder macht eines. Was liegt aber daran, ob ſie nicht mehr iſt, oder ich? In jedem Fall hat der Schmerz ein Ende. — Auch wird von Nutzen ſeyn, den Geiſt auf andere Gedanken zu richten, und von dem Schmerz abzuziehen. Denke an das Gute und Tüchtige, was Du gethan; beſchäftige Dich mit Deiner guten Seite. Laß Dir Alles nach einander vor die Seele treten, was Du je bewundert haſt, Alle, die je mit hohem Muthe gehandelt und ihren Schmerz ſiegreich bekämpft haben; Jenen, der, während er ſich die Krampfadern ausſchneiden ließ, in ſeinem Buche fortlas, jenen Andern, der nicht aufhörte zu lachen, als ſeine Peiniger, eben hierüber ergrimmt, alle Werkzeuge der Grauſamkeit an ihm verſuchten. Und ein Schmerz, der durch Lachen überwunden worden, ſollte es nicht durch die Vernunft werden können? Was Du nun auch nennen magſt, heftigen Schnupfen, anhaltenden Huſten, der mit Gewalt Theile Deiner Lunge auswirft,

ein Fieber, das brennend in Deinen Eingeweiden wüthet, und Durſt und Gliederſchmerz, der Deine Gelenke dreht und verkrümmt — ärger ſind doch Feuerbrände und Foltern, und glühendes Blech, und jenes Eiſen, welches, in die ſchwellenden Wunden gedrückt, ſie aufreißt und vergrößert. Und doch gab es Dieſen und Jenen, der bei dem Allem keinen Seufzer ausſtieß. Nicht genug: er bat nicht, er antwortete nicht. Nein — er lachte, und lachte von Herzen. Wirſt Du nach dieſen Beiſpielen nicht Deiner Schmerzen lachen?

„Aber die Krankheit," ſagſt Du, „läßt mich nichts thun; ſie entzieht mich aller Berufsthätigkeit." Sie hat nur Deinen Körper, nicht Deinen Geiſt in Anſpruch genommen. Alſo hemmt ſie den Fuß des Läufers, die Hand des Zimmermanns, des Schuſters. Biſt Du ſonſt gewöhnt, Deinen Geiſt zu brauchen, ſo wirſt Du auch jetzt ermahnen, lehren, hören, lernen, fragen, Dich erinnern. Und ferner — glaubſt Du nichts zu thun, wenn Du mit Faſſung krank biſt? Du wirſt zeigen, daß die Krankheit zu bezwingen, wenigſtens auszuhalten ſey. Glaube mir, für die Tugend iſt eine Stelle auch auf dem Siechbette. Nicht nur Waffen und Schlachtfelder geben Zeugniß von einem wackern, von Schreckniſſen ungebeugten Geiſt: auch in der Umhüllung des Kranken bewährt ſich der muthvolle Mann. Du haſt genug zu thun: ringe tüchtig mit Deiner Krankheit: wenn Nichts Dich bezwingt, Nichts Dich erreicht, ſo ſtellſt Du ein herrliches Beiſpiel auf. O welche reiche Quelle des Ruhmes, wenn wir Zuſchauer unſeres Krankſeyns hätten! Sey Du Dein eigener Zuſchauer: ſpende Dir ſelbſt Lob.

Außerdem gibt es zwei Gattungen von Genüſſen. Die körperlichen unterbricht die Krankheit, hebt ſie jedoch nicht ganz auf, ja ſteigert ſie bisweilen, wenn man es recht betrachtet. Mit größerer Luſt trinkt der Dürſtende; angenehmer ſchmeckt dem Hungrigen die Speiſe: was nach langer Entbehrung uns zugeht, wird begieriger genoſſen. Aber jene höheren und zuverläſſigeren Genüſſe des Geiſtes verbietet kein Arzt dem Kranken: wer auf ſolche ausgeht und den rechten Sinn dafür hat, verachtet alles, was den Sinnen ſchmeichelt. — „Der arme Kranke!" Warum? Er ſchmilzt ſeinen Schnee nicht durch Wein; er erhöht die Friſche ſeines Getränkes, das er ſich in dem geräumigen Pocale gemiſcht, nicht mit Eisſtücken; er ſitzt nicht an der Tafel, und öffnet ſich keine Lucriner Auſtern; es treibt ſich kein Gewühl von Köchen um ſeinen Speiſeſaal her, die ſammt den Schüſſeln auch die Herde herbeitragen; denn ſogar das hat noch die Genußſucht ausgeſonnen: damit kein Gericht lau werde, damit Alles dem abgeſtumpften Gaumen heiß genug ſey, bringt man die Küche auf die Tafel. Der arme Kranke! Er darf nur eſſen, ſo viel er verdauen kann. Kein wilder Eber iſt ihm zur Schau geſtellt, der ja doch als gemeines Fleiſch wieder abgetragen würde; man thürmt keine Bruſtſtücke von Federwild (denn ganze Vögel ſieht man jetzt nicht mehr ohne Ekel an) in weiten Schüſſeln vor ihm auf! — Was iſt nun das ganze Unglück? Du wirſt wie ein Kranker, ja vielleicht einmal wieder als Geſunder eſſen.

Aber jenes Alles, die dünnen Brühen, das lauwarme Waſſer, und was ſonſt noch den verzärtelten, ſchlaffen, mehr noch am Geiſte als am Körper kränkelnden Weichlingen

nerträglich dünkt, werden wir uns gerne gefallen laſſen, enn wir nur aufhören, vor dem Tode zu zittern. Und wir erden es, wenn wir nur erſt das höchſte Gut und das öchſte Uebel gelernt haben: dann wird uns eben ſo wenig as Leben entleidet, als der Tod furchtbar ſeyn. Sattheit es Lebens kann ſich unſer nicht bemächtigen, da es uns) mannichfaltige, ſo wichtige, ſo göttliche Dinge zu betrach- n gibt: nur träge Unthätigkeit pflegt zum Widerwillen gegen as Leben zu führen. Wer die Natur forſchend durchwan- ert, dem wird die Wahrheit nie zum Ueberdruß werden: ur das Falſche überſättigt. Wenn dann der Tod kommt nd ihn ruft, und wäre es noch ſo früh, und ſchnitte er die ebenslänge in ihrer Mitte ab — des Lebens Frucht iſt längſt ewonnen: er iſt reich an Erkenntniß der Wahrheit, und eiß, daß die Tugend durch längere Dauer nicht zunimmt. ber Denen muß jedes Leben kurz ſcheinen, die es nach nich- igen, und darum unbegränzten Genüſſen bemeſſen.

Durch ſolche Betrachtungen, und zuweilen auch durch ie Beſchäftigung mit meinen Briefen, richte Dich auf. Es ird die Zeit kommen, die uns wieder zuſammenführt und ereinigt. Mag es dann auch noch ſo kurz dauern: die Kunſt es Gebrauchs wird auch die kurze Friſt zu einer langen achen. „Ein Tag des Weiſen,“ ſagt Poſidonius, „bedeu- et mehr, als das längſte Leben eines Unwiſſenden.“ In- wiſchen halte Du mit Kraft den Grundſatz feſt: dem Wi- rigen nicht zu unterliegen, dem Glück nicht zu trauen, die anze Willkühr des Schickſals Dir vorzuſtellen, als werde s, was es thun kann, auch wirklich thun. Was man lange rwartet hat, trifft minder hart.

Neunundsiebzigster Brief.

Scylla und Charybdis. Der Aetna. — Die Weisheit hat keine Grade; man strebe nach ihr ohne Rücksicht auf den Ruhm vor der Welt.

Ich erwarte einen Brief von Dir, worin Du mir von allem, was Deine Reise rings um Sicilien Dir Neues zeigte, und namentlich von der Charybdis umständliche und zuverlässige Nachricht gibst. Daß die Scylla ein Fels ist, welchen die Schiffer eben nicht sehr zu fürchten haben, weiß ich recht gut; aber ob die Charybdis der Sage entspricht, wünsche ich von Dir zu erfahren. Und wenn Du etwa Beobachtungen angestellt hast — die Sache verdiente es — so benachrichtige mich, ob die See nur bei einem bestimmten Winde jenen Strudel bildet, oder ob er bei jeder Witterung gleichmäßig entsteht; und ob es wahr sey, daß Alles, was von dem Wirbel erfaßt und verschlungen wird, mehrere Millien unter der See fortgeführt, erst bei dem Ufer von Tauromenium wieder zum Vorschein komme? Wenn Du mir diese Nachrichten gegeben haben wirst, so werde ich es wagen, auch den Auftrag Dir zu geben, daß Du mir zu Gefallen den Aetna besteigest, von welchem Einige behaupten, daß er abnehme und allmählig sich senke, weil er sich den Seefahrern sonst aus weiterer Ferne zu zeigen pflegte. Dieß kann seyn, nicht weil die Höhe des Berges selbst geringer geworden, sondern weil das Feuer abgenommen hat und minder heftig und reichlich aufsteigt, so daß es bei Tage nur als ein schwacher Rauch erscheint. Beides aber ist nicht unglaublich, sowohl daß der Berg an sich, indem er täglich Theile seiner selbst verschlingt,

abnehme, als auch, daß das Feuer ſich nicht gleich bliebe, da es nicht aus ſich ſelbſt beſteht, ſondern, in irgend einem tiefen, hohlen Raume ſich entzündend, von fremden Stoffen unterhalten wird. Im Berge ſelbſt findet es nicht ſeine Nahrung, ſondern nur ſeinen Ausweg. In Lycien iſt eine ſehr bekannte Gegend, von den Einwohnern Hephäſtion (Vulcanboden) genannt, deren Boden an mehreren Stellen durchlöchert iſt, und durch welchen ſich ohne allen Nachtheil für die Erzeugniſſe ein unſchädliches Feuer hinzieht. Es iſt vielmehr ein blühendes, reichlich bewachſenes Land, indem die Flammen Nichts verſengen, ſondern nur mit mattem Scheine leuchten.

Doch ich behalte dieſe Fragen zurück, bis Du mir geſchrieben haben wirſt, wie weit von der Mündung dieſes Berges der Schnee entfernt iſt, der nicht einmal im Sommer ſchmilzt: ſo ſicher iſt er vor dem nahen Feuer. Du haſt übrigens keinen Grund, dieſe Mühe, welche ich Dir verurſache, mir aufzurechnen: Deinem eigenen begierigen Verlangen, den Aetna in einem Gedichte zu beſchreiben, wirſt Du es zu liebe thun, auch wenn es Dir Niemand auftrüge. Laß Dich aber nicht durch die beſcheidene Rückſicht davon abhalten, daß ſchon alle Dichter dieſen gefeierten Gegenſtand behandelt haben. Daß ſchon Virgilius *) ihn in ſeiner ganzen Größe aufgefaßt hatte, war kein Hinderniß für Ovidius **), ihn ebenfalls zu behandeln, und beide ſchreckten den Cornelius Severus nicht ab. Allen gab dieſer Gegenſtand einen glücklichen Stoff; und die Vorgänger haben, wie ich glaube, nicht weggenommen,

*) Aeneide III, 571 ff.
**) Metamorph. XV, 340 ff.

was sich sagen ließ, sondern nur den Weg gebahnt. Es ist ein großer Unterschied, ob man einen bereits erschöpften, oder bloß schon bearbeiteten Stoff wählt: ein solcher kann täglich wachsen, und das schon Gefundene steht neuen Erfindungen nicht im Wege. Ueberdieß ist gerade der am besten daran, der zuletzt kommt: er findet die Ausdrücke schon fertig vor, die, anders geordnet, ein neues Ansehen haben; er bedient sich ihrer nicht als eines fremden Eigenthums, sie sind Gemeingut: die Rechtsgelehrten aber behaupten, daß bei Solchem kein Verjährungsrecht stattfinde. Ich müßte Dich nicht kennen, oder der Mund wässert Dir schon nach dem Aetna. Du wünschest, etwas Großartiges zu schreiben, was Deinen Vorgängern gleich komme. Mehr zu hoffen erlaubt Dir Deine Bescheidenheit nicht; und diese ist so groß, daß ich glaube, Du würdest dem Schwunge Deines Genies Einhalt thun, wenn Gefahr wäre, Jene zu übertreffen: so groß ist Deine Verehrung für die Früheren.

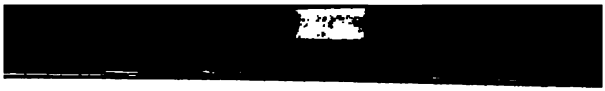
Unter vielem Andern hat die Weisheit auch dieses Gute: man kann von einem Andern nur so lange übertroffen werden, als man im Aufsteigen begriffen ist; bist Du auf die Höhe gelangt, so ist alles gleich; es findet kein Aufwärts statt: man steht. Nimmt die Sonne an Größe zu? Erweitert wohl der Mond seinen gewöhnlichen Umfang? Das Meer wächst nicht: die Welt behält gleiches Maß und gleiche Verfassung. Was seine volle Größe erreicht hat, kann nicht weiter steigen. Alle Weise sind sich gleich nach Art und Größe: der Einzelne von ihnen wird seine eigenthümlichen Gaben haben: Einer wird gefälliger im Umgang, ein Anderer gewandter seyn; der Eine wird mehr ausgebildete, der Andere mehr

natürliche Beredſamkeit beſitzen: aber das Eine, wovon ſich's handelt, was den Glücklichen macht, iſt bei Allen gleich. Ob Dein Aetna allmälig in ſich zuſammen ſinken könne, ob die fortwährende Gewalt der Flammen jenen erhabenen, in weite Ferne auf hoher See hin ſichtbaren Gipfel zu erniedrigen vermöge, weiß ich nicht; aber die Tugend wird keine Flamme und kein Einſturz niederwärts ziehen. Ihre Majeſtät iſt die einzige, die von keiner Erniedrigung weiß, die nicht weiter, noch zurückgehen kann. So iſt ihre Größe, wie die der Geſtirne, feſt beſtimmt. Ringen wir uns zu ihr empor! Vieles ſchon iſt gethan — doch nein, wenn ich die Wahrheit geſtehen will, Vieles nicht. Man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer als die Schlimmſten iſt. Wer kann ſich viel auf ſeine Augen zu gute thun, wenn man den Tag nur erſt ahnt, wenn die Sonne kaum durch Nebel bricht? Wir begnügen uns indeſſen, dem Dunkel entgangen zu ſeyn; aber noch genießen wir nicht der Wohlthat des Lichtes. Dann werden wir Urſache haben, uns Glück zu wünſchen, wann unſer Geiſt, entrückt der Finſterniß, in welcher er hier ſich umtreibt, nicht mehr einen ſchwachen Schimmer nur von der fernen Hülle erblickt, ſondern den vollen Tag aufnimmt, und ſeinem Himmel wiedergegeben iſt; wann er die Stelle eingenommen hat, welche ihm durch ſein Werden ſchon angewieſen iſt. Denn nach oben ruft ihn ſein Urſprung. Er wird aber dort ſeyn, noch ehe er aus dieſer Haft entlaſſen wird, wenn er ſeine Gebrechen von ſich wirft, und rein und unbeſchwert zu göttlichen Gedanken ſich emporſchwingt.

So laß uns thun, theuerſter Lucilius; darnach laß mit vollem Drange der Seele uns ſtreben, mögen auch Wenige

mag Niemand darum wiſſen! Der Ruhm iſt der Schatten der Tugend; er begleitet ſie auch ohne ihren Willen. Allein wie der Schatten uns bald vorangeht, bald uns zur Seite oder in unſerem Rücken iſt: ſo iſt der Ruhm bisweilen vor uns, und bietet ſich uns zur Schau; bisweilen hinter uns, und iſt dann um ſo größer, je ſpäter er kommt, weil der Neid ferne iſt. Wie lange hielt man den Democritus für verrückt? Socrates Namen ſchien die Fama kaum nennen zu wollen. Wie lange wußte der Staat nichts von Cato? Er verſchmähte ihn, und verſtand ihn erſt erſt, als er ihn verloren hatte. Des Rutilius Unſchuld und Tugend würde unbekannt geblieben ſeyn, wenn er kein Unrecht erlitten hätte: ſie erglänzte helle, als er verletzt ward. Dankte er nicht ſeinem Geſchick, und gewann ſeine Verbannung lieb? Ich redete von Solchen, welche das Schickſal verherrlichte, indem es ſie mißhandelte. Aber wie vieler Menſchen Tugenden ſind erſt nach ihnen zu der Leute Kenntniß gekommen? Wie Manche hat die Fama erſt aus ihren Gräbern hervorgerufen? Du weißt, wie ſehr Epicurus nicht bloß von den Gebildeteren, ſondern auch von der großen Menge der Unwiſſenden bewundert wird. In Athen ſelbſt, in deſſen Nähe er in der Stille lebte, kannte man ihn nicht. Viele Jahre nach dem Tode ſeines Metrodorus ſchloß er einen Brief, in welchem er ſeine Freundſchaft mit jenem in dankbarer Erinnerung feierte, mit folgenden Worten: es habe ihm und Metrodorus bei dem vielen Guten, das ihnen geworden, nicht geſchadet, daß das ruhmreiche Griechenland ſie nicht gekannt, ja kaum ihre Namen vernommen habe. Hat man ihn nicht erſt, nachdem er nicht mehr war, aufgefunden? Haben nicht ſeine

Meinungen erſt ſpät Aufſehen erregt? Auch Metrodorus ſagt Dieß in einem ſeiner Briefe: er und Epicurus hätten ſich nicht ſonderlich bemerklich gemacht; aber in der Folge werde er und Epicurus und Alle, die in dieſelben Fußſtapfen treten wollten, einen großen, vielgenannten Namen haben. — Keine Tugend bleibt verborgen, und war ſie es eine Zeitlang, ſo iſt es ihr Schade nicht. Es kommt der Tag, welcher die verborgene und durch die Ungunſt einer ſchlechten Zeit verdrängte ans Licht ziehen wird. Für Wenige lebt, wer nur an ſein Zeitalter denkt. Viele Jahrtauſende, viele Nationen werden nach uns kommen; blicke auf Dieſe! Wenn auch allen Denen, die mit Dir leben, vom Neid Stillſchweigen geboten iſt, ſo werden nach Dir welche kommen, die ohne Haß, wie ohne Vorliebe richten. Wenn alſo der Tugend aus dem Ruhm irgend ein Werth zugeht, ſo iſt auch dieſer nicht verloren. Zwar werden die Reden der Nachwelt uns nicht mehr erreichen; doch wird ſie uns, auch ohne daß wir es inne werden ehren und im Munde führen. Keinem hat die Tugend, weder bei ſeinem Leben, noch nach ſeinem Tode, den Dank verſagt, wenn er nur aufrichtig ihr zugethan war, wenn er ſich nicht zierte und ſchminkte, ſondern immer Derſelbe war, mochte er angekündigt oder unvorbereitet und unerwartet erſcheinen. Verſtellung richtet nichts aus: nur Wenige täuſcht ein leicht übertünchtes Aeußere: die Wahrheit iſt nach allen Seiten ſtets dieſelbe. Alles Trügeriſche hat keinen feſten Grund. Die Lüge iſt eine dünne Hülle: ſie iſt durchſichtig, wenn Du ſie genau betrachteſt.



Lucius Annäus Seneca des Philoſoph

Werke.

Fünfzehntes Bändchen.

Briefe,

Ueberſetzt

von

August Pauly,

Profeſſor am obern Gymnaſium zu Stuttgart.

Viertes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

Für Oeſtreich in Commiſſion von Mörſchner und Jaſ in Wien.

1836.

Achtzigster Brief.

Man bilde den Geist, und befreie ihn von der Furcht des Todes und der Armuth.

Heute danke ich es nicht sowohl mir, daß ich Ruhe habe, als dem Schauspiel: es hat alle die Lästigen zu der Sphäromachie*) abgerufen. Niemand überfällt mich; Niemand stört den Gang meiner Betrachtungen, die bei dieser Gewißheit der Ruhe einen kühnern Schwung nehmen. Meine Thüre knarrt nicht jeden Augenblick, mein Vorhang wird nicht aufgezogen; ich darf meinen Weg verfolgen, was besonders für den Bedürfniß ist, der für sich seinen eigenen gehen will. Nicht als ob ich nicht meinen Vorgängern folgte; aber ich erlaube mir, selbst etwas zu finden, zu ändern oder aufzugeben. Ich stimme jenen bei, aber nicht sclavisch.

Doch ich habe zuviel gesagt, wenn ich mir Stille und Einsamkeit ohne Unterbrechung versprach. Denn horch! da schallt ungeheurer Lärm vom Circus herüber, und entzieht

*) Eine nicht näher bekannte Art von Fechterspiel mit Kugeln. *Seneca. 158 Brief.*

ſie es zum vollen Hundert gebracht? Wie mit einer Rolle, ſo iſt es mit dem Leben: nicht ob lange, ſondern ob gut geſpielt wird, iſt die Frage. Es liegt nichts daran, wo Du aufhöreſt. Höre auf, wo Du willſt; nur mache einen guten Beſchluß.

Achtundſiebzigſter Brief.

Von Krankheiten und den Mitteln des Weiſen dagegen.

Daß Du von häufigem Schnupfen und von Fieberanfällen, wie ſie im Gefolge eines langwierigen und zur Gewohnheit gewordenen Katarrhs ſich gerne einſtellen, geplagt biſt, bedaure ich um ſo mehr, als ich dieſe Art von Uebelbefinden aus Erfahrung kenne. Anfänglich machte ich Nichts daraus: meine Jugend konnte ſolche Beſchwerden noch aushalten, und den Krankheiten Trotz bieten. Nach und nach aber unterlag ich, und es kam ſo weit mit mir, daß ich, auf's Aeußerſte abgezehrt, beinahe mein Leben verhuſtete. Mehr als einmal ergriff mich die Luſt, mir ſelbſt gewaltſam ein Ende zu machen; nur die Rückſicht auf meinen betagten, zärtlichen Vater hielt mich zurück. Ich bedachte, daß ich zwar ſtark genug wäre, mir den Tod zu geben, nicht aber er, um meinen Verluſt zu ertragen. Ich gebot mir alſo, mein Leben fortzuſetzen: denn bisweilen iſt es auch ein muthiger Entſchluß, leben zu wollen. Ich will Dir ſagen, was mir damals zum Troſte gereichte. Vorerſt bemerke ich, daß eben das, was mich beruhigte, auch die Wirkung eines Heilmittels hatte. Die

getragene Freiheit iſt nichts als ein leerer Name: weder die ſie kauften, noch die ſie verkauften, haben ſie. Du ſelbſt mußt dieſes Gut dir geben, mußt es von dir begehren. Befreie dich zuerſt von der Furcht des Todes, die uns das erſte Joch auflegt; dann von der Furcht vor Armuth. Willſt du wiſſen, wie ſo gar kein Uebel dieſe ſey, ſo vergleiche die Mienen der Armen und Reichen mit einander. Der Arme lacht öfter und aufrichtiger; bei ihm iſt kein Kummer im Hinterhalt; auch wenn irgend eine Sorge ihn anwandelt, ſo zieht ſie wie eine leichte Wolke vorüber. Die Heiterkeit derer aber, die glücklich heißen, iſt eine erkünſtelte, während ein ſchwerer Gram in ihrem Innern um ſich frißt, was ſie um ſo mehr bedrückt, weil ſie zuweilen mitten unter Bekümmerniſſen, welche an ihrem Herzen nagen, die Glücklichen ſpielen müſſen. Ich muß mich hier einer Vergleichung bedienen, die ich oft gebrauche, weil keine andere beſſer auf das Drama des Menſchenlebens paßt, das jedem ſeine Rolle anweiſt, um ſie ſchlecht genug zu ſpielen. Jener, der auf der Bühne vornehm einherſchreitet, und den Kopf ſo hoch trägt, und ſpricht:

Schaut! ich bin Argos Herrſcher; alle Reiche
Vom Helleſpont bis an die joniſche See
Erbt' ich von Pelops — *) —

iſt ein Sclave: fünf Modien Korn erhält er monatlich und fünf Denarien. Jener Andere, der ſo ſtolz, ſo herriſch, im Bewußtſeyn ſeiner Kräfte ſo übermüthig, ſagt:

— — Menelaus, dieſe Rechte hier
Gibt dir den Tod, wenn du nicht ruhſt — —

*) Fragment aus des Actius Atreus.

erhält seinen Tagelohn, und schläft auf Lumpen. Dasselbe kann man von allen jenen Weichlingen sagen, welche auf Tragbetten über den Häuptern des gemeinen Haufens schweben: ihr ganzes Glück ist nur eine Maske. Ziehe sie ihnen ab, und du wirst sie verachten. Wenn du ein Pferd kaufen willst, so lässest du ihm die Decke abnehmen; käufliche Sclaven lässest du entkleiden, damit nicht etwa körperliche Mängel dir verborgen bleiben: und den Menschen willst du nach seiner Umhüllung schätzen? Sclavenhändler suchen, was irgend mißfallen könnte, hinter irgend einen Putz zu verstecken; daher sind den Käufern gerade jene Zierrathen verdächtig: sähest du ein Bein oder einen Arm umwunden, so würdest du ihn entblößen und den Körper selbst dir zeigen lassen. Siehst du jenen scythischen oder sarmatischen König, mit seinem Diadem geschmückt? Willst du ihn schätzen, und ihn ganz kennen, wie er ist, so löse ihm diese Stirnbinde: sie birgt viel Böses. Doch was spreche ich von Andern? Willst du deinen eigenen Werth wägen, so lege dein Geld, dein Haus, deinen Rang bei Seite und betrachte dein Inneres. Jetzt glaubst du Andern, wer du seyst.

Ein und achtzigster Brief.

Ueber die Dankbarkeit.

Du beklagst dich, an einen Undankbaren gerathen zu seyn. Wenn dieß das Erstemal ist, so magst du es deinem Glück oder deiner Vorsicht danken. Allein in diesem Fall kann die Vorsicht bloß engherzig machen; denn wenn du jene Gefahr *vermeiden willst*, so darfst du gar keine Wohlthaten mehr er-

theilen; und so gehen diese, um nicht bei Anderen verloren zu gehen, bei dir selbst verloren. Lieber mögen sie der Erwartung nicht entsprechen, als gar nicht ertheilt werden. Man muß auch nach einer schlechten Ernte säen. Oft hat der reichliche Ertrag Eines Jahres wieder eingebracht, was durch die anhaltende Unfruchtbarkeit eines ungünstigen Bodens verloren gegangen war. Was liegt daran, Undankbarkeit erfahren zu haben, wenn du nur Einen Dankbaren findest? Niemand hat eine so sichere Hand im Wohlthun, daß er nicht oft fehlschießen sollte; mögen wir immer fehlen, wenn wir nur Einmal treffen. Nach dem Schiffbruch wagt man sich auf's Neue in die See: den Geldmäkler vertreibt ein zu Grunde gerichteter Schaloner *) noch nicht vom Forum. Das Leben würde schnell in träger Unthätigkeit erstarren, wenn man alles aufgeben müßte, was einmal mißlang. Dich soll diese Erfahrung nur um so wohlthätiger machen: denn wo der Erfolg ungewiß ist, da müssen die Versuche desto häufiger wiederholt werden, damit es einmal gelinge.

Doch hierüber habe ich mich in meinen Büchern von den Wohlthaten ausführlich genug ausgesprochen: nähere Untersuchung verdient noch die Frage, welche ich dort, wie ich glaube, nicht genügend erörterte, „ob der, welcher uns erst genützt, später geschadet hat, dadurch mit uns abgerechnet und uns von aller Schuld befreit habe?" Du magst noch hinzufügen: „der uns nachher weit mehr schadete, als er uns früher genützt hatte." Fragst du nach dem richtigen Urtheil des strengen Richters, so wird er das eine von dem

*) *Decoctor.*

nur im Anfang beſchwerlich; bald verliert ſich die Begierde, indem die Werkzeuge des Genuſſes matt und ſchwach werden. Der Magen iſt ekel: wornach uns gelüſtete, das wird uns zuwider; am Ende erſtirbt auch jedes Verlangen. Wie könnte es aber ſchmerzlich ſeyn, zu entbehren, was man nicht mehr verlangt? Dazu kommt, daß jeder Schmerz unterbrochen wird, oder wenigſtens nachläßt. Auch kann man ihn verhüten, wenn er erſt bevorſteht, durch Arzneimittel ihm begegnen; denn jeder Schmerz ſchickt ſeinen Vorboten voraus, zumal wenn es ein gewöhnlich wiederkehrender iſt. Jede Krankheit aber läßt ſich ertragen, wenn man das Aeußerſte, womit ſie droht, verachtet.

Mache Dir Dein Leiden nicht ſelbſt ſchwer, und belaſte Dich nicht mit Klagen. Der Schmerz iſt leicht, wenn die Einbildung ihn nicht vergrößert, wenn Du vielmehr Dich aufmunterſt, und ſprichſt: „es iſt Nichts," oder wenigſtens: „es iſt nicht bedeutend; ausgehalten! es wird nun gleich aufhören." Du wirſt ihn leicht machen, wenn Du ihn dafür hältſt. Alles hängt von der Einbildung ab: nicht nur die Ehrbegierde, die Vergnügungsſucht, der Geldgeiz richtet ſich nach ihr; wir leiden auch Schmerzen aus Einbildung. Jeder iſt in dem Grade unglücklich, in welchem er es zu ſeyn glaubt. Auch die Klagen über vorübergegangene Schmerzen und Aeuſſerungen, wie dieſe, ſind verwerflich: „ſo ſchlimm war es noch Niemanden! Welche Beſchwerden, welche Martern habe ich durchgemacht! Kein Menſch glaubte an mein Aufkommen. Wie oft ſchon ward ich von den Meinen beweint, wie oft *von den Aerzten aufgegeben*! Auch wer auf der Folter liegt, *wird nicht ſo gequält!*" Mag dergleichen auch wahr ſeyn: es

Einundachtzigſter Brief.

gen, ſo iſt man dem Beleidiger, wenn er uns
ites gethan, mehr als Verzeihung ſchuldig. Mi
des keineswegs gleich; ich ſchätze die Wohlthat höhe
Beleidigung. Nicht alle Dankbaren verſtehen für
ohlthat den rechten Dank zu wiſſen: auch der Ungebil
he, der gemeine Alltagsmenſch kann dankbar ſeyn, zu
z nach dem Empfange; aber er weiß nicht, wie viel
ildet. Der Weiſe allein verſteht, wie hoch jede Sa
nſchlagen iſt. Denn der Unweiſe, von dem ich rede, wi
h bei dem beſten Willen entweder weniger, als er ſollt
r zur unrechten Zeit und am unrechten Orte erſtatten; wa
ſchicklich anbringen ſollte, ſchüttet er aus oder wirft es hin
Es iſt zum Verwundern, wie gewiſſe Begriffe durch ihre
drücke ſo treffend bezeichnet werden. Der alte Sprach
auch hat manche Dinge durch die lebendigſten, ihre Be
ung klar ausſprechenden Benennungen angedeutet. So
wir: ille illi gratiam retulit. Denn referre heißt: ultro,
debeas, afferre. Man ſagt nicht: gratiam reddidit;
as Wort reddere wird gewöhnlich von denen geſagt,
Etwas auf Anfordern, oder wider Willen, oder wie
mer und durch einen Andern zurückgeben. Man
h nicht reposuit beneficium, oder solvit; man fand
s Wort paſſend, das von Geldſchulden gebraucht
eferre heißt etwas demjenigen, von welchem man es
s, (wieder) bringen: dieſes Wort bedeutet ein frei
Wiederbringen. Retulit ſagt man von dem, der ſich
thut hat. Der Weiſe wird bei ſich ſelbſt Alles ab
e viel er empfangen, von wem, wann, wo und
behaupte alſo, Niemand, als der Weiſe, verſteht.

es, ſich dankbar zu beweiſen (gratiam referre): wie auch nur der Weiſe eine Wohlthat zu gewähren weiß. Denn der Weiſe iſt es, der ſich mehr des Gebens freut, als des Empfangens.

Dieß rechnet man unter die befremdenden Behauptungen der Stoiker, welche die Griechen Paradoxa nennen, und ſpricht: „Alſo Niemand, als der Weiſe, verſteht es, ſich dankbar zu beweiſen? Folglich verſteht auch Niemand ſonſt, dem Gläubiger ſeine Schuld heimzugeben, noch, wenn er etwas gekauft hat, dem Verkäufer den Kaufpreis zu zahlen?" Damit man uns dieß nicht verüble, ſo wiſſe man, daß Epicurus daſſelbe ſagt. Wenigſtens ſagt Metrodorus: „Nur der Weiſe verſteht dankbar zu ſeyn." Und doch wundert ſich Ebenderſelbe, wenn wir ſagen: „Nur der Weiſe weiß zu lieben; nur der Weiſe iſt ein Freund. Nun iſt aber die Erweiſung der Dankbarkeit ein Theil der Liebe und Freundſchaft; ja ſie iſt noch gewöhnlicher, und zeigt ſich bei mehreren, als die wahre Freundſchaft." Wiederum wundert ſich Derſelbe, wenn wir ſagen: „Treue iſt nur bei dem Weiſen:" als ob er nicht ſelbſt das Nämliche ſagte. Oder glaubſt du, man wiſſe Treue zu beweiſen, wenn man nicht verſteht, dankbar zu ſeyn? Mögen ſie alſo aufhören, uns in übeln Ruf bringen zu wollen, als werfen wir mit Hirngeſpinnſten um uns; mögen ſie wiſſen, daß bei dem Weiſen die Tugend ſelbſt, bei der Menge nur ihr Schein und Schattenbild zu finden iſt! Dank zu erweiſen verſteht nur der Weiſe. Auch der Unwiſſende mag ihn erweiſen, wie ſich's eben trifft, und ſo gut er's vermag: es mag ihm mehr die Einſicht, als der gute Wille abgehen; denn das Wollen lernt man nicht. Der Weiſe aber wird alle Umſtände

unter ſich vergleichen: es wird nach Zeit, Ort und Umſtänden Größeres oder Wenigeres von ihm geſchehen, wiewohl es immer daſſelbe iſt. Denn oft haben reichliche Summen, womit ein Haus überſchüttet ward, nicht ſo viel ausgerichtet, als tauſend Denarien zu rechter Zeit gegeben. Denn es iſt ein großer Unterſchied, ob du Jemand beſchenkſt, oder unterſtützeſt; ob deine Freigebigkeit ihn rettet, oder nur bereichert. Oft iſt das, was man giebt, eine Kleinigkeit; aber was daraus hervorgeht, ſehr wichtig. Und welchen Unterſchied macht es nicht, ob Einer aus dem eigenen Geldkaſten nimmt, was er giebt, oder Wohlthaten annimmt, um welche zu ertheilen?

Um jedoch nicht auf einen genügend unterſuchten Gegenſtand zurückzukommen, ſo wird der rechtſchaffene Mann bei einer ſolchen Vergleichung der Wohlthat und der Beleidigung zwar völlig gerecht urtheilen; allein er wird mehr die Wohlthat begünſtigen, mehr auf dieſe Seite ſich neigen. Sehr richtig iſt aber in ſolchen Dingen auch die Rückſicht auf die Perſonen. Du haſt mir eine Wohlthat hinſichtlich eines Sclaven erwieſen, und haſt mich beleidigt in der Perſon meines Vaters; du haſt mir einen Sohn gerettet, aber den Vater genommen. Und ſo wird der Weiſe alles nach einander in Betracht ziehen, worauf es bei einer ſolchen Abwägung ankommt, und wenn der Unterſchied unbedeutend iſt, ihn gar nicht beachten, ſondern auch dann gerne verzeihen, wenn der Ueberſchuß der Beleidigung groß iſt, wofern es unbeſchadet heiliger Pflichten und des Gewiſſens geſchehen kann, das heißt, wenn die ganze Beleidigung nur ihn allein angeht. Im Ganzen ergiebt ſich: er wird ſich bei dieſer

Tauſche leicht behandeln und es gerne geſchehen laſſen, daß ihm mehr aufgerechnet werde. Ungerne wird er ſich des Dankes für eine Wohlthat durch Anrechnung einer Beleidigung entbinden; ſeine Neigung wird immer darauf gerichtet ſeyn, Andern zu Dank ſich verpflichtet zu fühlen, und dieſen zu erweiſen. Man iſt aber im Irrthum, wenn man Wohlthaten lieber annimmt als erweist. Wie man mit leichterem Herzen Schulden zahlt, als borgt, ſo muß auch der, welcher ſich von der großen Schuld einer empfangenen Wohlthat befreit, um vieles froher ſeyn, als der, welcher ſich erſt verpflichtet. Denn auch hierin irrt der Undankbare ſehr, daß er meint, Wohlthaten zinsfrei nützen zu können, während er doch einem Gläubiger außer dem Capital noch Intereſſen zahlt. Auch die Schuld der Dankbarkeit wächst mit dem Verzug, und man hat um ſo mehr zu zahlen, je ſpäter man zahlt. Undankbar iſt, wer eine Wohlthat ohne Zinſen zurückgiebt. Alſo auch hierauf muß Rückſicht genommen werden, wenn man Einnahme und Ausgabe vergleicht.

Man muß alles thun, was man kann, um ſich möglichſt dankbar zu beweiſen. Denn dieß kommt uns ſelbſt zu Gute; ſo wie auch das Gerechtſeyn nicht, wie man gewöhnlich glaubt, nur Andern zu Statten kommt, ſondern noch weit wohlthätiger auf uns ſelbſt zurückwirkt. Immer nützen wir uns ſelbſt, wenn wir Andern nützen. Ich meine damit nicht, der, welchem du geholfen, werde dir wieder helfen; den du vertheidigt, werde ein andermal dich in Schutz nehmen, weil ein gutes Beiſpiel rückwärts auf den wirkt, der es gegeben, *ſo wie* ſchlimme Beiſpiele ihren eigenen Urhebern ſchaden, *und man Niemand bemitleidet*, der Beleidigungen erfährt,

wenn er selbst gelehrt hat, daß man sie Andern zufügen könne; sondern ich meine, jede Tugend habe ihre Belohnung in sich selbst. Man übt sie nicht um äußern Vortheils willen; recht gethan zu haben, ist der Lohn der guten That. Ich bin dankbar, nicht damit der Andere, durch meinen Vorgang aufgemuntert, mir desto lieber Gutes erweise; sondern damit ich thue, was an sich das angenehmste und schönste ist. Ich bin dankbar, nicht weil es nützt, sondern weil es gut ist. Um dich davon zu überzeugen, so sage ich dir: im Fall ich mich nicht anders dankbar erweisen könnte, als so, daß ich undankbar schiene, im Fall ich eine Wohlthat nicht anders, als durch eine scheinbare Beleidigung erwiedern könnte, so würde ich mit aller Seelenruhe den sittlichguten Zweck, der ungünstigsten Beurtheilung meiner Handlungsweise ungeachtet, verfolgen. Ich glaube, man kann die Tugend nicht höher achten, man kann sich ihr nicht mehr zu eigen geben, als wenn man den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes aufopfert, um sein gutes Gewissen sich zu bewahren. So kommt, wie ich sagte, deine Dankbarkeit mehr dir, als dem Andern zu gut. Denn diesem widerfährt das ganz Gewöhnliche und Alltägliche, daß er wieder erhält, was er gegeben hatte; dir das sehr Wichtige, aus dem glücklichsten Seelenzustande Hervorgehende — daß du dankbar bist. Wenn die Schlechtigkeit unglücklich macht und die Tugend glücklich, Dankbarkeit aber eine Tugend ist, so hast du etwas Gewöhnliches zurückgegeben, etwas Unschätzbares aber gewonnen, das Bewußtseyn der Dankbarkeit, welches nur einem großdenkenden, *glücklichen* Gemüthe zu eigen wird.

Neunundsiebzigster Brief.

Scylla und Charybdis. Der Aetna. — Die Weisheit hat keine Grade; man strebe nach ihr ohne Rücksicht auf den Ruhm vor der Welt.

Ich erwarte einen Brief von Dir, worin Du mir von allem, was Deine Reise rings um Sicilien Dir Neues zeigte, und namentlich von der Charybdis umständliche und zuverläßige Nachricht gibst. Daß die Scylla ein Fels ist, welchen die Schiffer eben nicht sehr zu fürchten haben, weiß ich recht gut; aber ob die Charybdis der Sage entspricht, wünsche ich von Dir zu erfahren. Und wenn Du etwa Beobachtungen angestellt hast — die Sache verdiente es — so benachrichtige mich, ob die See nur bei einem bestimmten Winde jenen Strudel bildet, oder ob er bei jeder Witterung gleichmäßig entsteht; nad ob es wahr sey, daß Alles, was von dem Wirbel erfaßt und verschlungen wird, mehrere Millien unter der See fortgeführt, erst bei dem Ufer von Tauromenium wieder zum Vorschein komme? Wenn Du mir diese Nachrichten gegeben haben wirst, so werde ich es wagen, auch den Auftrag Dir zu geben, daß Du mir zu Gefallen den Aetna besteigest, von welchem Einige behaupten, daß er abnehme und allmählig sich senke, weil er sich den Seefahrern sonst aus weiterer Ferne zu zeigen pflegte. Dieß kann seyn, nicht weil die Höhe des Berges selbst geringer geworden, sondern weil das Feuer abgenommen hat und minder heftig und reichlich aufsteigt, so daß es bei Tage nur als ein schwacher Rauch erscheint. Beides aber ist nicht unglaublich, sowohl daß der *Berg an sich, indem er täglich* Theile seiner selbst verschlingt,

fälliges zur Last lege; vielmehr schreibt er wirkliche Verschuldungen der Menschen dem Schicksal zu. Er deutet nicht Worte noch Mienen mit Argwohn; was auch geschieht, mildert er durch die schonendste Auslegung, und gedenkt lieber einer Wohlthat als einer Beleidigung. Er läßt, so viel er kann, sein Gedächtniß bei dem Früheren und Besseren verweilen, und ändert seine Gesinnung gegen solche, die sich um ihn verdient gemacht, nicht, wenn nicht die spätern Wehethaten um vieles überwiegen, und der Unterschied, auch wenn er gerne die Augen dagegen verschlöße, zu auffallend ist: aber auch in diesem Falle beschränkt er sich darauf, nach der größern Beleidigung so zu seyn, wie er vor dem Empfang der Wohlthat war. Denn wenn die Beleidigung der Wohlthat gleich ist, so bleibt immer etwas von Wohlwollen in seinem Gemüthe zurück. Wie ein Angeklagter bei Stimmengleichheit losgesprochen wird, und in allen zweifelhaften Fällen die Menschlichkeit für das Mildere sich entscheidet; so wird auch das Gemüth des Weisen, wenn die Verdienste den Beleidigungen gleich kommen, zwar aufhören, in Verpflichtung zu stehen, aber nicht aufhören, in derselben stehen zu wollen: er wird es machen, wie die, welche ihre Schulden auch nach der Liquidation zahlen.

Uebrigens kann man nur dann dankbar seyn, wenn man jene Dinge alle verachtet, welche den Pöbel außer sich bringen. Wenn du dich dankbar beweisen willst, so mußt du dich auch entschließen können, in die Verbannung zu wandern, dein Blut zu vergießen, die Armuth dir gefallen zu lassen; mußt es geschehen lassen, daß dein guter Name beschimpft und unwürdigen Nachreden ausgesetzt werde. Du

Dankbarkeit kommt nicht so wohlfeil zu stehen. Wir schätzen nichts höher als eine Wohlthat, so lange wir darum bitten; nichts geringer, sobald wir sie empfangen haben. Du fragst, was es denn sey, das uns das Empfangene so schnell vergessen läßt? Die Begierde nach Neuem. Wir denken nicht, was wir erhalten haben, sondern was wir erhalten möchten. Wir werden von dem Rechten abgezogen durch Reichthum, Ehrenstellen, Macht und Anderes, was in unserer Einbildung kostbar, nach seinem wahren Gehalt werthlos ist. Wir wissen die Dinge nicht zu schätzen: nicht die Meinung der Menschen, sondern die Natur haben wir über ihren Werth zu befragen. Sie haben an sich nichts Großes, wodurch sie unsern Sinn an sich ziehen könnten; wir bewundern sie blos aus Gewohnheit. Man preist sie nicht, weil sie wünschenswerth sind, sondern man wünscht sie, weil sie gepriesen werden, und nachdem der Irrthum Einzelner einen allgemeinen erzeugt, so erzeugt der allgemeine Irrthum denselben wieder bei Einzelnen. Aber wenn wir hierin dem Volke getreulich glauben, so laß uns ihm auch darin glauben, daß nichts löblicher sey als Dankbarkeit. Alle Städte, alle Nationen auch der Barbarenländer rufen dieß laut; Gute und Schlechte sind darin Eins. Sonst werden die Einen sich das Vergnügen loben, Andere der Arbeit den Vorzug geben, Diese den Schmerz das größte Uebel nennen, Jene ihn nicht einmal für ein Uebel gelten lassen; der Eine wird den Reichthum zu den höchsten Gütern zählen, der Andere behaupten, daß er zum Unheil des Menschengeschlechtes aufgekommen und daß derjenige der Reichste sey, welchem das Glück nichts zu schenken wisse. Bei dieser so großen Verschiedenheit des

Urtheils werden dir doch Alle wie aus Einem Munde es bekräftigen, daß man gegen Wohlthäter dankbar seyn müsse. Hierin allein ist der so uneinige Haufe einstimmig — und doch vergelten wir nicht selten Wohlthaten mit Beleidigungen? Die erste Ursache der Undankbarkeit ist bei Manchem, daß es ihm an Vermögen fehlt, hinlänglich dankbar zu seyn. So weit ist es gekommen mit dem Wahnsinn der Menschen, daß es höchst gefährlich ist, Jemanden große Wohlthaten zu erweisen: denn weil er es doch für schimpflich hält, sie nicht zu erwiedern, so will er lieber, daß der Mann gar nicht sey, dem er sie erwiedern sollte. Er behalte, was er empfangen; ich verlange, ich fordere nichts zurück: nur möge es mir nicht gefährlich seyn, ihm genützt zu haben. Kein Haß ist gefährlicher, als der aus der Beschämung hervorgeht, seinem Wohlthäter schlecht gedankt zu haben.

Zweiundachtzigster Brief.

Ziehe dich zurück und waffne dich mit der Philosophie gegen die Uebel der Welt, vor allem gegen die Todesfurcht.

Ich bin wegen Deiner nicht länger in Sorgen. — „Und welcher Gott," fragst Du, „steht Dir etwa für mich ein?" — Ein Bürge, der Niemand trügt, Dein eigenes, das Rechte und Gute liebendes Herz:" der bessere Theil Deines Selbst

Sicherheit. Das Schickſal kann Dir Schaden thun;
was weit wichtiger iſt, ich fürchte nicht, daß Du Dir
ſt. Fahre fort, wie Du begonnen: behaupte dieſe Hal-
des Lebens und lebe geruhig, doch nicht bequem. Ich
lieber, daß ich es ſchlecht habe, als bequem. „Schlecht"
ne ich hier ſo, wie das Volk zu thun pflegt, für hart,
e, mühevoll. Man hört oft die Leute von dem Leben
eſes oder Jenes, den ſie beneiden, lobend ſagen: Der
t bequem! Sie ſagen damit: er iſt ein ſchlechter Menſch.
enn nach und nach erſchlafft ein ſolches Gemüth und zer-
ießt gleich der Zeit, die es in faulem Nichtsthun hinbringt.
zu erſtarren ſtünde wahrlich dem Manne beſſer an. — Dieſe
Weichlinge fürchten den Tod, dem ſie doch ſchon ihr Leben
verähnlicht haben. Denn was iſt für ein Unterſcheid zwiſchen
Nichtsthun und Begrabenliegen? — „Aber wie?" fragſt Du,
„iſt es nicht viel beſſer, ſogar müßig zu liegen, als ſich in jenen
Winkeln öffentlicher Geſchäfte umzutreiben?" Beides bringt
den Tod, dieſe krampfhafte Spannung und jene Starrſucht.
Nicht minder todt iſt, weſſen Leiche in Wohlgerüchen liegt,
als wen der Henker am Haken ſchleppt *). Muße ohne Wiſ-
ſenſchaften iſt Tod, iſt das Grab eines Lebenden. Und was
hilft es, uns zurückzuziehen? Als ob nicht auch über da
Meer hin die Urſachen unſeres Kummers uns folgten. W
iſt ein Verſteck, in welchen nicht die Todesfurcht dräng
Wo hat Einer ſeine Lebensruhe ſo umſchanzt, ſo in
Tiefe zurückgezogen, daß kein Schmerz ihn ängſtigte? Wo
Du Dich auch bergen magſt, überall umbrauſen Dich

*) In die Tiber, wie die hingerichteten Verbrecher.

menſchlichen Uebel. Viele derſelben ſind außer Dir, und ziehen ſich rings um Dich her, wo ſie etwa Dich bethören möchten oder bedrücken; viele ſind in Dir, und wallen auf in Mitten der Einſamkeit.

Mit der Philoſophie müſſen wir uns umgeben, dieſer unüberwindlichen Mauer, die das Schickſal mit noch ſo vielem Sturmzeug angreifen mag — doch wird es ſie nie überſteigen. Unbeſiegbar iſt die Stellung der Seele, die von allem Aeußern ſich zurückgezogen hat und in ihrer Burg ſich vertheidigt: kein Geſchoß dringt bis zu ihr hinan. Das Schickſal hat keine langen Arme, wie wir glauben; es ergreift Keinen, der ſich nicht an daſſelbe hängt. Treten wir denn zurück von ihm, ſo weit wir können; und dieß wird uns nur durch die Erkenntniß unſerer ſelbſt und der Natur möglich werden. Man muß wiſſen, woher man kam und wohin man gehe; was uns gut ſey und was nicht; was wir begehren und was wir vermeiden; was jene Vernunft ſey, welche das Erſtrebenswerthe und das Verwerfliche unterſcheidet, die Wuth der Begierden dämpft und die Macht aller Schreckniſſe beſchränkt. Die letzteren glauben Manche von ſelbſt, ohne Hilfe der Philoſophie, bewältigt zu haben: aber wenn irgend ein Unfall ſie in ihrer Sicherheit auf die Probe geſtellt hat, wird endlich das Geſtändniß [ihres Irrthums] ihnen abgezwungen; jene großen Worte ſind dahin, wenn der Folterknecht ihre Hand fordert, wenn der Tod ihnen nahe tritt. Dann ſage einem Solchen: leicht war's, abweſende Uebel herauszufordern; aber hier iſt der Schmerz, der, wie Du ſagteſt, *ſich ſo leicht* ertragen läßt; hier der Tod, gegen

will. Der Tod (an ſich) iſt nicht rühmlich; muthvoll ſterben aber iſt rühmlich. Und wenn er ſagt, nichts Gleichgültiges iſt rühmlich, ſo gebe ich dieß nur in ſo fern zu, daß ich ſage, es giebt nichts Rühmliches, was ſich nicht an dem Gleichgültigen erwieſe. Gleichgültige Dinge, d. i. weder Gutes noch Uebel, nenne ich Krankheit, Schmerz, Armuth, Verbannung, Tod. Keines von dieſen Dingen iſt an ſich rühmlich; doch giebt es nichts Rühmliches ohne dieſe. Nicht die Armuth wird gelobt, ſondern wer ſich durch ſie nicht demüthigen, nicht beugen läßt; nicht die Verbannung lobt man, ſondern wer darüber nicht trauert; auch den Schmerz nicht, ſondern wer von ihm nicht bezwungen wird. Niemand endlich lobt den Tod, ſondern den, welchem der Tod die Seele eher entführt, als trübr. Alles jenes iſt nicht ehrenvoll noch rühmlich an ſich: es wird dieſes erſt, wenn die Tugend ſich damit zu thun macht. Jene Dinge liegen unentſchieden in der Mitte; es kommt darauf an, ob die Schlechtigkeit oder die Tugend Hand an ſie legt. Jener Tod, der bei Cato rühmlich war, iſt bei Decimus Brutus ſchimpflich und ehrlos. Ich meine jenen Brutus, der, als er ſterben ſollte, Aufſchub ſuchte und bei Seite ging, ein Bedürfniß zu befriedigen, darauf, als man ihn zum Tode rief und den Nacken darreichen hieß, ſagte: „ich werde ihn darreichen, ſo wahr ich zu leben wünſche!“ Welcher Unſinn, fliehen zu wollen, wenn man nicht zurück kann! „Ich werde ihn darreichen, ſo wahr ich zu leben wünſche!“ Nicht viel fehlte, ſo hätte er hinzugeſetzt: „auch unter Antonius.“ Wahrlich der *Menſch hätte verdient*, zum Leben verurtheilt zu werde

Du ſiehſt alſo, daß, wie ich oben ſagte, der Tod für ſich ſelbſt weder ein Uebel noch ein Gut iſt. Für Cato war er höchſt ehrenvoll, höchſt ſchimpflich für Brutus. Jedes Ding erhält eine Würde, die es an ſich nicht hat, durch das Hinzutreten der Tugend. Wir nennen ein Zimmer hell; daſſelbe aber iſt vollkommen dunkel des Nachts: der Tag giebt ihm ſein Licht, die Nacht nimmt es ihm. So iſt es mit allen Dingen, die wir die gleichgültigen oder mitten inne ſtehenden nennen, mit Reichthum, Stärke, Schönheit, Ehrenämtern, Königsmacht, und hinwieder mit Tod, Verbannung, Krankheit, Schmerz, und was ſonſt noch mehr oder minder uns furchtbar iſt; Tugend und Schlechtigkeit giebt ihnen den Namen eines Gutes oder eines Uebels. Ein Metallklumpen iſt für ſich weder warm noch kalt; in den Ofen geworfen wird er warm, und wieder kalt, wenn man ihn ins Waſſer legt. Der Tod wird ehrenvoll durch das Ehrenvolle, das iſt, durch die Tugend und ein das Aeußere verachtendes Gemüth.

Uebrigens iſt auch unter dieſen ſogenannten Mitteldingen ein großer Unterſchied. Der Tod iſt nicht in dem Grade gleichgültig, in welchem es gleichgültig iſt, ob die Zahl unſerer Haare eine gerade oder ungerade ſey. Der Tod gehört zu den Dingen, welche zwar kein Uebel ſind, aber doch das Ausſehen eines Uebels haben. Was uns verhindert, mit dem Tode uns zu befreunden, iſt die Selbſtliebe, das uns angeborne Verlangen, fortzudauern und uns zu erhalten, der Abſcheu vor Auflöſung und der Gedanke, daß er uns ſo *viele Güter entreißen* und uns aus der Fülle alles deſſen, *woran wir uns gewöhnt* haben, hinwegführen wird. Ferner

kennen wir schon, was wir hier haben; wie es dort seyn wird, wohin wir gehen sollen, wissen wir nicht; das Unbekannte aber macht uns bange. Ueberdieß haben wir eine natürliche Furcht vor der Dunkelheit, in welche der Tod uns nach der gewöhnlichen Vorstellung einführen soll. Wenn also der Tod auch gleichgültig ist, so ist er doch nicht unter den Dingen, über welche man sich leicht wegsetzen kann: durch lange Uebung muß die Seele stark werden, um seinen Anblick und seine Ankunft zu ertragen. Die Verachtung des Todes ist weit nöthiger, als sie allgemein ist; man macht sich zu viele Vorstellungen von ihm; viele geistreiche Männer haben sich um die Wette bemüht, seinen Ruf zu verschlimmern; man beschrieb ein Gefängniß unter der Erde, einen weiten, mit ewiger Nacht bedeckten Raum, in welchem der gewaltige Wächter des Orkus

Ueber benagtes Gebein in blutiger Höhle sich lagert,
Durch endloses Gebell die entfärbten Geister erschreckend *).

Allein auch wenn Du überzeugt bist, daß dergleichen nur Fabeln sind und daß es für Todte nichts mehr zu fürchten giebt, so stellt sich eine andere Furcht ein; denn man fürchtet sich eben so sehr, nirgends, als in der Unterwelt zu seyn. In muthigem Widerstande gegen solche Betörungen eines verjährten Wahnes den Tod ertragen — wie sollte dieß nicht rühmlich seyn und zu den größten Leistungen der menschlichen Seele gehören? Denn diese wird sich nie zur Tugend erheben, so lange der Tod ihr als ein Uebel erscheint; sie wird es aber, wenn sie ihn für gleichgültig halten wird. Es liegt

*) *Virg. Aeneid. VIII*, 297. VI, 401.

nicht in der Natur, daß man mit hohem Muthe zu dem hinzutrete, was man für ein Uebel anſieht; man nähert ſich ihm zaudernd und unzern; rühmlich aber iſt nicht, was unwillig und mit Widerſtreben geſchieht. Die Tugend thut nichts aus Zwang. Dazu kommt, daß eine Handlung keinen ſittlichen Werth hat, wenn nicht das ganze Herz dabei war, wenn es auch nur zu einem kleinen Theile ſich widerſpenſtig bewieſen. Unterwirft man ſich aber einem Uebel entweder aus Furcht vor einem noch ſchlimmeren, oder aus Hoffnung auf Güter, gegen welche das geduldige Aushalten eines einzigen Uebels nicht in Betracht kommt, ſo iſt das Urtheil des Handelnden in ſich uneins: auf der einen Seite fordert es ihn auf, ſein Vorhaben auszuführen; auf der andern heißt es ihn der verdächtigen und gefährlichen Sache ſich entziehen: ſo wird er nach entgegengeſetzten Richtungen gezogen, und wenn dieß iſt, ſo iſt ſein Raum dahin. Denn die Tugend vollzieht ihre Beſchlüſſe in ungetheilter Stimmung: ſie fürchtet ſich nicht vor dem, was ſie thut.

Nimmer trete vor Uebeln zurück; nur muthiger vorwärts,
Wo nur Bahn das Geſchick dir vergönnt — — —*).

Aber muthig wirſt Du nicht vorwärts gehn, wenn Du dort Uebel zu ſehen glaubſt. Dieſer Irrthum iſt aus der Bruſt zu verbannen; ſonſt wird immer ein Mißtrauen haften, welches den Schwung der Seele lähmt; man wird hinein geſtoßen werden in das, auf was man losgehen ſollte.

Unſere Stoiker wollen zwar, daß Zeno's Schluß als wahr erſcheine, jener entgegengeſetzte aber als trügeriſch und

*) Aeneid. VI, 95 f.

falsch. Ich will dergleichen nicht nach den Regeln der Dialectik, jener müßigen Spielerei mit künstlichen Schlingen, prüfen: meine Meinung ist, daß dieses ganze Wesen, womit der Gefragte *) eingeengt wird, und, zum Geständniß gebracht, zugiebt, was er nicht für wahr hält, fortzuschaffen sey. Für die Wahrheit gilt es ein einfacheres Verfahren, gegen die Furcht ein kräftigeres. Eben jene Sätze, mit welchen sie um sich werfen, möchte ich lieber ausführen und erweitern, um zu überzeugen, statt zu imponiren. Wer ein Kriegsheer in die Schlacht führt, das für Gattinnen und Kinder sterben soll, wie wird er es anreden? Ich erinnere Dich an die Fabier, welche den Krieg des ganzen Staates auf Ein Haus übernahmen. Ich zeige Dir jene Lakonen, die sich in den Engpässen der Thermopylen aufstellen, und dort so wenig auf Sieg, als auf Rückzug rechnen können: dieser Ort soll ihr Grab werden. Wie willst Du sie ermuthigen, daß sie mit ihren Körpern den Sturz der ganzen Nation aufhalten und lieber ihr Leben, als ihre Stellung aufgeben? Wirst Du ihnen sagen: „ein Uebel ist nicht rühmlich; nun aber ist der Tod rühmlich; also ist der Tod kein Uebel?" — Eine kraftvolle Anrede! Wer wird nach einer solchen noch Bedenken tragen, in die feindlichen Schwerter sich zu stürzen und auf dem Platze zu sterben? Doch Leonidas — wie muthvoll sprach der zu den Seinen! „Nehmt euer Frühmahl, Waffengenossen; die Abendmahlzeit halten wir in der Unterwelt!" Der Bissen quoll ihnen nicht im

*) d. h. der Gegner im wissenschaftlichen Streite, weil man den Prämissen der Syllogismen, womit man jenem zusetzte, die Frageform gab.

Munde, blieb ihnen nicht im Schlunde stecken, entfiel nicht ihren Händen; wohlgemuth sagten sie zum Frühmahl zu wie zu der Abendmahlzeit. Und jener römische Heerführer *), der seine zur Besetzung eines gewissen Punktes befehligten Truppen mitten durch das zahlreiche feindliche Heer zu führen hatte, sprach so zu denselben: „dorthin müssen wir, Waffenbrüder; der Rückweg ist erspart!" Siehe, wie einfach und gebieterisch die Sprache des Muthes ist. Welchen Sterblichen vermöchten eure Fangschlüsse entschlossener und hochherziger zu machen? Sie lähmen die Kraft des Geistes, der nie weniger zu beengen, und in kleinlichte und spitzfindige Gedanken einzuzwängen ist, als wenn es sich um etwas Großes handelt. Nicht Dreihunderten nur, sondern allen Sterblichen ist die Furcht vor dem Tode zu benehmen. Wie willst Du jene belehren, daß er kein Uebel sey? Wie die Vorurtheile aller Zeiten überwinden, welche wir schon in der Kindheit uns aneignen? Wie willst Du zu der menschlichen Schwäche sprechen? Womit den entflammen, der mitten unter die Gefahren sich stürzen soll? Mit welcher Rede wirst Du diese einmüthige Angst, mit welcher Gewalt des Genies diesen Dir sich entgegenstemmenden Glauben der Menschheit aus dem Felde schlagen? Wirst Du nur verfängliche Worte zusammenkünsteln und Syllogismen flechten? Nur starken Waffen erliegt ein starkes Ungethüm. Jene gräßliche Schlange in Afrika, welche den römischen Legionen fürchterlicher als der Feind war, wurde vergebens mit Pfeilen und Schleudern

*) Nach Cato Origg. (bei Gellius N. A. III, 7.) der Kriegstribun Q. Cäcidius.

angegriffen; nicht einmal mit Wurfſpießen war ſie zu verwunden; von der ungeheuern Maſſe des nach Verhältniß des Umfangs feſten Körpers prallten Eiſen und alle von Menſchenhänden geſchwungene Waffen ab: nur Felsblöcke konnten ſie endlich zerſchmettern. Und gegen den Tod ſchleuderſt Du ſo winzige Geſchoße? Den Löwen willſt Du mit einer Pfrieme empfangen? Spitzig iſt zwar, was Du ſagſt: aber was iſt ſpitziger als der Stachel der Kornähre? Manches wird gerade durch ſeine Feinheit unnütz und wirkungslos.

Dreiundachtzigſter Brief.

Seneca hat ſeinem Freunde Nichts zu verhehlen: er theilt ihm mit, was ihn beſchäftigt. Zunächſt eine Betrachtung über die Unzulänglichkeit mancher ſtoiſchen Beweisführungen, namentlich in Beziehung auf das Laſter der Trunkenheit.

Ich ſoll Dir von jedem meiner Tage und zwar vollſtändige Rechenſchaft geben. Du denkſt vortheilhaft von mir, wenn Du glaubſt, daß ich Nichts von denſelben zu verhehlen habe. Allerdings ſollten wir ſo leben, als lebten wir vor Aller Augen — ſo denken, als könne Einer in unſer innerſtes Herz ſehen. Und ſo iſt es: denn was hilft es, wenn Etwas vor den Menſchen verborgen iſt? Der Gottheit iſt Nichts *verſchloſſen: ſie iſt in* unſern Herzen gegenwärtig und

tritt mitten in unsere Gedanken. Sie tritt in unsere Gedanken, sage ich? Als ob sie sich jemals entfernte! — Ich werde also thun, was Du verlangst, und Dir alles, was ich treibe, der Ordnung nach gerne mittheilen. Ich werde mich von Stunde an beobachten, und was so ungemein heilsam ist, meinen Tag bei mir selbst wiederholen. Das wirkt am meisten zu unserer Verschlechterung, daß Niemand auf sein Leben zurücksieht. Nur was wir thun wollen, bedenken wir, und auch das nicht selten genug; was wir gethan haben, bedenken wir nicht; und doch ist die Vergangenheit die Rathgeberin der Zukunft. Der heutige Tag war ganz mein. Niemand hat mir einen Theil desselben entzogen: er gehörte abwechselnd meinem Ruhebett und meinen Büchern. Nur ganz wenige Zeit schenkte ich der Uebung des Körpers. Und auch in so fern bin ich dem Greisenalter Dank schuldig; diese Uebungen kosten mich nicht viele Zeit. Wenn ich mich nur bewege, so bin ich ermüdet, und dieß ist ja das Ziel der körperlichen Uebung auch für die Stärksten. Wer meine Progymnasten seyen, fragst Du? Mir genügt Einer, Earinus, wie Du weißt, ein liebenswürdiger Knabe. Allein ich werde eine Aenderung machen; denn ich suche bereits einen zartern. Zwar sagt Jener, wir Beide hätten dieselbe Crisis, indem mir wie ihm die Zähne ausfallen; aber schon jetzt kann ich ihn im Wettlauf kaum einholen, und in wenigen Tagen werde ich es nicht mehr können; Du siehst also, was ich bei meiner Leibesübung gewinne. Zwei Personen, die in entgegengesetzter Richtung reisen, trennt bald ein großer Zwischenraum. Während es mit Jenem aufwärts geht, geht es mit mir abwärts, und du weißt, um wie viel schneller das letztere geschieht.

Doch, ich habe die Wahrheit nicht geſagt; es geht nicht al wärts mit meinem Alter: es fällt. — Wenn Du übrigen wiſſen willſt, wie es mit unſerem heutigen Wettlauf ging, ſo haben wir, was Läufern ſelten begegnet, das Ziel zu gleicher Zeit erreicht *). Nach dieſer, nicht ſowohl Uebung, als Erſchöpfung begab ich mich ins kalte Bad; denn ſo heißt bei mir das lauwarme. Ich, jener ſtarke Kaltbader, der ich jedesmal am erſten Januar den Kanal begrüßte, und das neue Jahr, ſtatt irgend Etwas [von guter Vorbedeutung] zu leſen, zu ſchreiben, oder zu ſprechen, mit einem Sprung in die Aqua Virgo **) einweihte, verlegte zuerſt mein Quartier an die Tiber ***) und darauf in dieſe Badewanne, welche, wenn ich mich recht ſtark fühle und alles ehrlich zugeht, nur die Sonne erwärmt. So fehlt mir nicht viel zum warmen Bade. — Hierauf eſſe ich trockenes Brod und nehme, ohne mich niederzulaſſen, ein Frühſtück, nach welchem ich die Hände nicht zu waſchen brauche. [Des Mittags] ſchlafe ich äußerſt wenig; Du kennſt meine Gewohnheit; ich erlaube mir ur einen ſehr kurzen Schlummer und ſpanne mich nur gleich m ab. Mir genügt, nicht mehr zu wachen; ob ich wirklich ſchlafen habe, weiß ich manchmal nicht: oft vermuthe ich nur. — Horch! da umbraust mich der Lärm des Circus; allgemeiner Schrei ſchlägt mit Einemmale an meine Oh , aber mein Nachdenken verſcheucht er nicht; er unterbt es nicht einmal. Getöſe kann ich mit aller Geduld

---

*) Nach Lipſius Erklärung des räthſelhaften hieran ſeimus.

**) Berühmte Waſſerleitung in Rom.

***) Die *minder kaltes* Waſſer führte.

ertragen; viele in Eins zusammenströmende Stimmen sin
mir wie das Brausen der Wogen, wie ein Sturm, der de
Wald peitscht, und wie jedes andere sinn- und bedeutung
lose Geräusch.

Was ist es also, was jetzt gerade meinen Geist beschä
tigt? Ich will es Dir sagen. Seit gestern denke ich da
über nach, was doch gewisse sehr einsichtsvolle Männer dam
wollten, daß sie für die wichtigsten Sätze die ungründlichste
und zweideutigsten Beweise ausstellten, welche, auch wen
sie wahr seyn sollten, doch wie Lügen aussehen. Der gro
Zenon, der Gründer unserer großdenkenden, ehrwürdige
Schule, will uns von der Trunkenheit abschrecken. Höre nu
wie er den Schluß zieht, daß der Tugendhafte sich nicht b
trinken werde: „einem Trunkenen vertraut Niemand G
heimnisse an; dem Tugendhaften aber vertraut man welch
an; also wird der Tugendhafte nie trunken seyn." Nu
siehe, wie man ihn lächerlich machen kann, indem ma
ihm einen ähnlichen Syllogismus entgegen hält; es genüg
nämlich, von vielen dergleichen nur einen anzuführen. „E
nem Schlafenden vertraut man kein Geheimniß an, wol
aber einem Tugendhaften; also schläft kein Tugendhafter.
Posidonius vertheidigt unsern Zenon auf die einzige Weis
wie er es thun zu können glaubte; allein auch so läßt sich
glaube ich, seine Sache nicht führen. Er sagt nämlich, ma
brauche das Wort trunken in doppeltem Sinn: in de
einen, wenn Einer mit Wein überladen und seiner nich
mächtig ist; in dem andern, wenn er sich zu betrinken pfleg
und diesem Laster unterworfen ist. Zenon nun meine eine
Solchen, der trunken zu werden pflege, nicht der es wirkli

ſey; einem Solchen aber werde Niemand Heimlichkeiten anvertrauen, die er beim Weine ausſchwatzen könne. Dieſes iſt unrichtig: denn im erſten Schluſſe iſt die Rede von dem, der trunken iſt, nicht von einem, der es ſeyn wird. Denn Du wirſt zugeben, daß ein großer Unterſchied iſt zwiſchen einem Trunkenen und einem Trunkſüchtigen; es kann einer, der trunken iſt, es jetzt zum erſtenmale ſeyn, ohne dieſes Laſter an ſich zu haben, und der Trunkſüchtige kann oft frei von Trunkenheit ſeyn. Ich verſtehe alſo unter dieſem Worte das, was man damit zu bezeichnen pflegt, um ſo mehr, wenn ein Mann es gebraucht, der ſich zur Genauigkeit bekennt und ſeine Worte abwiegt. Dazu kommt, daß, wenn Zenon es ſo verſtanden hat und von uns verſtanden ſeyn wollte, dieſer durch die Zweideutigkeit des Ausdrucks eine Erſchleichung geſucht hat, was da nicht geſchehen ſoll, wo man Wahrheit ſucht. Mag er aber immer das Wort in jenem andern Sinne genommen haben; die Schlußfolge iſt gleichwohl falſch, daß man demjenigen, der ſich zu betrinken pflege, kein Geheimniß anvertraue. Wie oft werden Soldaten, die nicht immer nüchtern ſind, von Feldherren, vom Tribun oder Centurio Dinge anvertraut, die verſchwiegen bleiben müſſen! Der Plan, den C. Cäſar (ich meine jenen, der nach des Pompejus Ermordung die Staatsgewalt inne hatte) zu ermorden, ward eben ſo wohl Tullius Cimber, als dem C. Caſſius mitgetheilt. Caſſius hatte in ſeinem ganzen Leben nur Waſſer getrunken; Cimber dagegen war ein Trunkenbold und Schwätzer. Er ſcherzte ſelbſt darüber, indem er ſagte: „ich ſollte irgend Jemand ertragen, der ich den Wein nicht ertragen kann?“ Jeder wird Leute zu nennen wiſſen, denen man keinen

wohl aber ein Geheimniß anvertrauen kann. Doch ein Beispiel, das mir beifällt, will ich anführen, um es nicht verloren gehen zu lassen; man muß für das Leben denkwürdige Beispiele sammeln, die man nicht immer aus der alten Zeit zu entnehmen hat. Der Präfekt der Stadt, L. Piso, war, seit er sich zum erstenmal betrunken, fortwährend berauscht. Nachdem er den größten Theil der Nacht gezecht hatte, schlief er bis gegen Mittag; dieß war sein Morgen. Gleichwohl verwaltete er sein Amt, von welchem die Sicherheit der Stadt abhing, mit aller Sorgfalt. Diesem gab selbst der Kaiser Augustus geheime Aufträge, als er ihm die Verwaltung Thraziens, welches er sich unterwarf, übergab; eben so Tiberius, als er nach Campanien ging und in der Hauptstadt eine verdächtige und gehässige Stimmung zurückließ. Ohne Zweifel machte Tiberius, weil es ihm mit dem stets betrunkenen Piso so gut geglückt war, in der Folge den Cossus zum Präfekten der Stadt, einen willenskräftigen, verständigen, aber dem Weine übermäßig ergebenen Mann, der einmal aus dem Senate, in welchen er von einem Zechgelage gekommen war, von unerwecklichem Schlafe überwältigt, weggebracht werden mußte. Dennoch schrieb ihm Tiberius eigenhändig über Vieles, was er nicht einmal seinen Ministern anvertrauen zu dürfen glaubte. Und nie ließ sich dieser Cossus ein Privat- oder ein Staatsgeheimniß entschlüpfen. Entfernen wir also Deklamationen, wie folgende: „Ein von Trunkenheit gebundener Geist hat sich nicht in der Gewalt: wie der Most Fässer sprengt und im Drang seiner Hitze das Unterste zu oberst wirft, so wird auch in uns, wenn der Wein aufgährt, was tief im Gemüthe verborgen lag, hervorgetrieben,

und tritt zu Tage. Wie der Trunkene, vom Weine angeſchwellt, die Speiſen nicht bei ſich behalten kann, eben ſo wenig ſeine Geheimniſſe; er giebt Eigenes wie Fremdes von ſich.“ So häufig dieß geſchehen mag, geſchieht darum doch nicht ſelten, daß wir mit Leuten, von welchen wir wiſſen, daß ſie den Trunk lieben, über ſehr wichtige Angelegenheiten berathſchlagen. Somit iſt falſch, worauf man ſich als auf einen Beweisgrund ſtützt, daß man einem Menſchen, der ſich oft betrinkt, nichts Geheimes anvertraue.

Wie viel vernünftiger iſt es, die Trunkenheit geradezu anzugreifen und die Verwerflichkeit dieſes Laſters zu zeigen, welches ſchon der nur erträgliche Menſch vermeiden wird, geſchweige der vollkommene und weiſe, dem es genügt, ſeinen Durſt zu löſchen! Dieſer wird, auch wenn er bisweilen in heiterer Stunde aufgefordert wird, Andern zu Gefallen etwas weiter zu gehen, doch immer dieſſeits der Trunkenheit ſtehen bleiben. Ob der Weiſe durch ein Uebermaaß des Weines eine Störung ſeines Gemüthszuſtandes erleide, und ob auch er thue, was Trunkene gewöhnlich thun, wollen wir ſpäter ſehen. Inzwiſchen, wenn Du beweiſen willſt, daß der Tugendhafte ſich nicht betrinken dürfe, warum gehſt Du mit Syllogismen zu Werke? Zeige, wie ſchimpflich es ſey, ſich mehr aufzuladen, als man tragen kann, und das Maaß ſeines Magens nicht zu kennen; wie ſo Manches von Trunkenen gethan werde, worüber ſie nüchtern erröthen müßten; Trunkenheit ſey nichts anderes als eine freiwillige Verrücktheit. Denke Dir den Zuſtand eines Betrunkenen auf mehrere Tage ausgedehnt — wäre Dir ſein Wahnſinn noch zweifelhaft? Auch ſo iſt er nicht geringer, nur kürzer. Erwarte

an des macedonischen Alexanders Beispiel, der seinen g
testen und treuesten Freund Clitus beim Trinkgelage ni
bohrte, und, nach erkannter That, den Tod sich wün
wenigstens verdiente. Die Trunkenheit entzündet und
bart jedes lasterhafte Begehren; sie entfernt die Sch
welche schlechtem Thun sich in den Weg stellt. Denn
halten sich mehr aus Furcht vor Schande als aus re
Willen von dem Verbotenen ferne. Was irgend Schl
verborgen gelegen, taucht auf, wenn ein Uebermaß des
nes den Geist eingenommen. Die Trunkenheit erzeugt
die Laster, sie bringt sie nur zu Tage. Da geduldet sic
Wollüstling nicht, bis er in seinem Schlafgemache ang
men ist; er erlaubt ohne Aufschub seinen Lüsten alles,
sie begehren. Da hat der Schamlose seines Gebrechens
Hehl, er veröffentlicht es; da gebietet der Freche wede
Zunge noch der Hand. Es wächst der Uebermuth des
talen, die Grausamkeit des Gefühllosen, die Bosheit
Neidischen; jegliches Laster wird entbunden und offe
Denke dazu jenen Mangel an Bewußtseyn seiner selbst,
verwirrte und lallende Sprache, den unstäten Blick, de
renden Gang, den Schwindel im Kopfe, wobei das
selbst in Bewegung zu sein und im wirbelnden Kreise
zu drehen scheint; und endlich das quälende Magendrü
wenn der Wein aufgährt und die Eingeweide spannt.
doch ist dieses Alles noch erträglich, so lange den Trunk
seine Kraft noch nicht verlassen hat; allein wie wird
wenn der Schlaf diese lähmt und die Trunkenheit in U
daulichkeit sich verwandelt? — Bedenke ferner, welchen
en eine allgemein verbreitete Völlerei schon angerichtet

Schaden eine allgemein verbreitete Völlerei schon angerichtet hat. Die muthigsten und kampfgeübtesten Völker hat sie ihren Feinden in die Hände geliefert; Thore, in vieljährigem hartnäckigen Kampfe vertheidigt, sind durch sie geöffnet worden; Menschen, die mit dem entschlossensten Widerstande sich jedes Joches erwehrten, hat sie fremder Willkühr unterworfen; Helden, auf jedem Schlachtfeld unbesiegt, hat sie mit der Kraft des Weines bezwungen. Alexander, dessen ich eben gedachte, hatte unangefochten so viele Märsche, so viele Schlachten bestanden; war, siegreich über alle Hinderniße der Zeiten und Gegenden, durch so viele Winterstürme, so viele Ströme von unbekanntem Bette, über so viele Meere gegangen: aber sein Unmaaß im Trunke und jener verhängnißvolle Herkulespokal haben ihn ins Grab gebracht. — Was ist es für ein Ruhm, viel zu fassen? Wenn Du nun auch die Palme errungen hast; wenn deine Zechbrüder, niedergestreckt von Schlaf und Uebelkeit, auf Dein Zutrinken nicht mehr Bescheid thun können; wenn Du der Einzige bist, der noch aufrecht steht; wenn Du Alle in dieser erhabenen Tugend überwunden hast, und Niemand so viel Wein zu fassen vermag, als Du — so wirst Du doch vom Faße selbst übertroffen. Was war es sonst, was den M. Antonius, diesen großen Mann von ungewöhnlichen Talenten, zu Grunde richtete und zu fremden Sitten und unrömischen Lastern verführte, als seine Liebe zum Wein und die nicht geringere zu Kleopatra? Dieß machte, daß er ein Feind des Staates und seinen eigenen Feinden nicht gewachsen war; dieß machte ihn grausam, so daß er die Häupter der ersten Männer des Staates sich über die Tafel bringen ließ, daß er in Mitt

der köſtlichſten Schüſſeln und königlichen Wohllebens die Geſichtszüge und Hände der Geächteten zu erkennen ſuchte, und vom Wein überſättigt nach Blut dürſtete. Unverzeihlich war es ſchon, daß er ſi chzu betrinken pflegte; noch unverzeihlicher, daß er in der Trunkenheit ſolche Dinge verübte. Aber faſt immer iſt Grauſamkeit im Gefolge der Völlerei; denn dieſe ſtört den geſunden Zuſtand des Gemüths, und reizt es zur Heftigkeit auf. Wie die Augen durch anhaltende Krankheiten ſo empfindlich werden, daß auch der ſchwächſte Sonnenſtrahl ſie ſchmerzhaft reizt, ſo verwildert das Gemüth bei fortgeſetzter Trunkenheit. Denn wer häufig nicht bei ſich iſt, bei dem verhärten ſich die Laſter unter der Gewohnheit dieſes Wahnſinns, und, vom Weine erzeugt, wirken ſie auch ohne dieſen.

So zeige, warum der Weiſe ſich nicht betrinken darf: beweiſe das Häßliche und Nachtheilige der Sache mit Thatſachen, nicht mit Worten. Und nichts iſt leichter. Zeige, daß, was man Vergnügen nennt, zur Strafe wird, ſobald es das Maaß überſchreitet. Wenn Du aber behaupten wollteſt, der Weiſe könne zwar mit Wein ſich anfüllen, werde aber, auch wenn er berauſcht ſey, gleichwohl ſeine richtige Haltung nicht aufgeben *), ſo könnteſt Du auch behaupten, er werde nicht ſterben, auch wenn er Gift getrunken, nicht einſchlafen, wenn er einen Schlaftrank genommen, noch auch, wenn er Nießwurz bekomme, alles dasjenige ausſtoßen, was er in ſich hat. Nein! wenn ſeine Füße wanken und ſeine Zunge lallt, wie ſollte man ihn nur theilweiſe für betrunken, theilweiſe aber für nüchtern halten?

*) Ein Paradoxon, welches wirklich einige Stoiker behaupteten.

Vierundachtzigster Brief.

Wie man das durch Lectüre Gewonnene sich aneignen soll.

Ich finde, daß das Reisen, welches aus meiner Trägheit mich aufrüttelt, meiner Gesundheit, so wie meinen Studien gleich zuträglich ist. In wiefern es meiner Gesundheit zu Statten kommt, siehst du leicht. Denn da es gerade die Liebe zu den Wissenschaften ist, was mich bequem macht und meinen Körper vernachläßigen läßt, so mache ich mir nun durch fremde Anstrengung Bewegung. Wie aber dadurch auch meine Studien gewinnen, will ich Dir sagen. Ich höre [während des Reisens] nicht auf, zu lesen. Dieß ist nach meiner Ueberzeugung nothwendig: einmal, um nicht mit mir allein zufrieden zu seyn; sodann, um, wenn ich erfahren, was Andere gefunden haben, ihre Entdeckungen zu prüfen und auf neue Entdeckungen zu sinnen. Das Lesen nährt den Geist; es erfrischt ihn, wenn das Studiren ihn angegriffen, während es selbst zugleich ein Studiren ist. Wir sollen weder blos schreiben, noch blos lesen: das erstere ist angreifend und verbraucht viele Kraft; das letztere macht schlaff und verflacht den Geist. Man muß abwechselnd von dem Einen zum Andern übergehen, und das Eine mit dem Andern in das gehörige Verhältniß setzen, so daß die Feder zu einem ganzen verarbeitet, was man durch Lesen gesammelt hat. Wir müssen den Bienen nachahmen, welche umherschwärmen und die honigreichen Blüthen aufsuchen, dann aber, was sie herbei

gebracht, in ihre Wachstheiben vertheilen, und, wie unſ
Virgil ſagt,

— — — — — — häufen des Honigs
Klarſten Seim und füllen mit köſtlichem Nectar die Zellen.

Was die Bienen betrifft, ſo iſt man darüber nicht im Re
nen, ob der Saft, welchen ſie aus den Blumen ziehen, fü
ſich ſchon Honig ſey, oder ob das Geſammelte durch ein
Eigenthümlichkeit ihres Lebensproceſſes und mittelſt einer b
ſondern Miſchung dieſen Geſchmack annehme. Manche ſin
der Meinung, nicht ſowohl die Geſchicklichkeit, den Honig z
bereiten, als ihn zu ſammeln, wohne den Bienen bei. Si
behaupten, daß ſich auf den Blättern einer Schilfgattung i
Indien Honig finde, der ſich entweder aus dem jenem Hin
melsſtrich eigenthümlichen Thau, oder aus einer verdickten
ſüßen Feuchtigkeit des Schilfes ſelbſt, erzeuge; derſelbe Stoff
nur minder bemerkbar und augenfällig, liege auch in de
Pflanzen unſerer Gegenden, und werde von dieſem hierü
geſchaffenen Thiere aufgeſucht und geſammelt. Andere mei
nen, der Stoff, welchen die Biene aus den zarteſten Theile
der Pflanzen und Blüthen zieht, nehme die Eigenſchaft de
Honigs erſt dadurch an, daß dieſelbe ihn in ſich aufnimm
und verarbeitet, was mittelſt einer gewiſſen Gährung ge
ſchehe, wodurch das Verſchiedenartige zu Einer gleichartigen
Maſſe werde.

Doch um nicht von meinem Gegenſtande abzuſchweifen
— dieſe Bienen alſo haben wir nachzuahmen: wir haben
was wir aus mannichfaltiger Lectüre zuſammentragen, abge
ſondert in uns niederzulegen; denn das Geſonderte bewahrt
man ſicherer. Dann aber müſſen wir unſere geiſtige Kraft

in Thätigkeit ſetzen und das Vielerley, was wir da und dort zuſammengekoſtet, in ein Ganzes oder Einem Geſchmacke umſchaffen, ſo daß es, auch wenn man wahrnimmt, woher es genommen iſt, doch unverkennbar ein Anderes iſt, als das, woher wir es genommen, wie es die Natur ganz ohne unſer Zuthun in unſerem Körper macht. So lange die Speiſen, die wir in uns aufgenommen, in ihrer Eigenthümlichkeit beharren und unverändert im Magen liegen, beläſtigen ſie denſelben; erſt wenn ſie aus ihrem bisherigen Zuſtande in einen andern übergegangen ſind, wandeln ſie ſich in Blut und Kraft um. Nicht anders ſollen wir mit der Nahrung des Geiſtes verfahren. Was wir in uns aufgenommen, dürfen wir nicht in ſeinem unveränderten, uns fremdartigen, Zuſtande laſſen. Wir müſſen es verdauen: ſonſt geht es nur in unſer Gedächtniß, nicht in unſern Geiſt ein. Wir müſſen es uns mit freier Ueberzeugung aneignen, und aus dem Vielen Eines machen, wie aus mehreren Zahlen Eine wird, wenn wir getrennte kleinere Summen in der Berechnung zuſammenfaſſen. Dieß ſey das Geſchäft unſeres Geiſtes: ſeine Hilfsmittel laſſe er nicht hervortreten; nur, was er ſelbſt geſchaffen, zeige er. Auch wenn an Dir eine Aehnlichkeit mit irgend Einem ſich offenbart, der, ein Gegenſtand Deiner Bewunderung, einen tiefern Eindruck als Andere auf Dich machte, ſo wünſche ich, daß Du ihm ähnlich wäreſt, wie ein Sohn dem Vater, nicht wie eine Bildſäule. Eine Bildſäule iſt leblos. Aber wie? fragſt Du: ſoll man es nicht merken, weſſen Stil, weſſen Art der Beweisführung, weſſen Gedanken *ich nachahme*? Ich glaube, bisweilen wird man es *nicht merken können*, wenn ein ungewöhnliches Talent

dem, was es aus dieſen oder jenen Originalien ſich aneignete, ſein Gepräge aufdrückt, ſo daß das Einzelne zur Einheit des Ganzen ſtimmt. Du ſiehſt, aus wie vielen Stimmen ein Chor beſteht: gleichwohl geben Alle zuſammen nur Einen Ton; aber eine Stimme iſt hoch, eine andere tief, eine dritte mittelmäßig; zu den männlichen Stimmen geſellen ſich weibliche, zwiſchenein tönen Flöten; die Stimmen der Einzelnen verlieren ſich, nur die Geſammtſtimme Aller wird vernommen. Ich ſpreche von dem Chor, wie ihn die Alten kannten. In unſern Schauſpielen ſind ja vollends der Muſiker mehr, als ehemals der Zuſchauer waren: alle Gänge ſind angefüllt mit Sängerreihen, der Schauplatz iſt umringt von Hornbläſern, und von der Bühne her ſchallen Flöten und Inſtrumente aller Art, und dennoch entſteht aus den verſchiedenartigſten Klängen Einklang. So ſoll es mit unſerem Geiſte ſeyn. Er ſoll das mannigfaltigſte Wiſſen, einen Reichthum von Lehren und Beiſpielen aus allen Zeitaltern inne haben: aber dieſes Alles harmonire zu Einem Ganzen.

„Aber wodurch kann dieß erreicht werden?" Durch unabläßige Bemühung, und dadurch, daß wir nichts thun, als wozu die Vernunft räth. Wenn Du dieſe hören willſt, wird ſie Dir ſagen: „verlaſſe nun einmal jene Dinge, zu welchen man ſich hindrängt; verlaſſe den Reichthum, der ſeinem Beſitzer entweder gefährlich oder läſtig iſt; verlaſſe die Lüſte, welche dem Körper oder dem Herzen ſchmeicheln; ſie verweichlichen und entnerven; verlaſſe das Geizen nach äußerer Ehre, es iſt voll eiteln, nichtigen Dunſtes und kennt keine Grenze; *man iſt dabei gleich ſehr beſorgt, Jemanden vor ſich, als Jemanden hinter ſich zu ſehen;* man wird vom Neide doppelt

gequält. Wie unglücklich ist aber der Mensch, der, während er selbst beneidet wird, andere beneidet! Betrachte diese Häuser der Mächtigen! Diese Schwellen, umrauscht von dem Hader sich zudrängender Höflinge! Wie viele Beschimpfungen sind zu erdulden, um hinein zu kommen; wie viel mehrere, wenn man drinnen ist! Gehe vorüber an den Treppen der Reichen und ihren hochaufgebauten Säulenhallen: dort wirst Du nicht nur auf steif abfallendem, sondern auch auf schlüpferigem Boden stehen. Hieher, zur Weisheit, wende Dich; strebe nach der Ruhe, die sie gewährt, und die zugleich wahre Größe ist. Was sonst unter den menschlichen Dingen hervorzuragen scheint, so geringfügig es ist, und so sehr es nur durch die Vergleichung mit dem Niedrigsten sich hervorthut — es wird doch nur auf steilen und schwierigen Pfaden erreicht. Nur ein steinigter Weg führt zum Gipfel der Ehre. Aber wenn Du diese Höhe ersteigen willst, vor welcher auch das Glück sich demüthigt, so wirst Du Alles, auch was für das Erhabenste gilt, unter Dir schauen, und gleichwohl auf ebener Bahn zum Höchsten gelangen."

Fünfundachtzigster Brief.

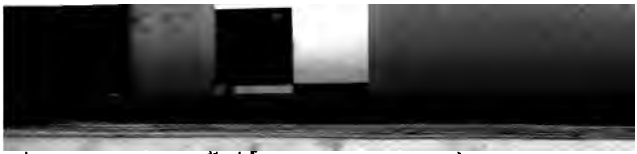
Der Weise soll von allen Affecten, auch gemäßigten, frei seyn.

Ich verschonte Dich bisher mit den noch übrigen verwickelteren Untersuchungen, und begnügte mich, Dir nur *einen Vorschmack von* der Art zu geben, wie unsere Sek-

den Satz zu beweisen sucht, daß die Tugend für sich allein zur vollkommenen Glückseligkeit zureichend sey. Nun verlangst Du aber, daß ich alle die Syllogismen, welche entweder wir Stoiker wirklich aufstellen, oder welche von Andern ersonnen worden, um uns lächerlich zu machen, zusammenfasse; wollte ich dieses thun, so würde kein Brief, sondern ein Buch daraus werden. Ich erkläre Dir wiederholt, daß ich an dieser Art der Beweisführung kein Gefallen habe. Ich schäme mich, in einen Kampf für Götter und Menschen, mit einer Pfrieme *) bewaffnet, zu gehen.

„Wer weise ist, beherrscht sich selbst; wer sich selbst beherrscht, bleibt sich gleich; wer sich gleich bleibt, ist ohne Affecte; wer ohne Affecte ist, ist frei von Betrübniß; wer frei ist von Betrübniß, ist glücklich; also ist der Weise glücklich, und die Weisheit genügt zum glücklichen Leben." Diesem Schlusse begegnen einige Peripatetiker so, daß sie sagen: ohne Affecte seyn, heiße, nur selten und mäßig, nicht aber gar nie von Affecten ergriffen werden. Eben so heißt ihnen „frei von Betrübniß" der, welcher der Betrübniß nicht unterliegt, nicht zu oft und zu heftig dieser Schwäche sich überläßt; denn die menschliche Natur gestatte Niemanden, gegen die Betrübniß vollkommen gesichert zu seyn; der Weise könne von dem Kummer nicht überwältigt, wohl aber berührt werden. In diesem Sinne sprechen sie auch von den übrigen Affecten, den Grundsätzen ihrer Secte gemäß. Sie entfernen dieselben nicht, sondern mäßigen sie. Wie wenig aber ist es, was wir dem Weisen zugestehen, wenn er nur stärker ist,

*) *Vergl. den Schluß des 82sten Briefs.*



als der Schwächste, und froher, als der Betrübteste; nur gefaßter, als der Leidenschaftlichste; nur größer als der Niedrigste? Was würdest Du sagen, wenn Einer, mit Krüppeln und Lahmen sich vergleichend, seine Geschwindigkeit bewundern wollte?

Ueber die obersten Spitzen der ungebeugeten Saatflur
Flöge sie, ohne im Laufe die zärtliche Aehre zu knicken.
Selbst durch die Mitte des Meers, leichthin auf schwellender Woge
Schwebte sie; nimmer doch netzete sie die flüchtige Sohle *).

Dieß ist Geschwindigkeit, die nach sich selbst geschätzt, nicht in Vergleichung mit dem Langsamsten gerühmt wird. Wirst Du Den gesund nennen, der nur unbedeutend fiebert? Ein geringerer Grad von Krankheit heißt noch nicht Wohlbefinden.

„Der Weise," sagt man, „heißt affectlos, wie man z. B. eine gewisse Gattung der Granatäpfel kernlos nennt, nicht, weil sie gar keine Kerne, sondern weil sie minder harte hat." Dieß ist unrichtig. Unter einem tugendhaften Mann verstehe ich nicht den, der geringere Gebrechen, sondern den, der von ihnen ganz frei ist. Sie müssen nicht nur unbedeutend, sondern gar nicht vorhanden seyn. Sind irgend welche da, so werden sie wachsen und störend einwirken. Wenn der vollendete Staar das Auge völlig blendet, so trübt es wenigstens der werdende. Gestattest Du dem Weisen einige Affecte, so wird seine Vernunft ihnen bald nicht mehr gewachsen seyn, und von ihnen wie von einem Gießbach dahin gerissen werden.

*) *Virgil (von der Camilla)* Aen. VIII, 808 f.

zumal, wenn Du ihm nicht etwa nur einen, sondern das ganze Heer von Affecten lässest, um mit ihnen zu kämpfen. Mehr vermag die Gesammtheit derselben, auch wenn sie unbedeutend sind, als ein einzelner, und wäre er noch so gewaltsam. Er hat die Geldbegierde, doch ist sie gemäßigt; den Ehrgeiz, doch ist er nicht heftig; die Zornsucht, doch ist sie nicht unversöhnlich; er bleibt sich nicht gleich, doch ist er nicht eben unstät und wankelmüthig; er ist wollüstig, doch nicht bis zum Wahnsinn. Besser stände es mit Jenem, der Ein Laster in seiner vollen Stärke hätte, als mit Diesem, der alle hat, wenn gleich in geringerem Grade. Sodann ist die Frage nicht, wie stark der Affect sey; wie schwach er auch ist, er weiß nicht zu gehorchen, er nimmt keinen Rath an. Gleichwie kein Thier der Vernunft gehorcht, das zahme Hausthier so wenig, als ein wildes — denn sie sind von Natur taub gegen ihre Stimme — so sind auch die Affecte, so schwach sie seyn mögen, unfolgsam und hören nicht. Tiger und Löwen legen ihre Wildheit nie ab, bisweilen beugen sie sich; aber oft, wenn Du es am wenigsten erwartest, lodert die beschwichtigte Wuth auf: nie darf man dem gezähmten Laster trauen. Wo die Vernunft vorwaltet, entstehen nicht einmal Affecte; wo diese gegen den Willen der Vernunft ihren Anfang genommen haben, werden sie auch gegen ihren Willen fortbestehen. Denn leichter ist es, ihre Entstehung zu verhüten, als ihren Ungestüm regeln.

Falsch und nachtheilig ist also diese Annahme eines Mittelmaaßes, und eben so unstatthaft, als wenn man sagen wollte, man müsse mit Maaß wahnsinnig, mit Maaß krank seyn. Nur die Tugend kennt Mäßigung; die Uebel

der Seele sind ihrer nicht fähig; leichter wird man sie verbannen, als regieren. Ist es etwa zweifelhaft, ob veraltete und verhärtete Gebrechen der Gesinnung, welche wir Krankheiten nennen, wie Habsucht, Grausamkeit, Leidenschaftlichkeit, Undank, ungemäßigt sind? Ebenso sind es auch die Affecte; denn von diesen geht man zu jenen über. Wenn Du dem Trübsinn, der Furcht, der Begierde und den übrigen verkehrten Regungen irgend ein Recht einräumst, so sind sie nicht mehr in Deiner Gewalt. Und warum? Weil die Dinge, durch welche sie angeregt werden, außer Dir sind. Sie werden also in dem Maaße wachsen, in welchem die Anlässe, durch welche sie gereizt werden, stärker oder schwächer sind. Die Furcht wird größer seyn, je wichtiger der Gegenstand, der uns schreckt, oder je näher er uns vor Augen ist; die Begierde heftiger, je bedeutender die Sache, deren Erwartung sie hervorruft. Wenn es nicht in unserer Gewalt liegt, ob wir Affecte haben, so hängt es auch nicht von uns ab, wie stark sie seyen; wenn Du ihnen gestattest, zu beginnen, so werden sie zugleich mit ihren Veranlassungen zunehmen und so stark seyn, als sie eben werden. Nimm dazu, daß sie, so klein sie seyn mögen, immer mehr sich ausdehnen. Das Verderbliche hält nie Maaß. Eine Krankheit, so unbedeutend sie in ihrem Entstehen war, greift um sich; und ein geschwächter Körper unterliegt nicht selten dem schwächsten Anfall. Welcher Unsinn aber, zu glauben, daß Dinge, deren Anfänge außerhalb unseres Willens lagen, nach unserer Willkühr sich werden einschränken lassen? Wie soll ich stark genug seyn, *das zu endigen*, was ich zu verhindern zu schwach

war? Und es ist doch leichter, Etwas von sich abzuhalten, als es zu bewältigen, nachdem man es zugelassen.

Einige unterscheiden so, daß sie sagen: „der sich selbst beherrschende Weise ist hinsichtlich der innern Haltung seines Gemüths zwar ohne Affecte, nicht aber nach seiner äußern Erscheinung. Seine Gemüthsverfassung ist so, daß er (aus sich selbst) nicht beunruhigt, betrübt, oder in Furcht gesetzt wird; aber es treten manche äußere Ursachen ein, welche ihn in Unruhe versetzen." Sie wollen damit sagen: „der Weise ist nicht zornmüthig, doch gerathe er bisweilen in Zorn; er ist nicht furchtsam, doch fürchte er sich bisweilen; das heißt, er sey frei von dem Gebrechen der Furchtsamkeit, nicht aber von dem Affect der Furcht." Nimmt man dieß an, so wird durch die Gewohnheit die Furcht in die Furchtsamkeit übergehen; der Zorn, einmal in das Gemüth zugelassen, wird jene zornfreie Gemüthsverfassung umwandeln. Ueberdieß wird, wer nicht die von außen kommenden Ursachen verachtet, wer irgend Etwas fürchtet, wenn er für Vaterland, Gesetze und Freiheit muthig gegen Schwert und Flammen ziehen soll, zagend und mit widerstrebendem Herzen hervortreten. Ein solcher Zwiespalt im Gemüthe vertrüge sich nicht mit der Weisheit.

Noch ist, glaube ich, das zu beachten, daß man nicht zwei Dinge, deren jedes für sich zu beweisen ist, mit einander vermengen darf. Der Satz, „das Sittlichgute ist das einzige Gut," wird für sich bewiesen; eben so der Satz, „daß die Tugend zum glücklichen Leben genüge." Den umgekehrten Schluß wird man aber nicht zugeben, „daß, wenn die Tugend *für sich allein* glücklich macht, das Sittlichgute das

allein Gute sey. Xenocrates und Speusippus nehmen an, man könne durch die Tugend allein glückselig werden, aber nicht, die Tugend sey das einzige Gut. Auch Epicurus glaubt glücklich zu seyn, weil er im Besitz der Tugend sey; allein die Tugend selbst genüge noch nicht zum glücklichen Leben, indem das Vergnügen glücklich mache, welches aus der Tugend hervorgehe, nicht aber die Tugend selbst sey. Eine ungereimte Unterscheidung! Denn er behauptet zugleich, die Tugend sey nie ohne Vergnügen. Also, wenn sie mit diesem immer und unzertrennlich verbunden ist, so genügt sie auch für sich allein; denn sie führt das Vergnügen mit sich, ohne welches sie nicht ist, auch wenn sie allein ist. Ganz verkehrt aber ist die Behauptung, man könne zwar durch die Tugend allein glücklich, aber nicht vollkommen glücklich seyn. Ich sehe nicht, wie dieß möglich sey; denn das glückliche Leben hat in sich ein vollkommenes, unübertreffliches Gut, und wenn dieß ist, so ist es ein vollkommen glückliches. Wenn das Leben der Götter nichts Größeres und Schöneres hat, das glückliche Leben aber ein göttliches ist, so ist es auch keiner Steigerung fähig. Ueberdieß, wenn das glückliche Leben Nichts vermißt, so ist jedes glückliche Leben vollkommen, und das glückliche ist auch zugleich das glücklichste. Zweifelst Du, daß das glückliche Leben das höchste Gut sey? Nun, wenn es das höchste Gut in sich hat, so ist es auch der höchste Grad von Glück. Wie das Höchste keines Zuwachses fähig ist (denn was könnte über dem Höchsten seyn?), so auch das glückliche Leben; denn ohne das höchste Gut wäre es nicht. Wolltest Du annehmen, daß der Eine glücklicher sey, als der Andere, so müßtest Du unzählige Grade des

höchsten Gutes annehmen, während doch unter dem höchst Gute dasjenige zu verstehen ist, welches keine Stufen üb sich hat. Wenn Einer weniger glücklich ist, als der Ander so folgt, daß ihm das glückliche Leben des Andern lieb wäre, als das eigene. Der Glückliche aber zieht *seine* Leben kein anderes vor. Es ist unglaublich, daß es no etwas geben sollte, was der Glückliche noch lieber wäre, a was er ist; und eben so unglaublich ist, daß er das Beste nicht vorziehen sollte. Denn überall wird der Vernünftig nach dem, was das Beste ist, streben, und dasselbe auf al Weise zu erreichen suchen. Wie kann aber glücklich seyn, w noch immer wünschen *kann*, ja *muß*?

Ich will Dir sagen, woher dieser Irrthum rührt. Ma bedenkt nicht, daß das glückliche Leben nur Eines ist. E ist der beste Zustand, nicht durch seinen Umfang, sonder durch seine Beschaffenheit. Es bleibt sich also gleich, ob e lang oder kurz, ausgedehnt oder beschränkt, über viele Räum nach vielen Seiten hin verbreitet, oder auf einen Punkt z sammengedrängt ist. Wer es nach Zahl, Maaß und The len schätzt, nimmt ihm seine ausgezeichnete Eigenthümlichkei Und diese ist, daß es ein Ganzes *in sich* ist. Der Zw des Essens und Trinkens ist doch wohl Sättigung. Dirs ißt mehr, Jener weniger; dieß ändert nichts: beide sind sat Der Eine trinkt mehr, der Andere weniger; auch dieß i gleichgültig: keiner von beiden ist mehr durstig. Der Ei hat länger, der Andere kürzer gelebt; dieß macht keinen Un terschied, wenn wenige Jahre diesen eben so glücklich machte als jenen viele. Der ist nicht glücklich, von welchem D

agst, er sey weniger glücklich. Dieses Wort duldet keine Verringerung.

„Wer muthig ist, ist ohne Furcht; wer ohne Furcht ist, ist ohne Traurigkeit; wer ohne Traurigkeit ist, ist glücklich.“ So lautet der Schluß unserer Schule. Dagegen versucht man einzuwenden, wir nehmen einen bestrittenen und unrichtigen Satz als zugegeben an, daß, wer muthig sey, ohne Furcht sey. „Wie?“ fragt man, „der Muthige sollte drohende Uebel nicht fürchten? Dieß könnte nur ein Tollkopf, ein Verrückter. Die Furcht des Muthigen ist sehr gemäßigt; aber ganz frei von ihr ist er nicht.“ Wer dieses sagt, kommt wieder darauf zurück, daß er an die Stelle der Tugenden geringere Fehler setzt. Denn wer sich fürchtet, aber minder häufig und heftig, der ist nicht frei von diesem Uebel, sondern nur in geringerem Grade von ihm angefochten. „Aber wer drohende Uebel nicht fürchtet, muß doch wohl für einen Tollkopf gelten?“ Du sagst die Wahrheit, wenn es Uebel sind; aber wenn man weiß, daß es keine Uebel sind, und wenn man blos das Schändliche für ein Uebel hält, so wird man sorglos der Gefahr entgegen sehen und verachten, was Andern furchtbar ist; oder man müßte ja, wenn es thöricht und wahnsinnig wäre, jene (vermeintlichen) Uebel nicht zu fürchten, dieselben desto mehr fürchten, je weiser man wäre. „Nach Eurer Meinung,“ sagt man, „wird der Muthige der Gefahr sich ausliefern.“ Keineswegs; er wird sie nicht fürchten, aber vermeiden. Vorsicht steht ihm wohl an, nicht Furcht. „Wie? Tod, Kerker, Flammenqualen, andere Geschosse des Schicksals wird er nicht fürchten?“ Nein, wenn er weiß, daß es keine wirklichen, sondern nur scheinbare

Uebel ſind; er hält alle jene Dinge nur für Schreckbilder des Lebens. Beſchreibe ihm Gefangenſchaft, Geißelhiebe, Ketten, Hunger, Zerſtörung der Glieder durch Krankheit oder Gewalt, und was Du ſonſt nennen magſt — er wird die Furcht Wahnwitz nennen. Dergleichen iſt nur Furchtſamen furchtbar. Oder hältſt Du das für ein Uebel, wozu wir bisweilen freiwillig uns entſchließen müſſen?

Du fragſt, was ein Uebel ſey? Von ſolchen Dingen ſich beſiegen laſſen, die man Uebel nennt, und ihnen ſeine Freiheit preisgeben, für welche Alles zu dulden iſt. Die Freiheit geht verloren, wenn wir nicht verachten, was uns ein Joch auflegen will. Sie würden darüber nicht ungewiß ſeyn, was dem Muthigen gezieme, wenn ſie wüßten, was Muth iſt. Er iſt nicht blinde Tollkühnheit, noch Liebe zur Gefahr, noch Verlangen nach ſchreckenden Dingen; er iſt das Vergnügen, zu unterſcheiden, was ein Uebel und was keines ſey. Der Muth iſt ſehr ſorgfältig in Beſchützung ſeiner ſelbſt; aber er iſt auch ſehr geduldig in Ertragung alles Deſſen, was den nichtigen Schein des Uebels trägt. „Alſo, wenn ein Schwert dem Nacken des Muthigen droht, wenn ein Theil ſeines Körpers um den andern durchbohrt wird, wenn er ſeine Eingeweide heraustreten ſieht, wenn ſeine Qualen, um ihm deſto fühlbarer zu werden, nach Zwiſchenräumen immer neu beginnen, wenn ein neuer Blutſtrom durch die halbvertrockneten Wunden zu Tage bricht, ſo wirſt Du ſagen, er fürchte nichts und fühle keinen Schmerz?" Schmerz fühlt er allerdings, denn keine Tugend benimmt die natürliche Empfindung; aber er fürchtet ihn nicht: unbeſiegt ſchaut er auf ſeine Qualen hoch herab. Du fragſt, wie ihm

alsdann zu Muthe ſeyn wird? Wie Einem, der einem kranken Freunde zuſpricht.

„Ein Uebel ſchadet; was ſchadet, macht ſchlechter. Schmerz und Armuth machen nicht ſchlechter; alſo ſind ſie keine Uebel.“ Der (Unter-) Satz iſt unrichtig; denn was ſchadet, macht darum nicht ſchlechter. Sturm und Ungewitter ſchaden dem Steuermann; ſie machen ihn jedoch nicht ſchlechter. Dagegen antworten einige Stoiker ſo: der Steuermann werde durch Sturm und Ungewitter in ſo fern ſchlechter, weil er nicht ausführen kann, was er ſich vorgenommen, und ſeinen Lauf nicht halten kann: er werde nicht ſchlechter hinſichtlich ſeiner Kunſt, aber hinſichtlich ſeiner Leiſtung. Der Peripatetiker erwiedert: „alſo macht auch Armuth, Schmerz und anderes dergleichen den Weiſen ſchlechter; denn es wird ihm zwar ſeine Tugend nicht rauben, aber ihre Leiſtungen hindern.“ So ließe ſich ganz richtig ſprechen, wenn es mit dem Weiſen nicht eine andere Bewandtniß hätte, als mit dem Steuermann. Die Aufgabe des Weiſen iſt nicht, auf was immer für eine Art auszuführen, was er ſich vorſetzt, ſondern im Leben alles recht zu thun; des Steuermanns Aufgabe iſt, das Schiff jedenfalls in den Hafen zu bringen. Die Geſchicklichkeiten ſind Dienerinnen; ſie müſſen leiſten, was ſie verſprechen: die Weisheit iſt Gebieterin und Regentin. Jene dienen dem Leben, die Weisheit beherrſcht es. Ich glaube, daß man anders antworten muß: die Geſchicklichkeit des Steuermanns wird ſo wenig als ihre Ausübung durch ein Ungewitter ſchlechter. Der Steuermann hat Dir nicht glückliche Fahrt, ſondern nur ſeine nützlichen Dienſte und die

ſt, das Schiff zu regieren, zugeſagt: dieſe offenbart ſich
) mehr, je mehr irgend eine zufällige Gewalt entgegen-
tt. Wer ſprechen konnte: „Neptun, laß das Schiff un-
gehen; aber das Steuer bleibe recht gerichtet!“ hat ſeiner
uſt Genüge gethan: ein Sturm hindert nicht des Steuer-
anns Wirken, ſondern den Erfolg. „Aber wie?“ fragt
an, „ſchadet dem Steuermann das nicht, was ihn verhin-
rt, auf den Hafen loszuſegeln? was ſeine Anſtrengungen
ereitelt? was ihn zurücktreibt, oder aufhält, und ſein Schiff
utmaſtet?“ Es ſchadet ihm nicht als dem Steuermann,
ſondern als dem Schiffenden. Seiner Kunſt iſt es ſo gar
nicht hinderlich, daß es ſie vielmehr offenbart; denn bei hei-
terem Wetter, ſagt das Sprichwort, kann Jeder Steuermann
ſeyn. Dem Fahrzeug gelten ſolche Hinderniſſe, nicht dem
Führer als ſolchem. Der Steuermann ſpielt zwei Rollen:
die eine iſt ihm gemeinſchaftlich mit Allen, welche daſſelbe
Schiff beſtiegen haben, auf welchem auch er als Reiſender
ſich befindet; die andere, ihm eigenthümliche, vermöge wel-
cher er Steuermann iſt. Das Unwetter ſchadet ihm als Rei-
ſenden, nicht als Steuermann. Sodann iſt des Steuermanns
Kunſt ein Gut für Andere, und kommt denen zu Statten,
welche er führt, wie die Kunſt des Arztes denen, die er be-
handelt. Die Weisheit iſt ein gemeinſames Gut, ſowohl für
die, mit welchen der Weiſe lebt, als auch für ihn ſelbſt.
So kann dem Steuermann vielleicht geſchadet werden, inſo-
fern ſeine den Andern verſprochene Dienſtleiſtung durch den
Sturm gehindert wird; dem Weiſen wird nicht geſchadet,
weder von der Armuth, noch von dem Schmerz, noch von
andern Stürmen des Lebens. Denn nicht ſein ganzes Wirken

wird gehemmt, sondern nur, soweit es sich auf Andere bezieht: er selbst ist immer thätig, und ist dann am größten, wann das Schicksal sich ihm entgegenstellt: dann gerade treibt er das Werk der Weisheit, welche, wie ich sagte, für Andere, wie für ihn selbst ein Gut ist.

Uebrigens ist er auch dann nicht verhindert, Andern zu nützen, wann ihn dieses oder jenes Unvermeidliche bedrückt. Die Armuth verhindert ihn, zu lehren, wie Staatsgeschäfte zu behandeln seyen; aber er lehrt, wie man die Armuth behandeln müsse: über das ganze Leben verbreitet sich seine Wirksamkeit. So schließt kein Schicksal, kein Verhältniß die Thätigkeit des Weisen aus; er wirkt eben das, wodurch er Anderes zu wirken verhindert wird. Für beide Fälle ist er tüchtig; er regiert das Glück und überwindet das Unglück. Dazu hat er sich vorbereitet, daß er die Tugend, wie im Glück, so im Unglück bethätige, und nicht auf ihren Stoff, sondern auf sie selbst sieht. Also ist ihm auch die Armuth nicht hinderlich, noch der Schmerz, noch was irgend den Unweisen irre führt und zu Boden wirft. Du meinst, die Uebel drücken ihn nieder? Er benützt sie. Nicht aus Elfenbein nur verstand Phidias Gebilde zu schaffen; er schuf sie auch aus Erz; hättest Du ihm Marmor, oder noch einen geringeren Stoff geboten, er hätte das Beste daraus gemacht, was daraus sich machen ließ. So wird der Weise seine Tugend, wenn er darf, im Besitze des Reichthums entfalten; wo nicht, in der Armuth; wenn er kann, im Vaterlande; wo nicht, in der Verbannung; wenn er kann, als Feldherr; wo nicht, als Soldat; wenn er kann, bei gesundem Körper;

wo nicht, als Krüppel. Welches Schicksal ihm auch geworden — er wird immer etwas Großes daraus machen. Es giebt Leute, welche wilde Thiere bändigen, und die grausamsten Bestien, vor deren Anblick der Mensch erzittert, zwingen, das Joch zu tragen, und nicht zufrieden, ihnen die Wildheit ausgetrieben zu haben, sie zu sanften Schlafgenossen machen. Dem Löwen steckt sein Zuchtmeister die Hand in den Rachen; den Tiger küßt sein Wärter; den Elephanten heißt ein kleiner Mohr auf die Kniee sich niederlassen, oder auf die Seite gehen. So ist der Weise ein Meister in der Kunst, Uebel zu bändigen. Schmerz, Armuth, Schmach, Gefängniß, Verbannung, allenthalben schrecklich, werden zahm, wenn sie an ihn kommen.

Sechsundachtzigster Brief.

Die Villa Scipio's. Die Einfachheit jener Zeit, verglichen mit dem Luxus der jetzigen.

Unmittelbar aus Scipio's Villa schreibe ich Dir dieß, nachdem ich seinen Manen und einer Ara, welche ich für das Grabmal des großen Mannes halte, meine Ehrfurcht bezeugt habe. Daß sein Geist in den Himmel, woher er kam, zurückkehrte, ist mein fester Glaube, nicht, weil er große Kriegsheere befehligte (denn diese hatte auch Cambyses, jener Wüthende, der bei seiner Wuth glücklich war); sondern wegen seiner seltenen Mäßigung und treuen Gesinnung gegen

das Vaterland, welche sich noch bewunderungswürdiger offenbarte, da er es verließ, als da er es vertheidigte. Entweder mußte Scipio auf Rom, oder Rom auf die Freiheit verzichten. „Ich will," sagte er, „den Gesetzen und der Verfassung nichts [von ihrem Ansehen] entziehen; gleiches Recht gelte unter allen Bürgern; genieße, Vaterland, meine Verdienste ohne mich! Ich war dir Urheber der Freiheit; ich werde dir auch der Beweis für sie seyn. Ich entferne mich, wenn ich größer geworden bin, als dir frommt." Wie sollte ich diese Seelengröße nicht bewundern, mit welcher er freiwillig in die Verbannung ging, und den Staat [von Besorgniß] befreite? Es war dahin gekommen, daß die Freiheit den Scipio, oder Scipio die Freiheit beeinträchtigte. Keines von beiden sollte geschehen: und so räumte er den Gesetzen das Feld und zog sich nach Liternum zurück, um, wie Hannibal, mit seiner Verbannung dem Vaterland ein Opfer zu bringen.

Ich habe seine aus Quadersteinen gebaute Villa gesehen; sie ist nebst einem kleinen Walde von einer Mauer umschlossen; Thürme erheben sich als ein Bollwerk zu beiden Seiten. Unterhalb des Gebäudes und des Gartens befindet sich ein Wasserbehälter, geräumig genug, um ein ganzes Kriegsheer zu versorgen. Das Badegemach ist, nach alter Art, klein, eng und dunkel: unsere Alten meinten, ein Bad wäre nicht warm, wenn es nicht dunkel wäre. Es war mir ein großer Genuß, die Sitten Scipio's in Vergleichung mit den unsrigen zu betrachten. In diesem Winkel wusch der Schrecken Carthago's, dem es Rom verdankt, daß es nur Einmal erobert ward, seinen von ländlichen Geschäften ermüdeten

Körper; denn er übte ſich in regelmäßigem Tagewerk, und baute, wie es Sitte der Altvordern war, ſeinen Boden ſelbſt. Unter dieſem ſo unanſehnlichen Dache ſtand er; dieſer ſo wenig koſtbare Fußboden trug ihn. Und jetzt — wer fände es erträglich, ſo zu baden? Arm und gemein kommt ſich Jeder vor, deſſen Zimmer nicht von großen und koſtbaren Metallſcheiben *) erglänzen; deſſen Wände nicht mit Alexandriniſchem Marmor bekleidet und mit Tafeln von Numidiſchem ausgelegt ſind, während in wechſelnden Farbentönen ein kunſtvoller Saum **), wie ein Gemälde, ſich rings herum zieht; deſſen gewölbte Decke nicht mit Glas getäfelt iſt; deſſen Teiche, beſtimmt, den durch vieles Schwitzen erſchöpften Körper aufzunehmen, nicht mit Thaſiſchem Geſtein, früher ſelbſt in Tempeln ein ſeltener Anblick, eingefaßt ſind; deſſen Badewaſſer nicht aus ſilbernen Hahnen ſtrömt. Und noch ſpreche ich nur von den Badekanälen der Plebejer; kommen wir erſt in die Bäder der Freigelaſſenen — welche Menge von Statuen, von Säulen, die Nichts tragen, ſondern nur zur Zierde, des Aufwands wegen, aufgeſtellt ſind! Welche Fülle des Waſſers, das ſich ſprudelnd über die Stufen ergießt! Wir ſind ſo ekel geworden, daß wir nur auf Edelſteine treten wollen. In dieſem Bade Scipio's ſind ganz kleine Fenſter, oder vielmehr Ritzen in die ſteinerne

*) Den ovalrunden Metallſpiegeln nämlich, mit welchen die Wände behangen waren. Vergl. Plin. Naturgeſch. 36, 26.

**) Auf der Oberfläche des Marmors ward mittelſt Einreibung von geſchmolzenem Wachs eine mannichfaltige Färbung hervorgebracht. Vergl. O. Müller Handb. der Archäol. §. 340, 4.

Mauer gebrochen, um unbeschadet der Festigkeit des Gebäudes, einiges Licht einzulassen. Jetzt aber nennt man jedes Bad ein schmutziges Loch, wenn es nicht so eingerichtet ist, daß es das volle Tageslicht durch weite Fenster empfängt; wenn man nicht im Bade selbst von der Sonne gefärbt wird, und nicht aus der Wanne die Aussicht über Fluren und Meer hat. Gebäude, bei deren Einweihung das Volk voller Bewunderung sich versammelte, werden, wenn der Luxus etwas Neues ausgesonnen, um sich selbst zu überbieten, unter die veralteten Dinge gerechnet. In früheren Zeiten gab es nur wenige [öffentliche] Badehäuser, ohne alle Pracht; denn wozu auch Schmuck für eine Sache, die einen Quadrans [Pfennig] kostete, und dem Bedürfniß, nicht dem Vergnügen diente? Da ward nicht immer neues Wasser nachgegossen, keine ununterbrochene Fluth strömte wie aus einem warmen Born herzu; man legte keinen großen Werth darauf, seinen Schmutz in krystallhellem Wasser abzusetzen. Aber mit welchen Empfindungen tritt man in jene dunkeln, auf gemeine Weise übertünchten Räume, wo wir wissen, daß ein Cato, als Aedil, ein Fabius Maximus, oder einer der Cornelier die Temperatur des Bades eigenhändig bestimmte? Denn auch dieser Pflicht unterzogen sich die vornehmsten Aedile, in die Bäder, welche das Volk aufnahmen, sich zu begeben, und für Reinlichkeit und eine zweckmäßige und zuträgliche Temperatur zu sorgen, nicht eine solche, wie sie in neuern Zeiten aufgekommen, so glühheiß, daß es für Sclaven, welche irgend eines Verbrechens überwiesen sind, eine Strafe seyn sollte, lebendig so zu baden. Ich sehe nicht, welcher Unterschied heutzutage zwischen einem warmen Bade und einem siedenden ist.

cher Gemeinheit wird jetzt von Manchen Scipio beschuldigt, weil er nicht durch große Tafelscheiben den Tag in sein Badezimmer einließ; weil er nicht darauf dachte, bei vollem Lichte und in heißem Wasser sich brühen und kochen zu lassen! Der arme Mann! Er wußte nicht zu leben. Er badete nicht in geläutertem, oft sogar in trübem, und wenn es stark regnete, fast schmutzigem Wasser. Und er machte sich wenig daraus; denn er kam, um den Schweiß, nicht das Salböl abzuspülen. Was werden jetzt Manche dazu sagen? „Ich beneide den Scipio nicht; wer so badet, lebt recht eigentlich als Verbannter." Und wenn Du wüßtest, daß er nicht einmal alle Tage badete! Denn die Schriftsteller über die alten Sitten Roms sagen uns, daß man Arme und Beine, welche nämlich bei der Arbeit beschmutzt wurden, alle Tage abwusch, den ganzen Körper aber nur alle acht Tage badete. „Ja," höre ich sagen, „sie waren sehr unsauber, diese Alten; wie mögen sie gerochen haben?" Nach dem Waffendienst rochen sie, nach der Arbeit, nach Mannheit! Seitdem die eleganten Bäder erfunden sind, ist man schmutziger. Horatius Flaccus, um einen berüchtigten und sehr auffallenden Weichling zu bezeichnen, sagt:

Würzmorsellen verhauchet Rufill — *)

Aber denken wir uns diesen Rufillus heutzutage; es wäre nicht anders, als ob er Bocksduft verhauchte, wie Gargonius, welchen Horaz dort dem Rufillus entgegensetzt. Es genügt nicht, Salböl zu nehmen; zwei- bis dreimal des Tages muß es wiederholt werden, um nicht auf der Haut zu

*) Satyren I, 2, 27.

verduften. Und dabei rühmen sie sich dieses Wohlgeruches als des ihrigen!

Wenn diese Betrachtungen Dir zu ernst erscheinen sollten, so rechne es dieser Villa zu. Von dem jetzigen Besitzer des Landgutes, Aegialus, einem ungemein fleißigen Haus- und Landwirth, habe ich gelernt, daß Bäume, auch wenn sie noch so alt sind, verpflanzt werden können. Dieß thut besonders uns Greisen zu lernen noth, die wir unsere Oelbäume insgesammt für Andere setzen. Einen solchen Oelgarten von drei- und vierjährigen Bäumen, deren Früchte ihm mißfielen, habe ich ihn sogar noch im Herbste umpflanzen gesehen. Auch Dich wird der Baum schützen, der, wie unser Virgilius *) sagt,

Strebt mit langsamer Mühe, dem späteren Enkel zu schatten.

Virgilius sah weniger darauf, was wahr, als was schön gesagt sey: er wollte weniger den Landmann belehren, als seine Leser ergötzen. Um Anderes zu übergehen, will ich nur eine Stelle erwähnen, auf welche ich heute stoßen mußte:

Bohnen im Lenze gelegt! Dich, medischer Klee, auch empfähet
Dann die gelockerte Furch', und es kehrt der Hirse Bestellung.

Ob diese Geschäfte in dieselbe Zeit fallen, und ob diese und jene Bestellung zugleich im Frühling eintrete, kannst Du daraus entnehmen, daß ich Dir dieses im Junius, der sich nun schon dem Julius nähert, schreibe, und daß ich an Einem Tage Bohnen einsammeln und Hirse säen sah.

*) Landbau II, 58. Weiterhin I, 215 f.

Ich komme auf die Oelbäume zurück, die ich auf zweierlei Weise verpflanzen sah. An den größeren Stämmen schnitt er Zweige bis auf die Länge eines Fußes ab, entfernte ebenfalls die Wurzeln, von welchen er nur die Köpfe, aus welchen sie herauswuchsen, stehen ließ, und versetzte so den Stamm mit den bloßen Wurzelknoten. Diese tauchte er in Dünger und versenkte sie in die Grube, worauf er Erde herbeischaffte, welche er drückte und festtrat. Er behauptete, Nichts sey wirksamer, als dieses Feststampfen; dadurch werden Winde und Kälte abgehalten; der Stamm werde weniger bewegt; die keimenden Wurzeln, die, weich wie Wachs, nur erst schwach sich festhalten und von jeder leichten Bewegung losgerissen werden, können sich ungehindert ausbreiten und in dem Boden sich festsaugen. Eine Stelle des Baumes schabt er ab, ehe er sie mit Erde bedeckt; denn aus jedem entblößten Holze dringen, wie er sagt, neue Wurzeln hervor. Der Stamm darf aber nicht über drei bis vier Fuß über die Erde hervorragen; denn so bekleidet er sich gleich von unten auf mit Zweigen, und bleibt nicht, wie sonst alte Oelbäume, großen Theils dürr und knorrig. Die zweite Art zu pflanzen war folgende: er steckte starke Zweige, deren Rinde, wie bei jungen Bäumen, noch weich war, auf dieselbe Weise in den Boden. Diese wachsen etwas langsamer heran; allein da sie gleichsam aus dem Keim gezogen sind, so haben sie nichts Rauhes und Verkommenes an sich. Auch sah ich einen alten Weinstock verpflanzen, dessen Wurzelfasern man *so viel* möglich zusammennehmen und sodann die Rebe reich*lich mit Erde bedecken muß*, damit sie auch aus dem Stamme *Wurzeln treibe.* Ich habe welche gesehen die im Februar

gepflanzt worden waren, und ſchon Ende März die Ulme faßten und umklammerten. Allen jenen Bäumen aber, welche, daß ich ſo ſage, großzweigig ſind, muß man, wie er behauptet, mit Eiſternenwaſſer zu Hilfe kommen; wenn dieß anſchlägt, ſo haben wir den Regen in unſerer Gewalt.

Mehr gedenke ich Dich nicht zu lehren, damit du mir nicht gleich werdeſt, wie mein Aegialus ſich an mir einen Nebenbuhler gemacht hat.

Siebenundachtzigſter Brief.

Ueber den Werth der Zufallsgüter.

Ich habe Schiffbruch gelitten, noch ehe ich das Schiff beſtiegen hatte. Wie dieß zugegangen, ſetze ich nicht hinzu, damit Du nicht auf den Gedanken kommeſt, auch dieß unter die ſtoiſchen Paradoxen zu rechnen, von welchen ich Dir gleichwohl, auch wenn Du es nicht wünſcheſt, beweiſen will, daß keines derſelben unrichtig, keines ſo ſeltſam iſt, als ſie auf den erſten Blick zu ſeyn ſcheinen. Inzwiſchen hat dieſe Reiſe mich belehrt, wie viel Ueberflüſſiges wir haben, und welch ein leichter Entſchluß dazu gehörte, Alles das abzuthun, was wir, wenn die Nothwendigkeit es uns entzieht, nicht einmal vermiſſen.

Mit ſo vielen Sclaven, als unſer einziges Fuhrwerk faſſen kann, ohne irgend etwas Anderes, als was wir am dem Leibe tragen, führen wir nun, mein Maximus und i

schon zwei Tage lang das glücklichste Leben. Eine einfache Matratze liegt auf der Erde, und ich auf der Matratze. Von zwei Reisemänteln dient der eine als Teppich, der andere als Deckbett. Von meinem Mittagessen läßt sich nichts abziehen; um es zuzubereiten, bedarf es keiner Stunde; dabei fehlen niemals trockene Feigen und meine Schreibtafel. Jene dienen mir, wenn ich Brod habe, statt der Zukost; wenn nicht, statt des Brodes; sie machen mir jeden Tag zu dem ersten eines neuen Jahres *), das ich mir durch gute Gedanken und Erhebung des Herzens gesegne; und mein Herz fühlt sich nie größer, als wenn es alles Fremde beseitigt, alle Furcht verbannt, sich Frieden gegeben und sich dadurch reich gemacht hat, daß es nichts verlangt. Das Fuhrwerk, auf welchem ich mich niedergelassen, ist ein Bauerwagen. Meine Maulthiere geben durch ihren Schritt zu erkennen, daß sie noch am Leben sind; der Führer ist barfuß, nicht der Hitze wegen. Kaum kann ich es von mir erhalten, dieses Fuhrwerk für das meinige ansehen zu lassen; so dauert noch immer die verkehrte Schaam über das Rechte. So oft wir irgend einem stattlicheren Reisezug begegnen, erröthe ich unwillkührlich, zum Beweise, daß, was ich gutheiße und lobe, noch immer nicht zuverläßig und unwandelbar in mir sich befestigt hat. Wer eines armseligen Wagens sich schämt, wird auf einen prächtigen stolz seyn. Ich habe es noch nicht weit gebracht; ich wage es noch nicht, meine Einfachheit öf-

*) Freunde pflegten sich am ersten Tage des neuen Jahres *verzuleichen Früchte*, begleitet von Glückwünschen, zuzuschicken.

fentlich zu zeigen; noch immer bekümmere ich mich um die Meinungen der Leute auf der Straße.

Gegen die Meinungen des ganzen Menſchengeſchlechtes hätte ich meine Stimme erheben ſollen: „ihr irret, Verrückte, und ſtaunet Ueberflüſſiges an; Keinen ſchätzt ihr nach Dem, was Sein iſt. Kommt es auf Vermögensangelegenheiten an, ſo ſeyd ihr die ſorgfältigſten Berechner alles Einzelnen, und überleget, ob ihr Dieſem oder Jenem eine Geldſumme oder eine Gefälligkeit borgen ſollt (denn auch die letzteren werden als geliehen zu Buche gebracht): „„der Mann hat ausgedehnte Beſitzungen, aber viele Schulden; er hat ein ſchönes Haus, aber es iſt mit fremdem Gelde gekauft; man wird nicht leicht eine ſchmuckere Dienerſchaft aufweiſen können, aber er hält ſeine Zahlungstermine nicht ein; wenn er ſeine Gläubiger befriedigt, ſo wird ihm nichts übrig bleiben.““ So ſolltet ihr auch in andern Dingen verfahren, und unterſuchen, was Jeder Eigenes habe.“ — Du hältſt Jenen für reich, weil goldenes Geſchirr auch auf Reiſen ihn begleitet, weil er in allen Provinzen liegende Gründe hat, weil er in einem dicken Zinsbuch blättert, weil er in der Nähe der Stadt Grundſtücke von einer Ausdehnung beſitzt, welche man ihm beneiden würde, auch wenn ſie in den ödeſten und entlegenſten Gegenden Apuliens ſich befänden — zähle dieſes Alles her, doch iſt er arm. „Warum?“ fragſt Du. Weil er ſchuldet. „Wie viel?“ Alles. Oder meinſt Du, es mache einen Unterſchied, ob man von einem Menſchen oder vom Glücke geborgt hat? Was helfen jene Dreigeiſter Maulthiere von Einer Farbe? Was jene Wagen, *geſchmückt mit erhabenen* Bildwerken?

zur Kunst selbst gehören sie nicht. Der Künstler besteht auch ohne sie: wiewohl er seine Kunst ohne sie vielleicht nicht üben kann. Bei dem Menschen ist aber das Gute nicht gedoppelter Art: es giebt nur ein und dasselbe Gut für den Menschen und für das Leben.

„Was dem verächtlichsten und schändlichsten Menschen zu Theil werden kann, ist kein Gut; Reichthum aber fällt auch dem Kuppler und Gladiatorenmeister zu; also ist er kein Gut." Der Satz ist falsch, hält man uns entgegen: denn auch in der Literatur, in der Heilkunde, in der Schifffahrtskunst sehen wir oft den Niederträchtigsten Gutes zu Theil werden. — Allein diese Künste und Wissenschaften versprechen keine Seelengröße, erheben sich nicht zur Höhe, verschmähen nicht das Zufällige. Die Tugend erhebt den Menschen und stellt ihn über Alles, was den Sterblichen theuer ist; sie wünscht nicht zu angelegentlich die Dinge, welche man Güter, noch fürchtet sie sich vor denen, welche man Uebel nennt. Chelidon, einer von den Zärtlingen der Cleopatra, besaß ein großes Vermögen. In unsern Zeiten war Natalis, ein Mensch von gottloser und durch unreine Dienste entehrter Zunge, vieler Leute Erbe, und hatte viele Erben. Hat das Geld ihn unrein gemacht, oder hat er das Geld besudelt? Das Geld fällt manchen Menschen zu, wie ein Denarius in ein Cloak. Die Tugend steht über diesem Allem; sie wird nach ihrem eigenthümlichen Vermögen geschätzt, und achtet keines von allen jenen Dingen für ein Gut, die, wie das Glück will, herzugelaufen kommen. Die Heilkunde und die Steuermannskunst untersagt ihren Leuten keineswegs, solche Dinge zu bewundern. Wer kein tugendhafter

Mensch ist, kann nichts desto weniger ein Arzt, ein Steuermann, ein Literator seyn, so gut, beim Hercules, als ein Koch. Wer nicht hat, was der Zufall will, wird auch nicht bald so, bald anders heißen. Welcher Art eines Mannes Besitz ist, solcher Art ist er selbst. Ein Geldsack ist so viel werth, als er enthält; oder vielmehr, er selbst ist nur eine Zugabe zu dem, was er in sich hat. Wer schreibt einem vollen Beutel einen andern Werth zu, als den, welchen die in ihm aufbewahrte Summe Geldes hat? Dasselbe ist es mit den Herren großer Besitzthümer: sie selbst sind nur die Zugaben und Anhängsel der Letzteren. Warum ist also der Weise groß? Weil er eine große Seele hat. Also ist es wahr, daß kein Gut ist, was auch dem Verächtlichsten zufallen kann. Folglich werde ich auch die Schmerzlosigkeit kein Gut nennen: auch die Grille, auch der Floh besitzt sie. Eben so wenig die Ruhe, das Freiseyn von Beschwerde: was ist harmloser als ein Wurm?

Du fragst, was den Weisen macht? Was den Gott. Du mußt ihm etwas Göttliches, Himmlisches, Großes geben. Das Gute fällt nicht Jeglichem zu; es verträgt sich nicht mit jedem Besitzer. Siehe zu,

Was dir jeglicher Boden gewährt, was jeglicher weigert.
Hier steigt üppig die Saat; dort heben sich glücklicher Trauben,
Anderswo Früchte des Baums; dort grünt ungeheißen die Grasung.
Siehest du nicht, dir sendet des Safrans Düfte der Tmolus,
Indien Elfenbein, und den Weihrauch zarte Sabäer?
Nackende Chalyber zollen dir Stahl — — —*).

*) Virgil. v. Landb. I, 53 ff.

So ſind dieſe Dinge unter die Gegenden vertheilt, damit den Sterblichen der gegenſeitige Verkehr zum Bedürfniß werde, wenn immer der Eine von dem Andern etwas holen muß. Jenes höchſte Gut hat ebenfalls ſeinen beſtimmten Wohnſitz; es entſteht nicht dort, wo das Elfenbein, noch wo das Eiſen. — Wo es ſeinen Ort habe, fragſt Du? In der Seele; wenn dieſe nicht rein und heilig iſt, nimmt ſie den Gott nicht in ſich auf.

„Gutes wird nicht aus Schlechtem; Reichthum aber wird [gewonnen] durch Geitz; alſo iſt Reichthum kein Gut.“ Es iſt nicht wahr — wendet man ein — daß Gutes nie aus Schlechtem hervorgehen könne; denn Raub und Diebſtahl bringen Geld. Alſo ſind Raub und Diebſtahl zwar ſchlecht, aber nur in ſofern ſie des Schlimmen mehr, als des Guten, bewirken; ſie bringen zwar Gewinn, aber verbunden mit Furcht; Sorge, Qualen für Leib und Seele. — Wer dieß behauptet, muß auch annehmen, daß der Raub, wie er ein Uebel iſt, weil er vieles Ueble bewirkt, auf der andern Seite auch ein Gut ſey, weil er etwas Gutes ſchafft, eine Behauptung, die nicht unnatürlicher ſeyn kann. Wiewohl — wir wiſſen es, daß man Raub, Diebſtahl und Ehebruch unter die Güter rechnet. Wie Viele giebt es, welche über dem Diebſtahl nicht erröthen, wie Viele, welche des Ehebruchs ſich rühmen! Raub im Kleinen wird zwar beſtraft, im Großen durch Triumphe gefeiert. Allein bedenke, daß der Raub, wenn er wirklich von Einer Seite ein Gut iſt, auch ſittlich gut und eine rechtmäßige Handlung zu nennen ſeyn *wird; und dieß kann* keinem Sterblichen gedenkbar ſeyn. *Alſo kann das Gute aus* dem Schlechten nicht hervorgehen.

Denn wenn der Raub, wie ihr saget, nur deßwegen ein Uebel ist, weil er vieles Ueble herbeiführt, so wird er ganz und gar ein Gut seyn, sobald ihr ihm die Strafe erlasset, und ihm Gefahrlosigkeit verbürget. Allein die schwerste Strafe der Verbrechen ist in ihnen selbst. Ich behaupte, Du irrest, wenn du diese Strafe erst von dem Kerker oder dem Henker erwartest; das Verbrechen straft sich, so wie es verübt ist, ja während es verübt wird. So erwächst also nie das Gute aus dem Schlechten, so wenig als die Feige aus dem Oelbaum. Das Gewächs entspricht seinem Saamen; das Gute kann nicht ausarten. Wie aus dem Schändlichen nie das Achtungswürdige hervorgeht, so auch nicht aus dem Schlechten das Gute: denn das Achtungswürdige und das Gute ist eins und dasselbe. — Einige der Unsern antworten diesen Gegnern in folgender Art: „Nehmen wir auch an, das Geld sey ein Gut, woher man es auch nehme, so ist Geld, dessen man sich durch Raub bemächtigt, darum doch nicht aus dem Raube [hervorgegangen]." Dieß ist so zu verstehen: in einer und derselben Urne ist Gold und eine Viper. Wenn Du nun das Gold aus der Urne nimmst, weil auch eine Viper in derselben ist, so giebt Dir die Urne das Gold, nicht weil sie eine Viper hat, sondern sie giebt es Dir, obgleich sie auch eine Viper hat. So entsteht Gewinn aus dem Raube, nicht weil dieser schändlich und ein Verbrechen ist, sondern weil er auch Gewinn mit sich führt. Wie nun in jener Urne die Viper das Uebel ist, nicht das Gold, welches neben der Viper liegt, so ist bei dem Raube das Verbrechen, nicht der Gewinn das Uebel. Mit Diesen bin ich

nicht einverstanden. Das beiderseitige Verhältniß ist ein sehr verschiedenes. Dort kann ich das Gold ohne die Viper wegnehmen: hier kann ich den Gewinn nicht machen ohne den Raub. Der Gewinn liegt hier nicht neben dem Verbrechen, sondern in ihm.

„Eine Sache, die uns, indem wir sie erreichen wollen, vielen Uebeln aussetzt, ist kein Gut; indem wir aber den Reichthum erreichen wollen, gerathen wir in viele Uebel; also ist der Reichthum kein Gut." — Ihr stellt also die beiden Sätze auf, einmal: „indem wir den Reichthum erreichen wollen, gerathen wir in viele Uebel." Allein in viele Uebel gerathen wir auch, indem wir die Tugend erreichen wollen. Einer unternimmt, um sich zu vervollkommnen, eine Seereise, und erleidet Schiffbruch; ein Anderer geräth in Gefangenschaft. Euer anderer Satz ist: „eine Sache, durch welche wir in viele Uebel gerathen, ist kein Gut." Aber daraus folgt nicht, daß Reichthum oder Wollust uns Uebel zuziehen: oder wenn wir wirklich durch den Reichthum in viele Uebel gerathen, so ist er nicht nur kein Gut, sondern ein Uebel. Ihr aber sagt nur, er sey kein Gut. Ueberdieß gebet ihr ja zu, der Reichthum habe einigen Nutzen, und zählet ihn unter die annehmlichen Dinge. Allein nach Eurer Schlußfolge kann er nicht einmal dieses seyn; denn durch ihn gerathen wir ja in viele Unannehmlichkeiten. — Dagegen wenden einige [Stoiker] ein: Ihr irret, wenn ihr diese Unannehmlichkeiten dem Reichthum aufrechnet. Er versetzt Niemanden: Jedem schadet entweder seine eigene Thorheit, oder die Schlechtigkeit Anderer; so tödtet das Schwert selbst Niemanden, es ist die Waffe des Tödtenden. Wenn

Du alſo wegen des Reichthums Schaden leideſt, ſo iſt es nicht dieſer ſelbſt, welcher Dir ſchadet. Beſſer, wie ich glaube, ſchließt Poſidonius: „Der Reichthum iſt die Urſache von Uebeln, nicht ſofern er ſelbſt welche bewirkt, ſondern ſofern er Andere, ſie zu bewirken, veranlaßt.“ Denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen der bewirkenden Urſache, welche nothwendig unmittelbar ſchadet, und zwiſchen der veranlaſſenden. Eine ſolche iſt der Reichthum. Er macht aufgeblaſen, erzeugt Hochmuth, zieht Neid und Haß zu, und verkehrt ſo ſehr die richtige Denkweiſe, daß wir uns des Rufes, viel Geld zu haben, freuen, auch wenn er uns ſchädlich iſt. Ein Gut aber muß ohne allen Vorwurf ſeyn: es iſt rein, es verderbt nicht das Gemüth, macht ihm keine Sorgen, hebt es zwar empor und erweitert es, aber ohne es aufzublähen. Das Gute giebt Zuverſicht, der Reichthum Keckheit; das Gute giebt Seelengröße, der Reichthum Uebermuth. Uebermuth aber iſt nichts anderes, als ein falſcher Schein von Größe. — „Aber auf dieſe Art,“ ſagt man, „iſt der Reichthum ſogar ein Uebel, nicht nur kein Gut.“ Er wäre ein Uebel, wenn er unmittelbar ſchadete, wenn er, wie ich ſagte, die bewirkende Urſache wäre; allein er iſt nur die veranlaſſende, und zwar, indem er die Gemüther nicht bloß reizt, ſondern auch anzieht. Denn er bietet eine dem Guten ähnliche Außenſeite dar, welcher die Meiſten trauen. Auch die Tugend iſt veranlaſſende Urſache zum Haſſe; denn Manche werden wegen ihrer Weisheit, Manche wegen ihrer Gerechtigkeit gehaßt; allein dieſe Veranlaſſung liegt nicht, auch nur ſcheinbar, in ihrem Weſen. Dagegen bietet ſich den Menſchen die Tugend in ihrer natürlichen Geſtalt als eine ſolche

r, die zur Liebe und Bewunderung auffordert. Posi
us will, daß man so schließe: „Was der Seele ke
röße, keine Zuversicht, keine Furchtlosigkeit giebt, ist k
at: Reichthum, Gesundheit und Aehnliches thun dieß nic
o sind sie keine Güter.“ Er erweitert diesen Schluß n
f folgende Weise: „Was der Seele keine Größe, ke
nversicht, keine Furchtlosigkeit giebt, dagegen aber Uel
uth, Dünkel, Anmaßung erzeugt, ist ein Uebel; hierzu a
rleiten uns die Zufallsgüter, also sind sie keine Güte
lein — wendet man ein — auf diese Weise wären sie ni
mal Annehmlichkeiten. „Es ist ein Unterschied zwisc
nnehmlichkeiten und Gütern. Unter jenen verstehen u
is mehr Genuß als Beschwerde verursacht; das Gute a
ß lauter und nach allen Theilen unschädlich seyn. Ni
s ist ein Gut, was mehr nützt, sondern was nur nü
berdieß können Annehmlichkeiten auch Thieren, auch
lkommenen Menschen und Thoren zufallen. Es kann ihr
so auch Unangenehmes beigemischt seyn; aber Annehml
iten nennt man sie, ihrem größeren Theile nach betracht
as Gute kann bloß an den Weisen kommen; es muß
rletzt seyn.“

Sey gutes Muths! Noch ist Ein Knoten, aber ein H
lischer *), zu lösen übrig. „Aus Uebeln wird kein Gu
s vieler Leute Armuth wird Reichthum; also ist der Rei
um kein Gut.“ — Die Stoiker erkennen diesen Schl
cht an. Die Peripatetiker haben ihn ersonnen, um ihn

*) Ironisch für: noch ist eine Wortklauberei zu erwähn
die nicht viel auf sich hat.

widerlegen. Posidonius aber sagt, dieser in allen Schulen der Dialektiker wohlbekannte Trugschluß werde von Antipater so entkräftet: „Die Armuth bezeichne keinen Besitz, sondern die Negation (Verneinung) desselben. Mit diesem Worte werde, wie die Alten sagten, per orbationem (nach dem Griechischen κατὰ στέρησιν) nicht gesagt, daß man etwas habe, sondern nicht habe. Vielfaches Leere kann nichts voll machen; Reichthum entsteht aus vielen Sachen, nicht aus vervielfachtem Mangel. Ihr nehmet das Wort Armuth anders, als ihr solltet. Es heißt nicht Wenig besitzen, sondern Vieles nicht besitzen. Die Armuth hat also ihren Namen nicht von Dem, was man hat, sondern von Dem, was ihr fehlt.“ Ich würde mich deutlicher ausdrücken können, wenn ich ein lateinisches Wort für ἀνυπαρξία (Nichtvorhandenseyn) hätte. Diesen Sinn weist Antipater dem Worte Armuth an. — Ich sehe jedoch nicht, was Armuth anderes sey, als der Besitz von Wenigem. Ein andermal, wenn wir reichliche Maße haben, wollen wir untersuchen, was das Wesen des Reichthums und der Armuth sey; allein auch dann wollen wir betrachten, ob es nicht besser sey, die Armuth zu beschwichtigen, und dem Reichthum seinen Hochmuth zu benehmen, als uns über Worte zu zanken, als ob über die Sache schon entschieden wäre. Denken wir uns, wir seyen in die Volksversammlung gerufen. Es ist ein Antrag auf Abschaffung des Reichthums zu berathen. Werden wir mit solchen Syllogismen für und wider sprechen? Werden wir dadurch bewirken, daß das römische Volk seine Armuth, die Grundlage und Ursache seiner Weltherrschaft, wieder

hervorsuche und preise, und vor seinem Reichthum sich fürchte? Daß es bedenke, wie es diesen bei den Besiegten vorgefunden, und wie durch ihn Ehrgeiz, Bestechungen und Unruhen in diese sonst so sittenreine und weise Stadt eingedrungen; wie man mit thörichter Schwelgerei die Beute der Nationen zur Schau trage, und wie dasjenige, was Ein Volk Allen entrissen, noch leichter dem Einen von Allen entrissen werden könne? Solche Vorstellungen werden heilsamer seyn: besser, man treibt die Leidenschaften aus, als daß man sie definirt. Laß' uns, wenn wir können, kräftiger sprechen; wo nicht, doch klarer.

Achtundachtzigster Brief.

Ueber den Werth der freien Künste und Wissenschaften.

Du wünschest meine Ansicht von den freien Künsten und Wissenschaften zu erfahren. Ich achte kein Können und Wissen, und zähle keines unter die Güter, wenn man dabei auf das Geld ausgeht. Sie sind Erwerbkünste, immerhin nützlich, so weit sie den Geist vorbereiten, nicht in Beschlag nehmen. Denn nur so lange darf man sich bei ihnen verweilen, als der Geist nichts Größeres thun kann; es sind unsere Anfangsgründe, nicht unsere Werke. Warum sie freie Künste und Wissenschaften heißen, siehst Du leicht ein, weil sie des freigebornen Menschen würdig sind. Uebrigens

giebt es nur Eine wahrhaft freie Wissenschaft, die, welche frei macht; es ist die der Weisheit, jene erhabene, stärkende, großartige Wissenschaft: alle übrigen sind kleinlich und kindisch. Oder glaubst Du, daß etwas Gutes an Dingen sey, deren Lehrer, wie Du siehst, die schamlosesten und lasterhaftesten Menschen sind? Solche Dinge sollten wir nicht lernen, sondern gelernt haben.

Einige glaubten untersuchen zu müssen, ob diese Wissenschaften den Menschen zur Tugend bilden können? Sie versprechen es ja nicht einmal, und maßen sich hierin keine Einsicht an. Der Grammatiker beschäftigt sich mit der Sprache, und wenn er weiter gehen will mit der Geschichte; und will er sein Gebiet recht weit ausdehnen, mit Gedichten. Was von allem Diesem bahnt den Weg zur Tugend? Etwa das Silbenzählen, das sorgfältige Untersuchen der Wörter, das Auswendiglernen von Fabeln, die Regeln und das Abmessen der Verse? Was von diesem Allem benimmt die Furcht, verbannt den Eigennutz, zügelt die Begierden? Gehen wir zur Geometrie, zur Tonkunst über; wir werden auch hier nichts finden, was uns lehrte, Nichts zu fürchten, Nichts zu wünschen. Wer dieß nicht gelernt hat, hat Alles Uebrige umsonst gelernt.

Man muß darauf sehen, ob diese Leute die Tugend lehren, oder nicht. Lehren sie dieselbe nicht, so theilen sie sie auch nicht mit; lehren sie dieselbe, so sind sie Philosophen. Willst Du Dich aber überzeugen, wie sie so gar nicht in der Absicht, Tugend zu lehren, sich niedergesetzt haben, so siehe, wie unähnlich unter sich ihre Studien sind. Würden sie Alle dasselbe (die Tugend) lehren, so wäre diese Unähnlichkeit

nicht. Oder können ſie Dich bereden, Homer ſey ein Philoſoph geweſen, da ſie doch mit denſelben Gründen, aus welchen ſie dieſes ſchließen, es auch wieder aufheben? Denn bald machen ſie ihn zum Stoiker, der nichts als die Tugend gut heißt, die Sinnenluſt flieht, und von dem Ehrenhaften nicht einmal durch den Preis der Unſterblichkeit ſich abwendig machen läßt; bald zum Epicureer, der nur den ruhigen Zuſtand des Staates lobt, und ein unter Schmaus und Geſang hingebrachtes Leben preist; bald wieder zum Peripatetiker, der drei Claſſen von Gütern aufſtellt; oder zum Academiker, der alles für ungewiß erklärt. Es iſt klar, daß Homer nichts von dieſem Allem iſt, weil er alles ſeyn ſoll; denn dieſe Eigenſchaften ſind unter ſich widerſprechend. Jedoch — geben wir ihnen zu, daß Homer ein Philoſoph war. Nämlich er iſt ein Weiſer geworden, noch ehe er Dichter ward, und ſo laſſ' uns Dasjenige lernen, was den Homer zum Weiſen machte. Aber zu unterſuchen, ob Homer oder Heſiod älter geweſen ſey, iſt eben ſo wenig förderlich, als zu wiſſen, ob Hecuba oder Helena die ältere war, und warum der Dichter die Zeiten ſo gewaltig verwechſelt habe. Zu was ſoll es uns helfen, des Patroclus und Achilles Lebensalter zu unterſuchen? Willſt Du lieber darnach fragen, wo der Schauplatz von des Ulyſſes Irren war, als bewirken, daß wir nicht ſelbſt unaufhörlich irren? Ich habe keine Muße, Vorträge über die Frage anzuhören, ob Ulyſſes zwiſchen Italien und Sicilien umhergetrieben worden, oder außerhalb des uns bekannten Welttheils; denn in einem ſo beſchränkten Raume konnten ſeine Irrfahrten nicht von ſo langer Dauer ſeyn. Die Stürme der Seele werfen uns täglich umher, und unſere

Schlechtigkeit stürzt uns in alle Unfälle des Ulysses. Da fehlt es nicht an schönen Gestalten, welche unsere Augen beschäftigen, nicht an Feinden; von hier drohen wilde Ungeheuer, welche in Menschenblut schwelgen, von dort tückische Zaubersirenen; es droht Schiffbruch und ein bunter Wechsel von Mißgeschick. Das lehre mich, wie ich das Vaterland, wie meine Gattin, wie meinen Vater lieben, wie ich zu diesen Tugenden auch nach dem Schiffbruche noch steuern kann. Wozu die Untersuchung, ob Penelope wirklich sittenrein war, oder ob sie die Welt betrogen? Ob sie vermuthete, daß es Ulysses war, welchen sie vor sich sah, noch ehe sie es wußte? Lehre mich, was Sittenreinheit sey, welch ein Gut sie sey, und ob sie sich auf den Körper oder auf die Seele beziehe?

Ich gehe zur Tonkunst über. Du lehrst mich, wie hohe und tiefe Töne unter sich zusammenstimmen, wie eine Harmonie aus Saiten hervorgehe, welche ungleiche Töne von sich geben; bewirke vielmehr, daß meine Seele mit sich selbst harmonire, und mein Wollen nicht mit sich selbst im Mißklang stehe. Du zeigst mir, welche Tonarten einen klagenden Ausdruck haben; zeige mir vielmehr, wie ich es dahin bringen kann, mitten im Unglück keinen Klagelaut hören zu lassen.

Die Meßkunst lehrt mich, Grundstücke auszumessen; lehre sie mich vielmehr, zu bemessen, wie viel für den Menschen genug ist. Die Rechenkunst lehrt mich mit Zahlen umgehen, und meine Finger dem Dienste der Habsucht leihen; lehrte sie mich doch, wie so gar nichts dergleichen Berechnungen nützen, und daß der Mann, dessen Vermögen die

Rechnungsführer ermüdet, nicht der glücklichere sey; vielmehr wie überflüssige Dinge ein Mensch besitze, der sehr unglücklich seyn würde, wenn er sein Eigenthum nach sich selbst berechnen müßte!

Was nützt es mich, zu wissen, wie man ein Stück Land eintheilt, wenn ich es nicht mit meinem Bruder zu theilen verstehe? Was nützt es, ein Jauchert Fuß für Fuß auf's Genaueste auszumessen, und auch, was der Meßrathe entgeht, zu bemerken, wenn ein mächtiger Nachbar, der mir etwas von dem Meinigen abschneidet, mich traurig machen kann? Man lehrt mich, wie ich es verhindern könne, etwas von meinen Grundstücken zu verlieren; aber ich möchte lernen, sie alle heiteres Muthes zu verlieren. „Man treibt mich.“ klagst Du, „aus dem Gute meines Vaters und Großvaters!“ Wer hat es denn vor Deinem Großvater besessen? Kannst Du ausmitteln, ich will nicht sagen welchem Menschen, sondern welchem Volke es zugehörte? Du bist nicht als Herr, sondern als Pächter in dasselbe eingetreten. Als wessen Pächter? Wenn es gut geht, Deines Erben. Die Rechtsgelehrten behaupten, öffentliches Eigenthum verjähre nicht; was Du hast, ist öffentliches Eigenthum; was Du das Deinige nennst, ist öffentliches, und zwar des ganzen Menschengeschlechtes Eigenthum. O der herrlichen Kunst! Du verstehst, runde Flächen und Körper auszumessen, jene gegebene Figur in ein Quadrat zu verwandeln, und bestimmst die Abstände der Sterne; nichts ist, was Du nicht Deinem Maaßstab unterwürfest. Wenn Du Meister in Deiner Kunst bist, so miß den Geist des Menschen aus, sage, wie groß, wie klein er sey. Du weißt, was eine gerade Linie sey; was

nützt dieß, wenn Du nicht weißt, was im Leben gerade und richtig iſt?

Ich komme jetzt zu Dem, welcher ſich der Kenntniß der Himmelskörper rühmt:

Wo ſich berge am Himmel das kalte Geſtirn des Saturnus;
Welche Kreiſe durchirre Merkurius wanderndes Feuer *).

Was ſoll es nützen, dieß zu wiſſen? Um mich zu ängſtigen, wenn Saturn und Mars einander gegenüber ſtehen, oder Merkur am Abend im Angeſichte Saturns untergeht? Vielmehr ſollte ich lernen, daß dieſe Himmelskörper alle, wo ſie auch ſtehen, günſtig ſeyen und unwandelbar. Das Verhängniß führt ſie in ſtetiger Ordnung auf unausweichlicher Bahn; in einem feſt beſtimmten Wechſel kehren ſie wieder. Die Geſtirne ſind entweder die bewirkenden Urſachen aller Ereigniſſe, oder ihre Verkündiger. Allein, wenn ſie alles herbeiführen, was geſchieht; wozu die Kenntniß des Unabänderlichen? Oder wenn ſie es vorbedeuten, was hilft es, vorauszuſehen, was man nicht vermeiden kann? Du magſt es wiſſen oder nicht wiſſen: es wird geſchehen.

Wenn du zur eilenden Sonne jedoch und der folgenden Sterne
Ordnungen wendeſt den Blick, wird nie dich die morgende Stunde
Täuſchen, noch je in der heiteren Nacht Argliſt dich berücken.

Es iſt genug und übergenug dafür geſorgt, daß ich vor Argliſt ſicher ſey. Täuſcht mich etwa die morgende Stunde? Nur das täuſcht uns, was, ohne daß wir's wiſſen, kommt. Ich weiß nicht, was kommen wird; aber was kommen kann,

*) Virgil vom Landbau, I, 336 f. und weiterhin 424 — 26.

weiß ich. Ich erwarte Alles, und wird mir etwas erlassen, so rechne ich es als ein Glück. Mich täuscht die Stunde, wenn sie meiner schont; doch auch dann nicht täuscht sie mich. Denn wie ich weiß, daß Alles geschehen kann, so weiß ich auch, daß nicht Alles geschehen wird. So erwarte ich das Günstige, auf das Schlimme bin ich gefaßt.

Du mußt mich nun schon gewähren lassen, wenn ich hierin nicht nach der Regel mich richte. Ich kann mich nämlich nicht dazu verstehen, unter die freien Künste auch die Malerei aufzunehmen, eben so wenig als die Kunst der Bildhauer oder Marmorarbeiter und anderer Diener der Verschwendung. Nicht minder verbanne ich aus dem Kreise der freien Künste die Ringkämpfer und jene ganze nur mit Oel und Koth beschäftigte Wissenschaft; oder ich müßte auch die Salbenkrämer und Köche aufnehmen, und Wer sonst noch mit seinem Talente unsern Lüsten fröhnt. Denn, ich bitte Dich, was ist Freies an jenen Menschen, die am frühen Morgen sich erbrechen, die mit dem Körper in der Mast stehen, mit dem Geiste in Abzehrung und Schlafsucht versunken sind? Oder sind dieß wohl freie Beschäftigungen für unsere Jugend, welche bei den Alten sich aufrecht üben mußte, den Speer zu werfen, den Schanzpfahl zu schwingen, das Roß zu tummeln, die Waffen zu handhaben? Jene lehrten ihre Söhne nichts, was liegend zu lernen war. Die Tugend lehren und nähren diese Künste so wenig, als jene. Denn was frommt es, ein Pferd zu regieren und seinen Lauf mittelst des Zügels beherrschen zu können, und doch von zügellosen Affecten fortgerissen zu wer-

den? Was frommt es, im Ringen oder im Fauſtkampf noch ſo Viele zu überwinden, wenn uns der Zorn überwindet?

„Alſo bringen uns die freien Künſte und Wiſſenſchaften gar keinen Nutzen?“ In andern Dingen manchen, für die Tugend keinen. Auch jene anerkannt niedrigen Künſte, welche mit der Hand betrieben werden, dienen zwar ſehr zur Ausſtattung des Lebens, aber zur Tugend tragen ſie nichts bei. Warum unterrichten wir alſo unſere Söhne in den freien Wiſſenſchaften und Künſten? Nicht, weil dieſe die Tugend zu geben vermöchten, ſondern weil ſie das Gemüth zur Aufnahme der Tugend vorbereiten. Wie mit den erſten Elementen, welche man den Knaben lehrt, dieſem nicht ſchon die Wiſſenſchaften beigebracht werden, ſondern nur erſt der Weg gebahnt wird, um ihn nächſtens darin zu unterrichten; ſo führen die freien Künſte das Gemüth nicht zur Tugend, ſondern ſie erleichtern es nur, dahin zu gelangen. Nach Poſidonius giebt es vier Arten der Künſte: gemeine und niedrige, ſpielende, kindiſche, freie. Die gemeinen ſind die der Handwerker, die durch ihrer Hände Arbeit das Leben mit ſeinen Bedürfniſſen verſehen; die maßen ſich nicht das Anſehen von Tugend und Würde an. Spielende ſind diejenigen, bei welchen das Vergnügen der Augen und Ohren beabſichtigt wird. Hieher ſind zu zählen z. B. die Mechaniker, welche Maſchinen [für das Theater] erfunden, die ſich von ſelbſt erheben, und Bretergerüſte, welche ganz ſtille in die Höhe ſteigen, und andere, unvermuthet wechſelnde Erſcheinungen, indem, was zuſammenhing, aus einander weicht, oder was getrennt war, von ſelbſt ſich vereinigt, oder was emporragte, allmählich in ſich zuſammenſinkt. Solche

Dinge feſſeln das Auge des Unkundigen, der alles Ueberraſchende, deſſen Urſachen er nicht kennt, voll Staunen angafft. Kundiſche und einige Aehnlichkeit mit den freien habende ſind die Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Griechen encykliſche, wir freie (liberales) nennen. Allein frei aber, und die wirklich freien ſind diejenigen, deren Ziel die Tugend iſt.

„Allein," ſagt man, „gleichwie ein Theil der Philoſophie die Naturkunde begreift, ein zweiter die Moral, der dritte die Dialektik, ſo macht auch dieſe ganze Schaar freier Künſte Anſpruch auf eine Stelle in der Philoſophie. Handelt es ſich von phyſiſchen Unterſuchungen, ſo hat man ſich nicht ſelten auf ein Zeugniß der Größenlehre zu berufen. Dieſe iſt alſo ein Theil der Wiſſenſchaft, welche durch ſie unterſtützt wird." Wir brauchen viele Hilfsmittel, welche darum nicht Theile von uns ſind. Vielmehr, wenn ſie dieſes wären, ſo wären ſie keine Hilfsmittel. Die Speiſe iſt ein Hilfsmittel für den Körper, aber kein Theil deſſelben. Die Größenlehre leiſtet uns einigen Dienſt; in ſo fern iſt ſie der Philoſophie nothwendig, eben ſo wie der Größenlehre ſelbſt der Verfertiger ihrer Werkzeuge nothwendig iſt: allein ſo wenig als dieſer ein Theil der Größenlehre, eben ſo wenig iſt dieſe ein Theil der Philoſophie. Außerdem hat jede ihr feſt begränztes Gebiet. Der Philoſoph unterſucht und kennt die Urſachen der natürlichen Dinge, deren Zahl und Maß der Mathematiker beſtimmt und berechnet. Der Philoſoph weiß, wie die Himmelskörper beſtehen, was ihre Natur und die Wirkung ihrer Erſcheinungen ſey; ihren Lauf aber und ihre Wiederkehr berechnet der Mathematiker, welcher ſeine Beobachtungen

über ihr Steigen und Sinken und ihren scheinbaren Stillstand anstellt, während ein solcher bei himmlischen Körpern nicht möglich ist. Aus welcher Ursache der Spiegel die Bilder der Gegenstände wiedergiebt, weiß der Philosoph; der Mathematiker wird Dir sagen können, wie weit ein Körper von dem Bilde abstehen muß, und welche Art von Bildern jede Form eines Spiegels hervorbringt. Daß die Sonne groß sey, wird der Philosoph Dir beweisen, wie groß, der Mathematiker, der nach seiner Erfahrung und Uebung verfährt; jedoch um so verfahren zu können, muß er gewisse Principien entlehnen. Allein eine Kunst ist nicht selbstständig, deren Grundlage eine erborgte ist. Die Philosophie erbittet sich nichts von Andern: sie errichtet ihr Gebäude auf eigenem Boden. Die Mathematik baut auf fremdem Grunde; sie empfängt die ersten Sätze, mit deren Hilfe sie weiter fortschreitet. Würde sie unabhängig auf die Wahrheit ausgehen, könnte sie die Natur des ganzen Weltalls umfassen, so würde ich sagen, daß sie unsern Geist mächtig fördere, welcher durch die Beschäftigung mit dem Himmlischen wächst, und etwas Erhabenes sich aneignet.

Eines nur giebt dem Geiste seine Vollendung: die unwandelbare Kenntniß des Guten und Bösen, welche allein der Philosophie zukommt; denn keine andere Wissenschaft untersucht das Gute und Böse. Gehen wir die einzelnen Tugenden durch. Die Tapferkeit ist die Verächterin des Furchtbaren: auf alles Schreckliche, auf Alles, was unsere Freiheit unter das Joch beugen will, schaut sie herab, fordert es heraus, zerbricht es; sind es die freien Künste, welche ihr diese

zwei Tage lang das glücklichste Leben. Eine einf
atze liegt auf der Erde, und ich auf der Matratze. S
Reisemänteln dient der eine als Teppich, der an
eckbett. Von meinem Mittagessen läßt sich nichts
; um es zuzubereiten, bedarf es keiner Stunde; d
niemals trockene Feigen und meine Schreibtafel.
i mir, wenn ich Brod habe, statt der Zukost; u
, statt des Brodes; sie machen mir jeden Tag zu
eines neuen Jahres *), das ich mir durch gute
n und Erhebung des Herzens gesegne; und mein
sich nie größer, als wenn es alles Fremde besei
Furcht verbannt, sich Frieden gegeben und sich dad
gemacht hat, daß es nichts verlangt. Das Fuhrn
welchem ich mich niedergelassen, ist ein Bauerwa
e Maulthiere geben durch ihren Schritt zu erken
e noch am Leben sind; der Führer ist barfuß, nicht
wegen. Kaum kann ich es von mir erhalten, d
werk für das meinige ansehen zu lassen; so dauert
r die verkehrte Schaam über das Rechte. So oft
d einem stattlicheren Reisezug begegnen, erröthe ich
ihrlich, zum Beweise, daß, was ich gutheiße und
immer nicht zuverläßig und unwandelbar in mir
igt hat. Wer eines armseligen Wagens sich sch
auf einen prächtigen stolz seyn. Ich habe es noch
gebracht; ich wage es noch nicht, meine Einfachhei

Freunde pflegten sich am ersten Tage des neuen Ja
vergleichen Früchte, begleitet von Glückwünschen,
schicken.

doch gehört zur Tugend die Speise nicht. Das Holz trägt nichts zum Schiffe bei, und doch wird kein Schiff ohne Holz. Man hat sich nicht vorzustellen, daß Etwas mit Hilfe einer Sache geschehe, wenn es ohne diese nicht geschehen kann. Man kann sogar behaupten, daß es möglich sey, auch ohne die freien Künste und Wissenschaften zur Tugend zu gelangen; denn wenn gleich die Tugend gelernt werden muß, so wird sie doch nicht durch diese gelernt. Wie soll ich glauben, daß ein Mann, der die Buchstaben nicht kennt, darum nicht weise werden könne? Beruht ja doch die Weisheit nicht auf den Buchstaben. Sie hat es mit den Sachen, nicht mit Worten zu thun; und vielleicht ist ein Gedächtniß zuverläßiger, welches keine Hilfsmittel außer sich hat. Es ist etwas Großes, Weitumfassendes um die Philosophie: sie bedarf eines freien Raumes; über Göttliches und Menschliches ist hier Unterricht zu empfangen, über Vergangenes und Künftiges, über Vergängliches, Ewiges, über die Zeit. Bedenke nur, wie vieles es über dieses Eine, die Zeit, zu fragen giebt: zuerst, ob sie etwas an sich sey? sodann, ob Etwas vor der Zeit sey, ohne Zeit? ob sie zugleich mit der Welt angefangen, oder ob auch vor der Welt, weil etwas gewesen, die Zeit gewesen sey? Unzählige Fragen entstehen nur über die Seele: woher sie sey? welcher Art? wann sie zu seyn anfange? wie lange sie daure? ob sie immer wieder in andere Körper übergehend ihre Wohnung wechsle, und immer wieder an andere thierische Körper gebunden werde? oder ob sie nur Einmal dienstbar werde, dann aber freigelassen im Weltganzen schwebe? Ob sie körperlich sey,

oder nicht? Was sie thun werde, wenn sie aufgehört hat, durch uns thätig zu seyn? Wie sie ihrer Freiheit sich bedienen werde, wenn sie aus diesem Gefängnisse entlassen ist? Ob sie alles Frühere vergessen, und dann erst sich kennen lernen werde, wann sie, des Körpers ledig, in höhere Räume eingegangen ist? Welche Seite der göttlichen und menschlichen Dinge Du auch ins Auge fassen magst, die gewaltige Menge dessen, was zu fragen und zu lernen ist, wird Dich ermüden. Um so Vieles und so Großes in Deiner Seele ungehindert zu beherbergen, hast Du alles Ueberflüssige aus derselben zu entfernen. Die Tugend begiebt sich nicht in eine so enge Wohnung; das Große verlangt einen weiten Raum. Alles Andere werde ausgetrieben; ihr werde die ganze Brust geräumt!

„Allein die Kenntniß vieler Wissenschaften gewährt doch Vergnügen.“ Also behalten wir von ihnen bei, so viel nöthig ist. Wir finden es tadelnswerth, Ueberflüssiges sich anzuschaffen, und kostbare Dinge mit Pomp in seinem Hause auszukramen; und wir sollten nicht auch Den tadeln, der mit einem unnützen Geräthe von Wissen sich befaßt? Mehr wissen wollen, als hinreicht, ist eine Art von Ungenügsamkeit. Ueberdieß macht dieses Haschen nach gelehrtem Wissen die Menschen widerwärtig, geschwätzig, vorlaut, selbstgefällig, und weil sie Ueberflüssiges lernten, lernen sie das Nöthige nicht. Viertausend Bücher hat der Grammatiker Didymus*) geschrieben; er wäre zu beklagen, wenn er so

*) Ein Polyhistor unter Augustus, „der Mann mit den ehernen Eingeweiden“ genannt.

viele unnütze geleſen hätte. In einem derſelben wird unterſucht, wo Homers Heimath geweſen; in einem andern, wie des Aeneas wahre Mutter geheißen; in einem dritten, ob Anacreon mehr ein Wollüſtling oder ein Trinker, in einem vierten, ob die Sappho eine öffentliche Dirne war — und Anderes, was man verlernen ſollte, wenn man es wüßte. Nun behaupte man noch, das Leben ſey nicht lang! Aber auch, wenn Du zu unſern Philoſophen kommſt, werde ich Dir vieles zeigen, was mit der Axt abzehauen werden ſollte. Mit großem Aufwand an Zeit, mit vielem Verdruß für Anderer Ohren wird das Lob erkauft: „welch ein gelehrter Mann!“ Laß uns mit dem gemeinern Titel zufrieden ſeyn: „welch ein rechtſchaffener Mann!“ Wie? ich ſollte die Jahrbücher aller Nationen durchblättern, und nachforſchen, wer die erſten Gedichte geſchrieben; ich ſoll, da ich keine Jahresverzeichniſſe habe, durch Berechnung finden, welcher Zeitraum zwiſchen Orpheus und Homer liege; ich ſoll die Pedanterein des Ariſtarchus prüfen, womit er fremde Gedichte bemäkelte; ich ſoll meine Lebenszeit mit Silbenſtecherein verderben? Soll nie aus dem Staube der Geometrie herauskommen? So ganz ſoll die heilſame Lehre für mich verloren ſeyn: „ſpare die Zeit!“ Solche Dinge ſoll ich wiſſen? Und was ſoll ich dafür nicht wiſſen? Der Grammatiker Apion, der unter Cajus Cäſar ganz Griechenland mit ſeinen Marktſchreiereien erfüllte, und von allen Städten für einen zweiten Homer erklärt ward, behauptete, Homer habe erſt nach Vollendung ſeiner beiden Werke, der Odyſſee und Ilias, dem Ganzen, in welchem er den trojaniſchen Krieg zuſammenfaßte, den Anfang vorangeſtellt. Als Beweis hiefür

zur Kunst selbst gehören sie nicht. Der Künstler besteht auch ohne sie: wiewohl er seine Kunst ohne sie vielleicht nicht üben kann. Bei dem Menschen ist aber das Gute nicht gedoppelter Art: es giebt nur ein und dasselbe Gut für den Menschen und für das Leben.

„Was dem verächtlichsten und schändlichsten Menschen zu Theil werden kann, ist kein Gut; Reichthum aber fällt auch dem Kuppler und Gladiatorenmeister zu; also ist er kein Gut." Der Satz ist falsch, hält man uns entgegen: denn auch in der Literatur, in der Heilkunde, in der Schifffahrtskunst sehen wir oft den Niederträchtigsten Gutes zu Theil werden. — Allein diese Künste und Wissenschaften versprechen keine Seelengröße, erheben sich nicht zur Höhe, verschmähen nicht das Zufällige. Die Tugend erhebt den Menschen und stellt ihn über Alles, was den Sterblichen theuer ist; sie wünscht nicht zu angelegentlich die Dinge, welche man Güter, noch fürchtet sie sich vor denen, welche man Uebel nennt. Chelidon, einer von den Zärtlingen der Cleopatra, besaß ein großes Vermögen. In unsern Zeiten war Natalis, ein Mensch von gottloser und durch unreine Dienste entehrter Zunge, vieler Leute Erbe, und hatte viele Erben. Hat das Geld ihn unrein gemacht, oder hat er das Geld besudelt? Das Geld fällt manchen Menschen zu, wie ein Denarius in ein Cloak. Die Tugend steht über diesem Allem; sie wird nach ihrem eigenthümlichen Vermögen geschätzt, und achtet keines von allen jenen Dingen für ein Gut, die, wie das Glück will, herzugelaufen kommen. Die Heilkunde und die Steuermannskunst untersagt ihren Leuten *keineswegs, solche Dinge* zu bewundern. Wer kein tugendhafter

und Academiker, welche eine neue Wiſſenſchaft eingeführ
haben, das Nichtswiſſen. Alles dieſes wirf zu dem ur
nützen Plunder der freien Künſte und Wiſſenſchaften. Die
bringen mir nur ein nutzloſes Wiſſen bei; jene benehmen mi
alle Hoffnung auf ein Wiſſen: beſſer iſt doch, Ueberflüſſige
wiſſen, als Nichts. Dieſe tragen mir keine Leuchte vor, u
meinen Blick auf das Wahre zu richten; dieſe ſtechen mi
die Augen aus. Wenn ich dem Protagoras glaube, ſo i
alles in der Welt nur zweifelhaft; wenn dem Nauſiphane
ſo iſt das Eine gewiß, daß es nichts Gewiſſes giebt; wen
dem Parmenides, ſo iſt nichts außer dem Einen; wenn de
Zenon, ſo iſt das Eine nicht einmal. Was alſo ſind wir
Was iſt das Alles, was uns umgiebt, nährt, trägt? Di
ganze Natur iſt ein nichtiger oder täuſchender Schatten. Ic
wüßte nicht leicht zu ſagen, ob ich mehr Denen zürnen ſol
welche uns nichts wiſſen laſſen wollten, oder Denen, welch
auch nicht einmal das Nichtswiſſen uns übrig ließen.

Neunundachtzigſter Brief.

Von der Eintheilung der Philoſophie.

Du verlangſt etwas ſehr Nützliches und Jedem, der zu
Weisheit hinſtrebt, Unentbehrliches, eine Eintheilun
der Philoſophie, eine Zerlegung des großen Körpers i
ſeine Glieder. Denn leichter gelangt man durch die Thei
zur Kenntniß des Ganzen. Könnte doch, wie das Weltgan

So sind diese Dinge unter die Gegenden vertheilt, damit den Sterblichen der gegenseitige Verkehr zum Bedürfniß werde, wenn immer der Eine von dem Andern etwas holen muß. Jenes höchste Gut hat ebenfalls seinen bestimmten Wohnsitz; es entsteht nicht dort, wo das Elfenbein, noch wo das Eisen. — Wo es seinen Ort habe, fragst Du? In der Seele; wenn diese nicht rein und heilig ist, nimmt sie den Gott nicht in sich auf.

„Gutes wird nicht aus Schlechtem; Reichthum aber wird [gewonnen] durch Geiz; also ist Reichthum kein Gut." Es ist nicht wahr — wendet man ein — daß Gutes nie aus Schlechtem hervorgehen könne; denn Raub und Diebstahl bringen Geld. Also sind Raub und Diebstahl zwar schlecht, aber nur in sofern sie des Schlimmen mehr, als des Guten, bewirken; sie bringen zwar Gewinn, aber verbunden mit Furcht; Sorge, Qualen für Leib und Seele. — Wer dieß behauptet, muß auch annehmen, daß der Raub, wie er ein Uebel ist, weil er vieles Ueble bewirkt, auf der andern Seite auch ein Gut sey, weil er etwas Gutes schafft, eine Behauptung, die nicht unnatürlicher seyn kann. Wiewohl — wir wissen es, daß man Raub, Diebstahl und Ehebruch unter die Güter rechnet. Wie Viele giebt es, welche über dem Diebstahl nicht erröthen, wie Viele, welche des Ehebruchs sich rühmen! Raub im Kleinen wird zwar bestraft, im Großen durch Triumphe gefeiert. Allein bedenke, daß der Raub, wenn er wirklich von Einer Seite ein Gut ist, auch sittlich gut und eine rechtmäßige Handlung zu nennen seyn wird; und dieß kann keinem Sterblichen gedenkbar seyn. Also kann das Gute aus dem Schlechten nicht hervorgehen.

Diese weißt dahin, wohin jene gelangt ist. Woher der Ausdruck, ist für sich klar: das Wort selbst spricht es aus. Die Weisheit aber bestimmen Einige so, daß sie sagen, sie sey die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge. Andere, sie sey die Kenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, und der Ursachen derselben. Dieser Zusatz scheint mir überflüssig zu seyn, weil die Ursachen in den göttlichen und menschlichen Dingen enthalten sind. Auch die Philosophie haben die Einen so, die Andern anders definirt: Jene nennen sie das Streben nach der Tugend, Diese das Streben nach Besserung des Gemüthes. Bei Einigen heißt sie auch das Verlangen nach richtiger Vernunft. Das steht fest, daß ein Unterschied ist zwischen Philosophie und Weisheit; denn unmöglich kann das Erstrebte und das Erstrebende Eines und Dasselbe seyn. Gleichwie ein großer Unterschied ist zwischen der Habsucht und dem Gelde, indem jene das Begehrende ist, und dieses der Gegenstand des Begehrens, eben so auch zwischen Philosophie und Weisheit. Diese ist die Wirkung und der Lohn der ersteren; jene kommt, zu dieser geht man. Weisheit ist, was die Griechen σοφία nennen. Dieses Wortes bedienten sich auch die Römer, wie wir jetzt das [griechische] Wort Philosophie nennen. Dieß beweisen Dir die alten römischen Lustspiele, und die Inschrift auf des Dossennus *) Grabmal:

Hospes resiste, et sophiam Dossenni lege!

*) Fabius Dossennus, ein alter komischer Dichter. Der Vers heißt wörtlich: „Stehe still, Fremdling, und lies die sophia des Dossennus.“

nicht einverstanden. Das beiderseitige Verhältniß ist ein sehr verschiedenes. Dort kann ich das Gold ohne die Viper wegnehmen: hier kann ich den Gewinn nicht machen ohne den Raub. Der Gewinn liegt hier nicht neben dem Verbrechen, sondern in ihm.

„Eine Sache, die uns, indem wir sie erreichen wollen, vielen Uebeln aussetzt, ist kein Gut; indem wir aber den Reichthum erreichen wollen, gerathen wir in viele Uebel; also ist der Reichthum kein Gut." — Ihr stellt also die beiden Sätze auf, einmal: „indem wir den Reichthum erreichen wollen, gerathen wir in viele Uebel." Allein in viele Uebel gerathen wir auch, indem wir die Tugend erreichen wollen. Einer unternimmt, um sich zu vervollkommnen, eine Seereise, und erleidet Schiffbruch; ein Anderer geräth in Gefangenschaft. Euer anderer Satz ist: „eine Sache, durch welche wir in viele Uebel gerathen, ist kein Gut." Aber daraus folgt nicht, daß Reichthum oder Wollust uns Uebel zuziehen: oder wenn wir wirklich durch den Reichthum in viele Uebel gerathen, so ist er nicht nur kein Gut, sondern ein Uebel. Ihr aber sagt nur, er sey kein Gut. Ueberdieß gebet ihr ja zu, der Reichthum habe einigen Nutzen, und zählet ihn unter die annehmlichen Dinge. Allein nach Eurer Schlußfolge kann er nicht einmal dieses seyn; denn durch ihn gerathen wir ja in viele Unannehmlichkeiten. — Dagegen wenden einige [Stoiker] ein: Ihr irret, wenn ihr diese Unannehmlichkeiten dem Reichthum aufrechnet. Er verletzt Niemanden: Jedem schadet entweder seine eigene Thorheit, oder die Schlechtigkeit Anderer; so tödtet das Schwert selbst Niemanden, es ist die Waffe des Tödtenden. Wenn

Alles ist in jenem moralischen Theile enthalten. Die Epicuräer glaubten nur zwei Theile der Philosophie annehmen zu müssen, den physischen und den moralischen; den rationalen schlossen sie aus. Da sie aber in der Folge durch die Gegenstände selbst genöthigt wurden, Zweideutiges zu unterscheiden, und das Falsche, welches unter dem Scheine der Wahrheit verborgen liegt, zu entlarven, so führten auch sie als einen besondern Abschnitt die Lehre „von dem Urtheil und der Regel," also den rationalen Theil unter einem neuen Namen wieder ein; allein sie betrachten diesen nur als einen Anhang der Naturlehre. Die Cyrenaiker hoben die Natur- und Vernunftlehre auf, und begnügten sich mit der Moral; aber auch diese führen in anderer Weise wieder ein, was sie beseitigt haben. Sie theilen nämlich die Moral in fünf Theile: der erste handelt von den Dingen, welche man fliehen und suchen soll; der zweite von den Affecten; der dritte von den Handlungen; der vierte von den Ursachen; der fünfte von den Beweisgründen. Die Lehre von den Ursachen gehört aber dem physischen Theile, die von den Beweisgründen dem rationalen, und nur die von den Handlungen der Moral an. Ariston aus Chios behauptet, Natur- und Vernunftlehre seyen nicht nur überflüssig, sondern zweckwidrig; selbst die Moral, welche er allein übrig läßt, wird von ihm beschränkt. Denn das ganze Capitel, welches die Verhaltungsregeln enthält, gehöre für den Erzieher, behauptet er, nicht für den Philosophen; als ob der Weise etwas Anderes wäre, als der Erzieher der Menschheit!

Nehmen wir also die Eintheilung der Philosophie in jene drei Haupttheile an, und versuchen wir es zuerst, die

Moral nach ihren Beſtandtheilen zu ordnen. Auch ſie zerfällt wieder in drei Abtheilungen: die erſte lehrt Jedem das Seine anweiſen, und ermitteln, was jedes Ding werth ſey, eine ſehr nützliche Lehre; denn was iſt ſo nöthig, als jedem Gegenſtande ſeinen rechten Werth beizulegen? Die zweite handelt von den Handlungen, die dritte von den Trieben. Das Erſte alſo iſt, daß Du richtig beurtheileſt, wie hoch jede Sache zu halten ſey; das Zweite, daß Du den Trieb darnach regelſt und in dem gehörigen Maaß erhältſt; das Dritte, daß Du Trieb und Handlung in Uebereinſtimmung bringeſt, um hierin durchaus mit Dir ſelbſt zu harmoniren. Fehlt es an einem dieſer drei Stücke, ſo erleiden auch die übrigen eine Störung. Was hilft es, ein richtiges Urtheil über Alles im Kopfe zu haben, wenn Deine Triebe zu heftig ſind? Was hilft es, Deine Triebe zu unterdrücken, und Deine Begierden in der Gewalt zu haben, wenn Du beim Handeln ſelbſt die rechte Zeit nicht zu wählen verſtehſt, und nicht weißt, wann, wo und wie Jegliches geſchehen ſoll? Ein Anderes iſt es, den Werth und die Wichtigkeit der Dinge, ein Anderes, die rechten Augenblicke kennen; ein Anderes, ſeine Triebe zügeln, und zum Handeln ſchreiten, ſtatt ſich ins Handeln zu ſtürzen. Dann erſt iſt das Leben mit ſich im Einklang, wann die Handlung nicht dem Triebe widerſpricht, und der Trieb, nach dem Werth ſeines Gegenſtandes ſich richtend, je nachdem dieſer mehr oder minder begehrt zu werden verdient, ſchwächer oder lebhafter iſt.

Der phyſiſche Theil der Philoſophie zerfällt in die Lehre von den körperlichen und unkörperlichen Dingen. Beide

heilen ſich gleichſam wieder nach ihren Stufen ein. Die örperlichen Dinge ſind entweder ſolche, die hervorbringen, der ſolche, die von jenen hervorgebracht werden; zu den letzern gehören die Elemente. Dieſe ſelbſt ſind, wie Einige nnehmen, einfach; nach Andern theilen ſie ſich in die Materie, die alles bewegende Urſache und in die Urſtoffe.

Noch iſt der rationale Theil der Philoſophie einzuheilen übrig. Jede Rede iſt entweder fortlaufend, oder durch frage und Antwort unterbrochen. Dieſe beliebte man Dialektik, jene Rhetorik zu nennen. Hierbei hat man es mit den Worten, den Gedanken und der Anordnung zu thun. Die Dialektik theilt ſich in zwei Theile, Worte und Begriffe, das eißt in die Sachen, wovon man, und in die Ausdrücke, omit man ſpricht. Hierauf folgt nun eine ins Unendliche ehende Unterabtheilung beider; daher ich hier ſchließen will. Denn nur

— — die wichtigſten Dinge verfolg' ich *);

onſt müßte, wenn ich Theile aus Theilen machen wollte, aus ieſem Brief ein Buch werden.

Solche Dinge zu leſen, will ich Dir nicht wehren, beſter ucilius; nur beziehe alles, was Du lieſeſt, ſogleich auf die Beſſerung Deines Charakters. Regle Dein Verhalten; belebe, as ſchlaff, befeſtige, was haltungslos geworden, zähme das Widerſpenſtige, züchtige Deine, und, ſo viel Du kannſt, auch nderer Begierden, und wenn man Dir zuruft: „wie lange och immer das Nämliche?“ ſo antworte: „und ich frage nch: Wie lange noch immer die nämlichen Fehler? Ihr

*) Virgil. Aeneid. I, 342.

wollt der Heilmittel eher, als eurer Uebel los seyn; um so mehr werde ich reden, und, weil ihr nicht hören wollt, nicht ablassen. Dann fängt die Arznei zu wirken an, wann die Berührung dem fühllos gewesenen Körper wieder Schmerz verursacht. Ich will Euch Dinge sagen, welche euch nützen sollen, auch wenn ihr nicht wollt. Mag dann mitunter manches Wort euch unfreundlich berühren; aber, weil ihr die Wahrheit einzeln nicht hören wolltet, so höret sie nun öffentlich. Wie weit wollet ihr noch die Gränzen eurer Besitzungen ausdehnen? Eine Feldmark, welche sonst einem Volke genügte, ist jetzt Einem Herrn zu eng. Wie weit noch sollen sich eure Getreidefluren erstrecken, da ihr nicht zufrieden seyd, auch wenn eure Landgüter alles Saatland einer ganzen Provinz begreifen? Namhafte Flüsse beginnen und vollenden ihren Lauf innerhalb eines Privateigenthums; große Ströme, die Gränzen großer Völker, sind von der Quelle bis zur Mündung euer. Doch auch das ist nicht genug. Mit euern weiten Parken umgürtet ihr die Meere; jenseits des adriatischen, des jonischen und ägäischen Meeres gebieten eure Verwalter; ein großes Wohngebäude in der Stadt, sonst die Wohnung glorreicher Feldherren, gilt für den werthlosesten Besitz. Aber besitzet, so viel ihr wollt; nennt ein Landgut euer, das sonst ein Königreich hieß. Macht zu eurem Eigenthum, was ihr nur immer könnt! Doch wird dessen, was euch nicht gehört, immer weit mehr seyn. Und nun spreche ich zu euch, deren Verschwendung eben so, wie die Habsucht Jener, in's Ungeheure geht. Euch sage ich: soll es keinen See mehr geben, über welchen nicht die Giebel eurer Landhäuser hereinragen; keinen Strom, dessen Ufer

ihr nicht mit euren Bauwerken einfasset? Wo immer eine Ader warmen Wassers quillt, erheben sich eure Herbergen der Wollust. Wo irgend das Meeresgestade in eine Bucht sich hineinzieht, alsbald legt ihr dort die Fundamente eines Baues, und mit keinem Boden zufrieden, den ihr nicht selbst geschaffen, drängt ihr das Meer in das Land hinein. Allerwärts sollen eure Paläste strahlen, bald auf hohe Berge gebaut, zu unermeßlicher Aussicht über Land und Meer, bald auf der Ebene zu Bergeshöhe aufgeführt, baut noch so viel, noch so ungeheuer; Jeder ist doch nur ein einzelnes, kleines Körperchen. Was hilft euch diese Zahl von Zimmern? ihr könnt nur in Einem liegen. Das ist nicht das eure, in welchem ihr nicht seyd. — Ich komme endlich zu euch, für deren unergründlichen und unersättlichen Schlund Meere und Länder durchsucht werden. Mit Hamen, mit Schlingen, mit Netzen aller Art und unter den größten Anstrengungen werden die Thiere verfolgt, deren keines vor euch sicher ist, wenn ihr nicht dessen überdrüssig seyd. Und doch — von allen jenen Schüsseln, welche ihr mittelst so vieler Hände herbeischaffet, wie wenig kostet euer von Genüssen abgestumpfter Gaumen? Wie wenig von jenem mit Gefahr gefangenen Wild schmeckt der Hausherr selbst, den Unverdaulichkeit und Uebelkeit plagen? Wie wenige von den zahllosen Muscheln, welche so weit herbeigeholt wurden, gelangen durch eure nie zu befriedigende Kehle? Ihr Unglücklichen, daß ihr nicht begreift, wie viel kleiner euer Magen ist, als euer Hunger!"

So sprich zu Andern, damit Du, während Du so sprichst, es selbst höreſt. So schreibe, damit Du, während Du schreibst,

nicht. Oder können ſie Dich bereden, Homer ſey ein Philoſoph geweſen, da ſie doch mit denſelben Gründen, aus welchen ſie dieſes ſchließen, es auch wieder aufheben? Denn bald machen ſie ihn zum Stoiker, der nichts als die Tugend gut heißt, die Sinnenluſt flieht, und von dem Ehrenhaften nicht einmal durch den Preis der Unſterblichkeit ſich abwendig machen läßt; bald zum Epicureer, der nur den ruhigen Zuſtand des Staates lobt, und ein unter Schmaus und Geſang hingebrachtes Leben preist; bald wieder zum Peripatetiker, der drei Claſſen von Gütern aufſtellt; oder zum Academiker, der alles für ungewiß erklärt. Es iſt klar, daß Homer nichts von dieſem Allem iſt, weil er alles ſeyn ſoll; denn dieſe Eigenſchaften ſind unter ſich widerſprechend. Jedoch — geben wir ihnen zu, daß Homer ein Philoſoph war. Nämlich er iſt ein Weiſer geworden, noch ehe er Dichter ward, und ſo laſſ' uns Dasjenige lernen, was den Homer zum Weiſen machte. Aber zu unterſuchen, ob Homer oder Heſiod älter geweſen ſey, iſt eben ſo wenig förderlich, als zu wiſſen, ob Hecuba oder Helena die ältere war, und warum der Dichter die Zeiten ſo gewaltig verwechſelt habe. Zu was ſoll es uns helfen, des Patroclus und Achilles Lebensalter zu unterſuchen? Willſt Du lieber darnach fragen, wo der Schauplatz von des Ulyſſes Irren war, als bewirken, daß wir nicht ſelbſt unaufhörlich irren? Ich habe keine Muße, Vorträge über die Frage anzuhören, ob Ulyſſes zwiſchen Italien und Sicilien umhergetrieben worden, oder außerhalb des uns bekannten Welttheils; denn in einem ſo beſchränkten Raume konnten ſeine Irrfahrten nicht von ſo langer Dauer ſeyn. *Die Stürme der Seele* werfen uns täglich umher, und unſere

Menschen lieben, zeigt, daß die höchste Macht den Göttern zukomme, und unter den Menschen eine Verbrüderung bestehe, welche eine Zeit lang unverletzt geblieben, bis Habsucht das Band zerriß, und selbst denen, welche sie am meisten bereicherte, Ursache der Armuth ward. Man hörte auf, Alles zu besitzen, als man ein Eigenthum begehrte. Aber die ersten Sterblichen und ihre nächsten Nachkommen folgten unverdorben der Natur: sie war ihnen Führerin und Gesetz, indem sie dem Gutdünken des Bessern sich überließen. Denn es ist der Natur eigen, das Geringere dem Vorzüglicheren unterzuordnen. An der Spitze vernunftloser Thierheerden stehen die größten oder die wildesten. Den Rindern geht nicht ein verkümmerter Stier voran, sondern der an Größe und Muskeln alle übrigen Stiere übertrifft; die Heerden der Elephanten führt der ansehnlichste; unter den Menschen gilt für den Größten der Beste. Dem Gemüthe nach also ward der Führer gewählt; und die glücklichsten Völker waren diejenigen, bei welchen nur der Beste der Mächtigste seyn konnte. Denn ein Solcher kann, was er will, der nur zu können glaubt, was er soll.

Posidonius glaubt daher, daß in jenem Zeitalter, welches man für das goldene hält, die Regierung in den Händen der Weisen war. Diese beugten Gewaltthaten vor, und schützten die Schwächeren gegen die Stärkeren; sie riethen zu und ab, und zeigten das Nützliche und Schädliche. Ihre Klugheit sorgte dafür, daß es den Ihrigen an Nichts gebräche; ihr Muth wehrte Gefahren ab, ihre Güte bereicherte und verschönerte das Leben ihrer Untergebenen. Das Regieren war ein Amt, nicht Despotie. Keiner versuchte, wie viel seine Gewalt gegen Diejenigen vermöchte, von welchen sie

aufging; und Keiner hatte Luſt oder Anlaß zu ungerechten Handlungen, da man dem wohl Regierenden wohl gehorchte, und der König den Ungehorſamen mit nichts Schlimmerem drohen konnte, als die Regierung niederlegen zu wollen. Aber als ſich mit dem Einſchleichen der Laſter das Königthum in Zwangsherrſchaft verwandelte, fingen Geſetze an, nöthig zu werden, welche jedoch anfänglich ebenfalls von den Weiſen gegeben wurden. Solon, welcher den Athenerſtaat auf Rechtsgleichheit gründete, iſt unter den ſieben Weiſen ſeines Jahrhunderts berühmt; Lycurgus würde, hätte er derſelben Zeit angehört, jener heiligen Zahl als der achte beigetreten ſeyn; des Zaleucus und Charondas Geſetze werden geprieſen. Dieſe haben nicht auf dem Markte, nicht in den Sälen der Rechtsgelehrten, ſondern zurückgezogen in den ſchweigenden, ehrwürdigen Kreis des Pythagoras, jene Geſetze empfangen, um ſie dem damals blühenden Sicilien und den Griechen Italiens zu ertheilen.

Soweit bin ich mit Poſidonius einverſtanden. Aber daß die Philoſophie auch jene Künſte erfunden habe, deren ſich das tägliche Leben bedient, möchte ich nicht zugeben, noch den Ruhm einer Handwerkerei für jene in Anſpruch nehmen. „Sie lehrte," ſagt Jener, „die zerſtreuten, mit Flechtwerk bedeckten, in irgend einer Felskluft oder in einem ausgehöhlten Baumſtamm ſich bergenden Menſchen Häuſer bauen." Ich glaube nicht, daß die Philoſophie es war, welche dieſe kühnen Unternehmungen von Gebäuden, welche über Gebäude emporſtiegen, von ganzen Städten *) erſann, welche über Städten

*) Gewaltigen Pallaſten nämlich, welche, von fern geſehen, die ganze übrige Stadt zur Kleinheit herabdrücken.

lagern; so wenig als sie jene Fischteiche anlegte, in wel man Seefische deßwegen einschließt, damit der Gaumen v keinem Unwetter gefährdet werde, und die Schlemmerei, n heftig auch das Meer tobe, ihre sichern Buchten habe, i welchen sie Schaaren von Fischen, jede Gattung besonder mästen könne. Wie? die Philosophie lehrte die Menschen Schlösser und Schlüssel zu haben? Was war damit anders, als der Habsucht die Losung gegeben? Die Philosophie hätte diese, zu so großer Gefahr für die Insaßen überhängenden, Wohnungen gezimmert? Genügte es denn nicht, mit dem nächsten besten Obdach sich zu schützen, und irgend eine kunstlose, leicht zu habende, von der Natur selbst angewiesene Herberge zu finden? Glaube mir, jenes glückliche Zeitalter war, noch ehe s Architekten gab. Alles dieses ist mit dem Eintreten des Pöbellebens entstanden, das Bauholz in Quadrate zu hauen, d indem die Säge in der vorgezeichneten Linie läuft, mit derer Hand den Balken zu durchschneiden.

Denn sonst pflegte der Keil den klüftigen Stamm zu zerspalten *).

m noch richtete man keine Speisesäle zu, geräumig g, ein ganzes Volk zu Gaste zu bitten; noch führte nicht in einem langen Zug von Fuhrwerken, unter em ganze Straßen zittern, Fichten und Tannen herbei, letäfel daraus zu verfertigen, das von Gold schwer über demache laste. Ein Paar Gabeln, mit einander verbunvaren das ganze Gerüste der Hütte; dichtes Gezweig, ig übereinander gelegt, ließ den Regengüssen, so heftig

* Virgil Georg. I., 144.

weiß ich. Ich erwarte Alles, und wird mir etwas erlassen, so rechne ich es als ein Glück. Mich täuscht die Stunde, wenn sie meiner schont; doch auch dann nicht täuscht sie mich. Denn wie ich weiß, daß Alles geschehen kann, so weiß ich auch, daß nicht Alles geschehen wird. So erwarte ich das Günstige, auf das Schlimme bin ich gefaßt.

Du mußt mich nun schon gewähren lassen, wenn ich hierin nicht nach der Regel mich richte. Ich kann mich nämlich nicht dazu verstehen, unter die freien Künste auch die Malerei aufzunehmen, eben so wenig als die Kunst der Bildhauer oder Marmorarbeiter und anderer Diener der Verschwendung. Nicht minder verbanne ich aus dem Kreise der freien Künste die Ringkämpfer und jene ganze nur mit Oel und Koth beschäftigte Wissenschaft; oder ich müßte auch die Salbenkrämer und Köche aufnehmen, und Wer sonst noch mit seinem Talente unsern Lüsten fröhnt. Denn, ich bitte Dich, was ist Freies an jenen Menschen, die am frühen Morgen sich erbrechen, die mit dem Körper in der Mast stehen, mit dem Geiste in Abzehrung und Schlafsucht versunken sind? Oder sind dieß wohl freie Beschäftigungen für unsere Jugend, welche bei den Alten sich aufrecht üben mußte, den Speer zu werfen, den Schanzpfahl zu schwingen, das Roß zu tummeln, die Waffen zu handhaben? Jene lehrten ihre Söhne nichts, was liegend zu lernen war. Die Tugend lehren und nähren diese Künste so wenig, als jene. Denn was frommt es, ein Pferd zu regieren und seinen Lauf mittelst des Zügels beherrschen zu *können*, und doch von zügellosen Affecten fortgerissen zu wer-

der Weise zu seyn? Der die Säge erdacht, oder der Mann, welcher, da er einst einen Knaben aus der hohlen Hand Wasser trinken sah, sogleich seinen Becher aus dem Torniſter nahm und ihn zerbrach, indem er ſich ſelbſt mit den Worten ſchalt: „wie lange trug ich Thor mich mit überflüſſigem Geräthe?“ Der Mann, der in ein Faß kroch, und es zu ſeiner Lagerſtätte machte? Und heut zu Tage, welchen von Beiden hältſt du für den Weiſeren, den, der die Kunſt erfunden, aus verborgenen Röhren duftende Stoffe in ungemeſſener Höhe ſteigen zu laſſen, der Kanäle mit plötzlich andringendem Waſſer füllt und wieder trocken legt, und über dem Speiſeſaal ein bewegliches Getäfel anbringt, damit ein neuer Anblick auf den andern folge, und mit den Decken ſo oft als mit den Schüſſeln gewechſelt werde? — oder den, welcher Andern und ſich ſelbſt zeigt, wie uns die Natur ſo gar nichts Hartes und Schweres auferlegt, wie wir auch ohne Marmorarbeiter und Zimmermann wohnen, auch ohne Verkehr mit den Seren uns kleiden, und Alles für unſre Bedürfniſſe Nöthige haben können, wenn wir uns begnügen mit dem, was die Erde zu oberſt trägt? Wollte die Welt dieſem Manne Gehör geben, ſo würde ſie lernen, daß ein Koch eben ſo überflüſſig iſt, als ein Soldat. Als den Menſchen die Pflege ihres Körpers keine Mühe machte, waren ſie Weiſe, oder wenigſtens Weiſen ähnlich. Das Nothwendige macht wenig Sorge; für Genüſſe muß man arbeiten. Du wirſt keine Künſtler nöthig haben, wenn du der Natur folgſt: dieſe wollte nicht, daß ſolche Sorgen uns beſchäftigen; wozu ſie uns zwingt, dazu hat ſie uns eingerichtet. Kälte iſt dem nackten Leibe unerträglich. Nun? vermögen nicht Felle von wilden und andern Thieren mehr als hinläng-

Dinge feſſeln das Auge des Unkundigen, der alles Ueberraſchende, deſſen Urſachen er nicht kennt, voll Staunen angafft. Kindiſche und einige Aehnlichkeit mit den freien habende ſind die Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Griechen encykliſche, wir freie (liberales) nennen. Allein frei aber, und die wirklich freien ſind diejenigen, deren Ziel die Tugend iſt.

„Allein," ſagt man, „gleichwie ein Theil der Philoſophie die Naturkunde begreift, ein zweiter die Moral, der dritte die Dialektik, ſo macht auch dieſe ganze Schaar freier Künſte Anſpruch auf eine Stelle in der Philoſophie. Handelt es ſich von phyſiſchen Unterſuchungen, ſo hat man ſich nicht ſelten auf ein Zeugniß der Größenlehre zu berufen. Dieſe iſt alſo ein Theil der Wiſſenſchaft, welche durch ſie unterſtützt wird." Wir brauchen viele Hilfsmittel, welche darum nicht Theile von uns ſind. Vielmehr, wenn ſie dieſes wären, ſo wären ſie keine Hilfsmittel. Die Speiſe iſt ein Hilfsmittel für den Körper, aber kein Theil deſſelben. Die Größenlehre leiſtet uns einigen Dienſt; in ſo fern iſt ſie der Philoſophie nothwendig, eben ſo wie der Größenlehre ſelbſt der Verfertiger ihrer Werkzeuge nothwendig iſt: allein ſo wenig als dieſer ein Theil der Größenlehre, eben ſo wenig iſt dieſe ein Theil der Philoſophie. Außerdem hat jede ihr feſt begränztes Gebiet. Der Philoſoph unterſucht und kennt die Urſachen der natürlichen Dinge, deren Zahl und Maß der Mathematiker beſtimmt und berechnet. Der Philoſoph weiß, wie die Himmelskörper beſtehen, was ihre Natur und die Wirkung ihrer Erſcheinungen ſey; ihren Lauf aber und ihre Wiederkehr berechnet der Mathematiker, welcher ſeine Beobachtungen

über ihr Steigen und Sinken und ihren scheinbaren Stillstand anstellt, während ein solcher bei himmlischen Körpern nicht möglich ist. Aus welcher Ursache der Spiegel die Bilder der Gegenstände wiedergiebt, weiß der Philosoph; der Mathematiker wird Dir sagen können, wie weit ein Körper von dem Bilde abstehen muß, und welche Art von Bildern jede Form eines Spiegels hervorbringt. Daß die Sonne groß sey, wird der Philosoph Dir beweisen, wie groß, der Mathematiker, der nach seiner Erfahrung und Uebung verfährt; jedoch um so verfahren zu können, muß er gewisse Principien entlehnen. Allein eine Kunst ist nicht selbstständig, deren Grundlage eine erborgte ist. Die Philosophie erbittet sich nichts von Andern: sie errichtet ihr Gebäude auf eigenem Boden. Die Mathematik baut auf fremdem Grunde; sie empfängt die ersten Sätze, mit deren Hilfe sie weiter fortschreitet. Würde sie unabhängig auf die Wahrheit ausgehen, könnte sie die Natur des ganzen Weltalls umfassen, so würde ich sagen, daß sie unsern Geist mächtig fördere, welcher durch die Beschäftigung mit dem Himmlischen wächst, und etwas Erhabenes sich aneignet.

Eines nur giebt dem Geiste seine Vollendung: die unwandelbare Kenntniß des Guten und Bösen, welche allein der Philosophie zukommt; denn keine andere Wissenschaft untersucht das Gute und Böse. Gehen wir die einzelnen Tugenden durch. Die Tapferkeit ist die Verächterin des Furchtbaren: auf alles Schreckliche, auf Alles, was unsere Freiheit unter das Joch beugen will, schaut sie herab, fordert es heraus, zerbricht es; sind es die freien Künste, welche ihr diese

iſt, daß dieſe feinere Art eine ſpätere Erfindung iſt [von
her der Dichter ſagt]:

Feſt am Baum iſt die Web', und der Rohrkamm ſcheidet
den Aufzug.

Mitten hindurch wird geſchoſſen mit ſpitzigem Schifflein der
Einſchlag.

Dieſen befeſt'gen mit kräftigem Stoß die Zähne des Kamms
mes *).

Wie, wenn ihm zu Theil geworden wäre, die Gewebe unſerer
Zeit zu ſehen, aus welchen man Gewänder verfertigt, die
Nichts verbergen, und mit welchen nicht nur dem Körper,
ſondern auch der Schamhaftigkeit nicht geholfen iſt? Er geht
dann über zu dem Landbau, und beſchreibt nicht minder bes
redt, wie der Boden vom Pfluge aufgeriſſen und nochmals
gepflügt wird, damit die gelockerte Erde ſich deſto leichter
den Wurzeln öffne; wie darauf der Saamen ausgeſtreut und
das Unkraut mit den Händen ausgeſucht wird, damit nicht
wild aufſchießende Pflanzen die Saat erſticken. Auch Dieß
hält er für ein Werk der Weiſen: als ob nicht heute noch
von Landwirthen gar viele Erfindungen gemacht würden, wo
durch die Ergiebigkeit gefördert wird. Und nicht zufriede
mit dieſen Künſten, erniedrigt er den Weiſen bis in die Mühſ
zu machen. „Die in den Mund gebrachten Getreidekör
werden durch die Härte der auf einander treffenden Zä
zermalmt, und was zwiſchen ausfällt, durch die Zunge w
zwiſchen eben dieſe Zähne gebracht; darauf wird es mit
chet vermiſcht, damit es leichter durch die ſchlüpfrige E

*) Metam. VI., 55. ff.

doch gehört zur Tugend die Speise nicht. Das Holz trägt nichts zum Schiffe bei, und doch wird kein Schiff ohne Holz. Man hat sich nicht vorzustellen, daß Etwas mit Hilfe einer Sache geschehe, wenn es ohne diese nicht geschehen kann. Man kann sogar behaupten, daß es möglich sey, auch ohne die freien Künste und Wissenschaften zur Tugend zu gelangen; denn wenn gleich die Tugend gelernt werden muß, so wird sie doch nicht durch diese gelernt. Wie soll ich glauben, daß ein Mann, der die Buchstaben nicht kennt, darum nicht weise werden könne? Beruht ja doch die Weisheit nicht auf den Buchstaben. Sie hat es mit den Sachen, nicht mit Worten zu thun; und vielleicht ist ein Gedächtniß zuverlässiger, welches keine Hilfsmittel außer sich hat. Es ist etwas Großes, Weitumfassendes um die Philosophie: sie bedarf eines freien Raumes; über Göttliches und Menschliches ist hier Unterricht zu empfangen, über Vergangenes und Künftiges, über Vergängliches, Ewiges, über die Zeit. Bedenke nur, wie vieles es über dieses Eine, die Zeit, zu fragen giebt: zuerst, ob sie etwas an sich sey? sodann, ob Etwas vor der Zeit sey, ohne Zeit? ob sie zugleich mit der Welt angefangen, oder ob auch vor der Welt, weil etwas gewesen, die Zeit gewesen sey? Unzählige Fragen entstehen nur über die Seele: woher sie sey? welcher Art? wann sie zu seyn anfange? wie lange sie daure? ob sie immer wieder in andere Körper übergehend ihre Wohnung wechsle, und immer wieder an andere thierische Körper gebunden werde? oder ob sie nur Einmal dienstbar werde, dann aber freigelassen im Weltganzen schwebe? Ob sie körperlich sey,

uſter, welche durch die durchſichtigen Scheiben
ines das volle Tageslicht einlaſſen; die hohlen
Bäder und die durch die Wände laufenden
h welche die Wärme ſich zieht, und nach oben
gleichmäßig verbreitet. Nicht zu gedenken des
n welchem Tempel und Häuſer erglänzen; der
eſchliffenen Säulenmaſſen, welche die Dächer
gen, die geräumig genug ſind, die Bevölkerung
zu faſſen; der Zeichenſchrift, vermöge welcher
ſo raſche Rede aufgenommen wird, und die Elle
ſchnellſten Zunge gleichkommt. Dieß ſind Er-
niedrigſten Sclaven: die Weisheit wohnt höher,
t Hände ab; ſie iſt die Lehrerin der Geiſter.
ſſen, was ſie zu Tage gefördert, was ſie zu
cht hat? Nicht unanſtändige Bewegungen
nicht mancherlei Töne der Trompete oder Flöte,
Luft hindurch- oder hinausgeſtoßen zur Melodie
Zaſſen noch Mauern und Kriege: ſie arbeitet
che, iſt dem Frieden hold, und ruft das Men-
zur Eintracht. Ich wiederhole es, ſie iſt keine
welche die Geräthſchaften zum nöthigen Ge-
gte.

: du ſolche Erbärmlichkeiten ihr zuweiſen? Du
e Kunſt des Lebens. Die übrigen Künſte hat
denn wer über das Leben herrſcht, herrſcht
les, was zu deſſen Ausrüſtung dient. Im
ur der glückliche Zuſtand ihr Ziel: dahin führt
t ſie die Wege. Sie zeigt, was wirkliche, was
' *ſeyen; ſie befreit* die Seele von dem Eiteln

und giebt ächte Größe; die aufgeblähte aber, und in nichtigem Scheine beſtehende, demüthigt ſie; ſie läßt nicht im Ungewiſſen, wie das Große ſich von dem Gedunſenen unterſcheide; ſie verſchafft die Kenntniß der ganzen Natur und ihrer ſelbſt. Was die Götter ſeyen, und welche Art, erklärt ſie; was die Unterweltlichen, die Laren und Genien, was die in eine zweite Ordnung höherer Weſen eingereihten ewigen Geiſter ſind, wo ſie verweilen, was ſie thun, was ſie können und wollen. Das iſt die Weihe, welche ſie ertheilt, und welche uns nicht etwa den Tempel einer Stadt, ſondern das unermeßliche Haus aller Götter, die Welt ſelbſt, aufſchließt; deren wahre Götterbilder, deren wahre Geſtaltungen ſie dem Geiſte zum Anſchauen darbietet: denn der Sinn des Geſichts iſt für ſo große Schauſpiele zu ſtumpf. Darauf geht ſie auf die Anfänge der Dinge zurück, auf die ewige, dem Ganzen inwohnende, Vernunft, und die Kraft, welche jeglichem Keime ſeine eigenthümliche Ausbildung giebt. Dann unterſucht ſie das Weſen der Seele, woher, wo, wie lange, in wie viele Theile getheilt ſie ſey; wendet ſich dann vom Körperlichen zum Unkörperlichen, prüft die Wahrheit und ihre Beweiſe, und unterſucht zuletzt, wie das Zweideutige zu unterſcheiden ſey in Leben und Rede: denn in beidem iſt das Wahre mit Falſchem gemiſcht.

Nicht zurückgezogen, behaupte ich, hat ſich der Weiſe von jenen Künſten, wie Poſidonius annimmt, ſondern er hat ſich mit ihnen nie befaßt. Denn er würde des Erfindens nicht für würdig gehalten haben, was ihm des beſtändigen Gebrauchs unwürdig *erſchienen* wäre; er unternähme nichts, um es auszugeben. „Anacharſis," ſagt man, „erfand die Töpferſcheibe

durch deren Umdrehen Gefäße geformt werden." Weil nun aber schon bei Homer die Töpferscheibe vorkommt, will er lieber die Verse für unächt halten, als die Sage. Ich behaupte nicht, daß Anacharsis der Erfinder war, und war er es, so hat zwar der Weise die Sache erfunden, aber nicht als Weiser; wie denn der Weise manches thut, so fern er Mensch, nicht so fern er Weiser ist. Denke dir, ein Weiser sey zufällig ein guter Läufer; er läuft allen vor, so fern er schnellfüßig ist, nicht so fern er weise ist. Ich wünschte dem Posidonius einen Glasarbeiter zeigen zu können, wie er durch seinen Hauch dem Glase die mannichfaltigsten Formen giebt, welche kaum eine künstliche Hand zu Stande bringen könnte. Und diese Erfindung wurde gemacht, seit man aufgehört hat, einen Weisen zu finden. — „Democrit," sagt er weiter, „soll die Kunst des Wölbens erfunden haben, vermöge welcher ein Bogen von Steinen, welche immer näher zusammentreten, durch einen Schlußstein befestigt wird." Dieß, behaupte ich, ist falsch. Nothwendig gab es schon vor Democrit Brücken und Thore, welche gewöhnlich überwölbt sind. Ihr habt noch überdieß vergessen, daß derselbe Democrit die Kunst erfunden, das Elfenbein zu erweichen, einen geschmolzenen Stein in Smaragd zu verwandeln, durch welche Schmelzung noch heute hierzu geeignete Steine in farbige verwandelt werden. Dieß mag der weise Mann erfunden haben, aber nicht, weil er weise war; denn der Weise thut vieles, was wir auch den Ungebildetsten eben so, oder noch geschickter und erfahrener, verrichten sehen.

Nun fragst du, was denn der Weise erforscht, was er *ans Licht gebracht* habe? Zuerst die Natur der Dinge, welche *er nicht, wie die übrigen* Geschöpfe mit Augen, die für

das Göttliche blöde ſind, verfolgt hat; dann die Lebensregeln, welche er dem Allgemeinen gemäß feſtgeſtellt hat: er lehrte nicht nur die Götter kennen, ſondern ihnen folgen, und das Zufällige nicht anders, denn Auferlegtes, annehmen. Er verbot, falſchen Meinungen zu gehorchen, und beſtimmte den Werth jegliches Dinges nach richtiger Schätzung; er verwarf alle mit Reue gemiſchten Vergnügungen, und lobte nur die Güter, welche immer gefallen; er that es kund, der ſey der Glücklichſte, welcher das Glück nicht nöthig hat, und der Mächtigſte der, welcher Macht über ſich ſelbſt hat. Ich ſpreche nicht von jener Philoſophie, welcher den Bürger außerhalb des Vaterlandes, die Götter über die Welt hinaus verſetzt, und die Tugend an die Wolluſt verſchenkt; ſondern von derjenigen, welche kein Gut als das ſittlich Gute kennt, welche durch keines Menſchen, noch durch des Glückes Geſchenke gewonnen werden kann, und deren Lohn iſt, daß man ſie mit keinem Lohne zu fangen vermag.

Ich glaube nicht, daß in jener rohen Zeit, wo noch alle Künſte fehlten, und wo man das brauchbare nur durch den Gebrauch ſelbſt erlernte, dieſe Philoſophie ſchon vorhanden geweſen ſey. In jenem beglückten Zeitalter, als die Geſchenke der Natur Jedem ohne Unterſchied zum Genuſſe bereit lagen, und die Sterblichen noch nicht zur Habſucht und Schwelgerei auseinander gebracht waren, und aus der geſelligen Verbindung zum Raube ſich verliefen, — waren die Menſchen nicht Weiſe, wiewohl ſie thaten, was der Weiſe thun ſoll. Zwar wird man keinen Zuſtand des Menſchengeſchlechts höher achten; und wer, dem ein Gott überließe, die Erdendinge zu geſtalten und den Völkern Sitten zu geben, würde aus

Verhältniſſe gut finden, als damals beſtanden haben ſollen, wo

Nie — — bauten der Ackerer Hände das Fruchtfeld,
Auch nicht Mal noch Theilung durchſchnitt die große Gemeinheit?
Alle erwarben für Alle zugleich, und die Erde, da Niemand
Forderte, ſtrebte von ſelbſt, willfähriger Alles zu tragen *).

Was war glücklicher, als jenes Geſchlecht der Menſchen? Sie genoßen gemeinſam die Natur; ihre Pflege, gleich der einer Mutter, genügte für Alle; dieſer Beſitz des gemeinſchaftlichen Reichthums war nie ſicherer. Wie ſollte ich nicht jenes Geſchlecht das reichſte nennen, weil es noch keinen Armen gab? So gut beſtellt waren die Dinge, als die Habſucht hereinbrach, und indem ſie Dieſes und Jenes auf die Seite ſchaffte und für ſich allein haben wollte, Alles zu Fremdem machte, das Ungenoſſene ins Enge verſchloß, die Armuth einführte, und über der Gier nach Vielem Alles verlor. Mag ſie nun noch ſo emſig ſich bemühen, und wieder erwerben wollen, was ſie verloren; mag ſie Grundſtück an Grundſtück reihen, und den Nachbar um Geld und mit Gewalt aus ſeinem Beſitze treiben, ihre Ländereien zu dem Umfange von Provinzen ausdehnen, und ſie nur dann eine Beſitzung nennen, wenn es eine lange Reiſe iſt, ſie zu durchwandern: keine Erweiterung unſerer Gränzen bringt uns wieder dahin, von wo wir herkamen. Wenn wir alles Mögliche thun, ſo werden wir Viel haben: Alles hatten wir. Die Erde war unbearbeitet fruchtbarer, und freigebig für den Bedarf von Völkern, die nicht plünderten. Was die

*) Virgil. Georg. I., 124 ff.

Natur hervorgebracht, freute man ſich zu finden, und ſeinem Nächſten zu zeigen: Niemand konnte zu viel, Niemand Mangel haben; man theilte einträchtig. Noch legte der Stärkere nicht Hand an den Schwächeren; noch ſchloß kein Habſüchtiger, bergend, was ihm unnütz da lag, einen Andern auch von dem Nothwendigen aus: man ſorgte für den Andern, wie für ſich ſelbſt. Die Waffen ruhten, und die Hände, unbefleckt von Menſchenblut, wendeten ſich feindſelig nur gegen wilde Thiere. Jene Menſchen, welche ein dichter Wald gegen die Sonne ſchützte, welche gegen Regengüſſe oder des Winters Strenge durch ein ſchlechtes Obdach aus Zweigen geborgen lebten, brachten friedliche Nächte ohne Seufzen hin. Wir wälzen uns unter Sorgen auf unſeren purpurnen Betten, und ihre ſchärfſten Stacheln wecken uns; aber welchen ſanften Schlaf gab jenen die harte Erde! Ueber ihnen hing kein koſtbares Getäfel mit Schnitzwerk; ſie lagen im Freien: aber die Geſtirne zogen über ihnen hin und das prachtvolle Schauſpiel der Nächte; das Firmament vollbrachte das große Werk ſeines Umſchwungs im Stillen. Bei Tage wie bei Nacht öffnete ſich ihnen der Anblick dieſes herrlichen Wohnhauſes; es war ihre Luſt, die Himmelsbilder zu ſchauen, wie ſie ſich von der Höhe allmählig hinabſenkten, indeß andere aus dem Verborgenen emporſtiegen. Wie ſollte es nicht erfreuen, in Mitten ſo weit ausgedehnter Wunder zu wandeln? Aber ihr erzittert bei jedem Krachen eurer Häuſer, und fliehet von Schrecken betäubt, wenn etwas hinter euern Gemälden raſchelt. Sie hatten noch keine Häuſer, Städten ähnlich. Friſche Luft und ein freier Durchzug durch offene Räume, ein leichter Schatten unter einem Fels oder Baum. Da

Einige der Unſern haben, wiewohl die Philoſophie das Streben nach Tugend, und dieſe das Begehren, jene das Begehrende ſey, gleichwohl beide für unzertrennlich gehalten; denn es giebt ſo wenig eine Philoſophie ohne Tugend, als eine Tugend ohne Philoſophie. Die Philoſophie iſt das Streben nach Tugend, aber vermöge der Tugend ſelbſt, und ſo wenig die Tugend ſeyn kann ohne das Streben nach ihr ſelbſt, eben ſo wenig das Streben nach der Tugend ohne dieſe. Es iſt damit nicht, wie mit dem Zielen nach einem entfernten Gegenſtande, wo der Zielende an einem andern Orte ſich befindet, als das Ziel; noch auch, wie mit einer Straße, die nach einer Stadt führt, aber außerhalb derſelben iſt. Zur Tugend gelangt man durch ſie ſelbſt. Philoſophie und Tugend ſind alſo unter ſich verknüpft.

Die meiſten und vorzüglichſten Lehrer ſtellen drei Theile der Philoſophie auf, den moraliſchen, den phyſiſchen und den rationalen (dialektiſchen). Der erſte ordnet das Gemüth; der zweite unterſucht die Natur; der dritte prüft die eigenthümlichen Bedeutungen der Ausdrücke, die Verbindung derſelben, und die Beweisgründe, damit ſich nicht Falſches ſtatt Wahrem einſchleiche. Uebrigens giebt es Einige, welche die Philoſophie in wenigere, Andere, welche ſie in mehr Theile zerfällen. Gewiſſe Peripatetiker fügten einen vierten hinzu, den politiſchen; weil derſelbe eine eigene Art von Studium erfordere, und mit einem andern Gegenſtande ſich beſchäftige. Einige nehmen noch einen weiteren Theil an, welchen die Griechen Oekonomik nennen, oder die Wiſſenſchaft, ſein Eigenthum zu verwalten. Einige andere haben eine beſondere Abtheilung „über die Lebensarten“ ausgeſchieden. Allein dieſes

lässige Uebung zum Höchsten gelangt ist. Dazu werden wir geboren, aber ohne dasselbe; und auch in dem Besten ist, ehe man ihn bildet, nur der Stoff zur Tugend, nicht diese selbst.

Einundneunzigster Brief.

Ueber die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge.

Unser Freund Liberalis ist sehr über die Nachricht niedergeschlagen, daß eine Feuersbrunst unsere Pflanzstadt Lugdunum *) eingeäschert, ein Unglück, das Jedem, wie viel mehr einem Mann, der seine Vaterstadt über alles liebt, nahe gehen muß. Dieses Ereigniß läßt ihn jetzt jene Fassung des Geistes vermissen, zu welcher er sich sonst für alle die Fälle, welche, wie er glaubt, zu fürchten seyn könnten, geübt hatte. Wenn er nun freilich wegen eines so unvermutheten und unerhörten Unfalls außer Sorgen war, so wundert es mich nicht, da jener ohne Beispiel ist; denn schon viele Städte hat das Feuer heimgesucht, noch keine vertilgt. Auch wo Feindeshand Feuerbrände in die Häuser warf, erloschen sie doch an vielen Stellen; und auch da und dort angefacht, verzehrten sie doch nicht leicht Alles so gänzlich, daß Nichts dem Schwert übrig bliebe. Auch Erdbeben waren wohl nie so heftig und zerstörend, daß sie ganze Städte um-

*) Lyon.

ſtürzten. Kurz, nie brach für eine Stadt eine ſo fürchterliche Brunſt aus, daß ſie einer zweiten nichts übrig gelaſſen hätte. So viele prachtvolle Bauwerke, deren jedes für ſich eine Stadt verherrlichen könnte, warf Eine Nacht zu Boden, und ein Unglück, das man in dieſem Umfange nicht einmal im Kriege zu fürchten hat, hat ſich im tiefen Frieden zugetragen. Wer ſollte es glauben? Während allenthalben die Waffen raſten, während ſorgloſe Ruhe über alle Länder verbreitet iſt, muß man Lugdunum, auf welches man in Gallien ſtolz hinwies — ſuchen! Noch immer hat das Schickſal, wenn es eine Geſammtheit heimſuchte, zuvor fürchten laſſen, was man leiden ſollte; alles Große hat eine gewiſſe Dauer des Untergangs: hier war Eine Nacht zwiſchen einer großen Stadt und keiner. Ja, meine Erzählung von ihrer Vernichtung dauert länger, als dieſe ſelbſt. Dieſes alles beugt unſern Liberalis tief, der ſonſt gegen Alles, was nur ihn angeht, feſt und aufrecht bleibt. Nicht ohne Grund iſt er ſo erſchüttert: das Unerwartete drückt ſchwerer; die Neuheit vermehrt das Gewicht von Unglücksfällen, und jeder Sterbliche empfindet das Schmerzliche um ſo mehr, wenn es ihn zugleich überraſcht.

Daher ſoll uns nichts unerwartet ſeyn. Allen möglichen Fällen iſt die Seele gleichſam entgegenzuſchicken; man ſoll ſich vorſtellen, nicht was alles zu geſchehen pflegt, ſondern was geſchehen kann. Was gibt es, das nicht das Schickſal, wenn es will, zu Boden riße, auch wenn es in der höchſten Blüthe ſteht? Das es nicht um ſo mehr angriffe und zerſchmetterte, je herrlicher es ſtrahlt? Was wäre ihm zu hoch *und zu ſchwer? Es* braucht nicht immer denſelben Weg, ja

oft den einen nicht einmal ganz. Bald ruft es unsere eigenen Hände gegen uns zu Hülfe; bald begnügt es sich mit der eigenen Macht, und erfindet Gefahren ohne Urheber. Keine Zeit ist ausgenommen; im Vergnügen selbst erzeugen sich Ursachen des Schmerzens. Krieg erhebt sich mitten aus dem Frieden; schützende Waffen verkehren sich in schreckende; aus dem Freunde wird ein Gegner, ein Feind aus dem Verbündeten. In plötzliche Stürme, heftiger noch als die des Winters, wandelt sich heitere Sommerwitterung. Ohne Feind leiden wir Feindliches; und ein zu großes Glück schafft sich selbst, auch wenn andere Dinge es nicht thun, sein Verderben. Die Mäßigsten überfällt eine Krankheit, die Kräftigsten Abzehrung, die Schuldlosesten Strafen, die Zurückgezogensten Kriegsgetümmel. Der Zufall wählt oft neue Mittel, um seine Macht Den fühlen zu lassen, welcher sie vergessen zu haben scheint. Was eine lange Zeitreihe, von großer Güte der Götter begünstigt, baute, fällt und zersplittert ein einziger Tag. Eine lange Frist gebe ich dem eilenden Unglück, wenn ich sage, ein Tag; eine Stunde, ein Augenblick ist lange genug, um Reiche zu zertrümmern. Es wäre einiger Trost für unsere Schwäche und unsern Zustand, wenn Alles eben so langsam zu Grunde gienge, als es entstanden ist; allein mit dem Wachsthum geht es langsam, mit dem Verderben eilig. Nichts Eigenes, nichts Gemeinsames ist von Dauer; der Menschen, wie der Städte Geschicke sind unstät. Aus der friedlichsten Stelle erhebt sich der Schreck, und tobt auch von außen kein Feind, so bricht oft Unheil da hervor, von wo man es am *wenigsten* erwartete. Reiche, welche unter innerlichen und auswärtigen Kriegen festbestanden, sinken zusam-

men, auch wenn Niemand ſie umſtößt. Wo wäre der Staat, der ſein Glück ertragen hätte?

Man ſoll alſo auf Alles bedacht ſeyn, und das Gemüth gegen Alles, was kommen kann, feſt machen. Stelle dir Verbannung vor, Folter, Krieg, Peſt, Schiffbruch. Ein Zufall kann dich dem Vaterlande, oder dir das Vaterland rauben, und in irgend eine Einöde dich verſchlagen; ein Zufall kann eben dieſen Ort, wo jetzt die Menge ſich zum Erſticken drängt, zur Einöde machen. Den ganzen Umfang der Menſchenſchickſale hat man ſich vor Augen zu ſtellen, und nicht blos, was ſich häufig ereignet, ſondern, was nur immer ſich ereignen kann, im Geiſte vorauszuſetzen, wenn man nicht überraſcht, nicht von ungewöhnlichen Zufällen, als von unerhörten, betäubt werden will. Man muß das Schickſal im Ganzen überdenken. Wie oft ſtürzten die Städte Aſiens und Achaia's in Einem Erdbeben zuſammen? Wie viele Städte wurden in Syrien, wie viele in Macedonien verſchlungen? Wie oft unterlag Cypern ſolcher zerſtörenden Gewalt? Wie oft ſank Paphos in Trümmer? Häufig erhielten wir Nachrichten von dem Untergange ganzer Städte; und wir, bei welchen ſolche Nachrichten häufig ſind — der wievielte Theil vom Ganzen ſind wir? Erheben wir uns denn gegen das Zufällige; überzeugen wir uns, daß, was auch eintreten mag, nicht ſo groß iſt, als das Gerücht es macht! Eine reiche Stadt iſt in Flammen aufgegangen, die Zierde der Provinzen, welchen ſie mit Vorzugsrechten *) einverleibt war, auf einer mäßigen Anhöhe hingelagert. Aber von allen den Städten,

*) Als colonia juris Romani.

welche man jetzt als groß und herrlich preist, wird die Zeit auch die letzten Spuren austilgen. Siehſt du nicht, wie jetzt ſchon die Fundamente der berühmteſten Städte in Achaia verſchwunden ſind, und Nichts übrig geblieben iſt, woraus zu erkennen wäre, daß ſie jemals geweſen? Und nicht nur Werke der Menſchenhand vergehen; nicht nur, was menſchliche Kunſt und Thätigkeit aufſtellte, wirft die Zeit um: auch Berghöhen ſtürzen ein, ganze Gegenden ſenken ſich; Strecken, ſonſt ferne dem Anblick des Meeres, ſind mit Fluthen bedeckt; das Feuer hat Hügel verzehrt, durch welche es leuchtend hervorbrach; es hat die höchſten Kuppen, den Troſt der Seefahrer, abgenützt, und hohe Warten in die Tiefe niedergezogen. Die Werke der Natur ſelbſt werden beſchädigt; daher müſſen wir den Untergang von Städten mit Gleichmuth ertragen. Sie beſtehen, um zu fallen: auf ſie alle wartet dieſes Ende. Mag nun der ungeſtüme, mächtige Drang im Innern verſchloſſener Luft die Laſt abſchütteln, unter welcher ſie gehalten ward; mag die Gewalt eingeſchloſſener Gewäſſer verwüſtend alle Hinderniſſe durchbrechen, oder der Feuerflammen Gewalt den Boden berſten machen; mag die Länge der Zeit, gegen welche nichts geſichert iſt, allmählig ihre Eroberungen machen, oder mag endlich ungeſunde Luft die Bevölkerung vertreiben, und der verlaſſene Wohnort von ſelbſt zerfallen — es führte zu weit, alle Verhängniſſe des Lebens aufzählen zu wollen. Das Eine weiß ich: alle Werke der Sterblichen ſind zur Sterblichkeit verurtheilt; wir leben unter Vergänglichem.

Dieſe und ähnliche Troſtgründe lege ich unſerem Liberalis nahe, welcher mit unbeſchreiblicher Liebe an ſeiner Vaterſtadt

hängt, die vielleicht verwüstet ist, um sich schöner wieder zu erheben. Oft haben Unfälle einem größeren Glücke Platz gemacht, und manches ist gefallen, um größer und höher sich aufzurichten. Timagenes *), dem Glücke unserer Hauptstadt unhold, pflegte zu sagen, daß er die Brandunfälle in Rom nur darum bedaure, weil er wisse, daß sich Besseres erheben würde, als das Abgebrannte gewesen. Auch in Lugdunum ist zu vermuthen, daß Jeder sich beeifern wird, Größeres und Dauerhafteres an die Stelle des Verlornen zu setzen. Möge es von Dauer, und unter besseren Auspizien für längere Zeiten gegründet seyn! Nun sind seit der Gründung dieser Pflanzstadt hundert Jahre verflossen, ein Alter, das nicht einmal für den Menschen das höchstmögliche ist. Von Plancus gestiftet, gedieh sie durch die Gunst ihrer Lage zu dieser Bevölkerung; und doch erfuhr sie die schwersten Unfälle innerhalb der Grenzen des menschlichen Greisenalters.

Dazu bilde man sein Gemüth, daß es sein Loos verstehe und trage, und daß es wisse, es gebe Nichts, was das Schicksal nicht wage. Es übt ein gleiches Recht gegen die Königreiche, wie gegen die Könige; es vermag Dasselbe gegen ganze Städte, wie gegen Menschen. Ueber nichts dergleichen dürfen wir ungehalten seyn; wir sind in eine Welt eingetreten, in welcher nun einmal unter diesen Bedingungen gelebt wird. Gefällt dir's, so gehorche; gefällt dir's nicht, so gehe von dannen, auf welchem Wege du willst. Du magst zürnen, wenn gegen dich ausschließlich etwas Unbilliges verfügt wird; aber

*) Ein Rhetor und Geschichtschreiber aus Alexandria, bekannt durch seine antirömischen Gesinnungen.

wenn die gleiche Nothwendigkeit die Höchsten wie die Niedrigsten bindet, so söhne dich mit dem Verhängniß aus, von welchem Alles aufgelöst wird. Du darfst uns nicht nach den Grabhügeln messen, und nach den Denkmalen, welche, nach Größe verschieden, die Landstraßen einfassen: die Asche macht alle gleich; ungleich werden wir geboren, gleich sterben wir. Dasselbe gilt von den Städten, was von ihren Bewohnern; Rom ist erobert worden, so gut als Ardea. Der Urheber des Menschenrechts hat uns nach Geburt und Adel des Namens nur für die Zeit unterschieden, während welcher wir sind. Sind wir an das Ziel der Sterblichen gekommen, so spricht er: „weiche, Eitelkeit! Für Alle, welche die Erde beschweren, gilt allweg Ein Gesetz.“ Wir sind darin gleich, daß wir Alles zu erdulden haben; keiner ist hinfälliger als der Andere, keiner für morgen seiner gewisser. Der Macedonierkönig Alexander hatte angefangen, die Meßkunst zu erlernen — der Unglückliche, um von ihr zu erfahren, wie winzig die Erde ist, von welcher er nur den kleinsten Theil in Besitz genommen. Ich sage, der Unglückliche, weil er erkennen mußte, daß er mit Unrecht seinen Beinamen führt; denn wer kann groß in so Kleinem seyn? Was man ihn lehrte, war subtil, und nur mit sorgfältiger Anstrengung des Geistes zu erlernen, nicht erfaßlich für den Unsinnigen, der mit seinen Gedanken über den Ocean hinausschweifte. „Lehre mich Leichtes,“ sprach er. Aber der Lehrer sagte ihm: „diese Wissenschaft ist für Alle dieselbe, für Alle gleich schwer.“

So, denke dir, spreche auch die Natur: „Das, worüber du klagst, ist für Alle dasselbe; keinem kann Leichteres gege-

ten werden; aber Jeder, der will, kann es ſich ſelbſt leichter machen.“ Wodurch? Durch Gleichmuth. Du mußt Schmerz empfinden, dürſten, hungern, altern, wenn dir ein längeres Verweilen unter den Menſchen beſchieden iſt; mußt krank ſeyn, Verluſte erleiden, und ſterben. Aber du darfſt den Menſchen nicht glauben, welche mit Lärm dich umgeben: nichts von allem Dieſem iſt ein Uebel, nichts hart und unerträglich. Man fürchtet ſich davor aus Verabredung; man bangt vor dem Tod, wie vor einem Gerücht. Was iſt thörichter als ein Menſch, der Worte fürchtet? Mit Laune pflegt unſer Demetrius zu ſagen: „die Reden der Unverſtändigen gelten mir ſo viel als die Winde, welche den Eingeweiden entfahren; was liegt mir daran, ob die Narren oben oder unten ſprechen?“ Welcher Unſinn, ſich fürchten, man möchte von Ehrloſen entehrt werden? Wie man aber das Gerücht fürchter ohne Urſache, ſo auch alles Jenes, was man nie fürchtete, wenn das Gerede der Leute es nicht ſo haben wollte. Würde ein rechtſchaffener Mann, wenn eine ungerechte Nachrede ihn beſchmutzte, darum Schaden erleiden? Auch dem Tode ſoll in unſeren Augen dieſes Gerede nicht ſchaden; er ſteht unverdient in üblem Ruf. Keiner von Allen, welche ihn anklagen, hat ihn kennen gelernt; es iſt aber unüberlegt, zu verurtheilen, was man nicht kennt. Das aber weißt du, wie Vielen er heilſam iſt; wie Viele er von Qualen, Armuth, Klagen, Martern und Ueberdruß befreit. Wir ſind in Niemands Gewalt, wenn der Tod in der unſrigen iſt.

Zweiundneunzigster Brief.

Die Tugend allein gewährt das glückliche Leben.

Wir sind, glaube ich, darüber einverstanden, daß gewisse äußere Dinge für den Körper herbeigeschafft, daß der Körper der Seele zu lieb gepflegt werde, und daß in der Seele gewisse dienende Theile seyen, durch welche wir uns bewegen und ernähren, und welche uns um des Vornehmsten willen gegeben sind. In diesem Vornehmsten ist etwas nicht Vernünftiges und etwas Vernünftiges. Jenes ist diesem dienstbar; dieses ist das Einzige, was von nichts Anderem abhängt, und Alles auf sich bezieht. Denn wie die göttliche Vernunft über Allem steht, sie selbst keinem Anderem untergeordnet, so auch unsere Vernunft, die aus jener ist. Wenn wir darüber einig sind, so sind wir es folglich auch darüber, daß das glückliche Leben einzig davon abhänge, ob die Vernunft in uns vollkommen sey. Denn diese allein läßt die Seele sich nicht beugen; sie hält Stand gegen das Schicksal; in jedem Zustand der Dinge bewahrt sie uns sorgenfrei. Das aber ist allein gut, was nie Abbruch erleidet. Der allein, behaupte ich, ist glücklich, welchen nichts kleiner macht; er behauptet die höchste Stellung, auf Nichts als auf sich selbst gestützt. Denn wer mit fremder Hülfe sich empor hält, kann fallen. Wenn es anders ist, so wird Vieles, was nicht unser ist, anfangen, über uns Gewalt zu haben. Wer will durch das Schicksal bestehen? Welcher Vernünftige bewundert sich um etwas, das nicht sein ist? Was ist glückliches Leben? Freudi-

losigkeit und bleibende Seelenruhe. Diese wird gewonnen, wenn die Seele erhaben denkt, und beharrlich festhält, was sie für gut erkannt hat. Wie gelangt man hierzu? Wenn man die Wahrheit ganz durchschaut; wenn man im Handeln Ordnung bewahrt, Maaß, Anstand, und einen unschuldigen, gutmeinenden Willen, der immer nach der Vernunft sich richtet, und nie von dieser sich entfernend, gleichermaßen Liebe wie Bewunderung verdient. Kurz, um es dir in einer bündigen Formel zu geben: des Weisen Seele muß so beschaffen seyn, wie sie eines Gottes würdig wäre. Was kann der vermissen, welchem alles Sittlichgute zu Theil wird? Denn könnte das Nichtsittliche Etwas zum besten Zustande beitragen, so würde das glückliche Leben auf Dingen beruhen, mit welchen es nicht vereinbar ist *). Was wäre verkehrter und schimpflicher, als das Gut der vernünftigen Seele an das Unvernünftige zu knüpfen?

Einige glauben jedoch, das höchste Gut sey einer Vermehrung fähig, sofern es, wenn Zufälliges widerstreite, nicht vollständig sey. Selbst Antipater, einer der großen Lehrer dieser Schule, sagt, er gestehe den äußeren Dingen etwas zu, aber nur sehr Wenig. Was würde man dazu sagen, wenn Einer mit dem Tageslicht nicht zufrieden wäre, falls nicht auch ein Lämpchen dazu leuchtete? Was soll bei dem hellen Sonnenschein ein Funke wirken? Bist du nicht mit der Tugend allein zufrieden, so mußt du nothwendig wünschen, daß auch jene Ruhe, welche die Griechen ἀοχλησία (das Unbeläſtigtseyn) nennen oder das sinnliche Vergnügen hin-

*) Cum quibus non est, statt Schweighäuſers ſinnloſem: sine quibus n. e.

zukomme. Jenes erstere läßt sich immerhin annehmen. Denn die Seele, unbehindert am Anschauen des All, ist frei von Beschwerden, und nichts zieht sie ab von der Betrachtung der Natur; das letztere, die Sinnenlust, ist ein Gut des Thiers. Wir bringen zu dem Vernünftigen das Nichtvernünftige, zu dem Sittlichen das Nichtsittliche. Ein körperlicher Kitzel gewährt Lust; warum steht man also an, zu sagen, es sey dem Menschen wohl, wenn seinem Gaumen wohl ist? Und den willst du nicht zu den Menschen nur, sondern zu den Männern zählen, dessen höchstes Gut in wohlschmeckenden Dingen, in Farben und Tönen besteht?

Er trete aus der Zahl dieser edelsten aller Thiere, den nächsten nach den Göttern; er geselle sich zu den unvernünftigen Geschöpfen, die nur ihres Futters sich freuen. Das Nichtvernünftige in der Seele hat zwei Theile: der eine ist aufgeregt, ehrgeizig, unbändig, der Sitz der Leidenschaften; der andere niedrig, schlaff, den Lüsten ergeben. Jenen ungezügelten, aber besseren, jedenfalls kräftigeren und des Mannes würdigeren, haben sie aufgegeben; diesen nervlosen und verworfenen halten sie für unentbehrlich zum glücklichen Leben. Ihm soll die Vernunft fröhnen. Das Gut des edelsten Geschöpfes soll etwas Niedriges und Gemeines seyn, ein monströses Gemisch aus verschiedenen, übel zusammenstimmenden Bestandtheilen, ähnlich der Scylla, von welcher unser Virgilius sagt:

> Vorn ist Menschengestalt, und schön von Busen die Jungfrau
> Bis an den Schooß; doch hinten ein graunvoll ringelnder Wallfisch,

Welcher Delphinengeschwänz an den Bauch der Wölfe gefüget. *)

Und doch sind mit dieser Scylla nur Thiere verbunden, wilde zwar und furchtbare, reißende; aber aus welchen Ungeheuern haben jene die Weisheit zusammengesetzt? „Der erste Theil des Menschen ist die Tugend selbst; an sie knüpft sich ein unnützes, liederliches Fleisch, bloß tauglich, Speisen in sich aufzunehmen," wie Posidonius sagt. Jene göttliche Tugend geht in Schlüpfriges aus, und den obern, ehrwürdigen und himmlischen Theilen ist ein träges, schlaffes Thier angefügt. Jene tiefe Ruhe gewährt zwar der Seele Nichts, aber sie entfernt doch die Hindernisse; durch die Sinnenlust jedoch wird sie aufgelöst und alle ihre Kraft gelähmt. Wo wird man eine Verbindung so widerstrebender Körper finden? Dem Kraftvollsten wird das Unkräftigste angefügt, dem Ernstesten das so wenig Ernste, dem Keuschesten Zuchtloses bis zur Blutschande.

„Wie aber," sagt man, „wenn Gesundheit, Ruhe, Schmerzlosigkeit der Tugend nicht hinderlich sind, wirst du sie nicht begehren?" Wie sollte ich nicht? Aber nicht, weil sie Güter, sondern, weil sie der Natur gemäß sind, und weil sie nach richtigem Urtheil von mir gewählt werden. Was wird alsdann Gutes an ihnen seyn? Das Eine, ihre richtige Wahl. Wenn ich eine Bekleidung wähle, wie sie angemessen ist; wenn mein Gang ist, wie sich gebührt; wenn ich speise, wie ich soll, so ist nicht meine Mahlzeit, mein Gang, meine Bekleidung gut, sondern mein Verfahren, welches in allen Din-

*) Reneide III, 326 ff.

gen das vernünftige Maaß beobachtet. Noch setze ich hinzu: die Wahl eines reinen Kleides ist für den Menschen wünschenswerth; denn von der Natur ist der Mensch ein reines und sauberes Geschöpf. Also ist ein reines Kleid nicht für sich selbst ein Gut, sondern die Wahl eines reinen; weil das Gut nicht in der Sache selbst liegt, sondern in der Wahl, durch welche unsere Handlung, nicht der Gegenstand derselben, sittlich gut wird. Was ich vom Kleide sagte, denke dir auch vom Körper gesagt. Auch diesen hat die Natur, wie ein Gewand, der Seele umgelegt: er ist deren Hülle. Wer hat aber je Kleider nach dem Schranke geschätzt? Ein Schwert wird durch seine Scheide weder gut noch schlecht. Also gebe ich dir auch wegen des Körpers dieselbe Antwort: ich werde, wenn mir die Wahl gelassen ist, Gesundheit und Körperkräfte annehmen; aber das Gute dabei wird mein Urtheil über sie seyn, nicht sie selbst.

„Der Weise ist zwar glücklich," sagt man weiter: „allein jenes höchste Gut erreicht er nicht, wofern ihm nicht die natürlichen Werkzeuge entsprechen. So kann zwar, wer die Tugend hat, nicht unglücklich seyn; aber glücklich in vollem Maaß ist er nicht, wenn die natürlichen Güter, Gesundheit und unverletzte Glieder, ihm fehlen." Damit giebst du das zu, was schwerer zu begreifen scheint, daß man auch unter den größten und anhaltendsten Schmerzen nicht elend, sogar glücklich seyn könne; läugnest aber das leichter zu Glaubende, daß man es in vollem Maaße seyn könne. Wenn die Tugend bewirken kann, daß man nicht unglücklich ist, so wird sie noch leichter bewirken, daß man in vollem Maaß glücklich ist. Denn der Unterschied zwischen glücklich und vollkommen

glücklich iſt minder groß, als zwiſchen unglücklich und glücklich. Was mächtig genug iſt, den Menſchen dem Elend zu entrücken, und unter die Glücklichen zu verſetzen, ſoll das Uebrige nicht hinzufügen können, um ihn vollkommen glücklich zu machen? Soll, auf der Höhe angelangt, ermatten? Es giebt Annehmlichkeiten im Leben und Unannehmlichkeiten, beide außer uns. Wenn der rechtſchaffene Mann nicht unglücklich iſt, auch wenn alles Ungemach ihn drückt, wie ſollte er nicht in vollem Maaße glücklich ſeyn, auch wenn einige Annehmlichkeiten ihm fehlen? Denn wie er durch die Laſt des Unangenehmen nicht bis zum Elendſeyn niedergedrückt wird, ſo zieht ihn auch der Mangel des Angenehmen nicht von der höchſten Höhe des Glücks herab: er iſt ohne Angenehmes eben ſo ſehr der Glücklichſte, als er unter Unannehmlichkeiten nicht elend iſt; ſonſt könnte ihm ſein Gut entriſſen werden, wenn es verringert werden könnte.

Vorhin ſagte ich, das Licht eines Lämpchens vermehre den hellen Sonnenſchein nicht; denn durch die Klarheit des letztern wird Alles, was ſonſt leuchtete, überſtrahlt. „Aber," wendet man ein, „auch der Sonne ſtellen ſich Hinderniſſe entgegen; der Sonne Kraft und Licht bleibt ungeſchmälert, auch bei Hinderniſſen; und wenngleich Dinge dazwiſchen treten können, welche ihren Anblick uns entziehen, ſo iſt ſie doch in Wirkſamkeit, und ſetzt ihren Lauf fort. Wenn ſie bei umwölktem Himmel leuchtet, ſo iſt ſie nicht kleiner noch langſamer, als bei heiterem, weil es ein großer Unterſchied iſt, ob Etwas ſich nur entgegenſtellt oder aufhält. Eben ſo entziehen der Tugend jene Dinge nichts, welche ihr entgegentreten. Sie wird dadurch nicht vermindert, aber ſie glänzt

weniger; uns fällt sie vielleicht minder leuchtend ins Auge: an sich ist sie dieselbe, und nach Art der verdunkelten Sonne übt sie ihre Kraft im Verborgenen. Also vermögen Unglücksfälle, Verluste, Mißhandlungen gegen die Tugend eben so viel, als ein Nebel gegen die Sonne.

Man hört auch die Behauptung: der Weise, dessen Körper nicht in erwünschter Verfassung, sey weder elend noch glücklich. Auch dieses ist ein Irrthum. Man stellt hier das Zufällige den Tugenden gleich, und räumt dem nicht Sittlichguten eben so viel ein, als dem Sittlichguten. Kann es aber etwas Häßlicheres und Unwürdigeres geben, als Ehrwürdiges mit Verächtlichem zusammenzustellen? Ehrwürdig sind Treue, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Muth, Klugheit; geringen Werthes dagegen sind Dinge, welche oft dem Werthlosesten in vollem Maaße zufallen, kräftige Beine und Arme, und Zähne, und deren Gesundheit und Festigkeit. Sodann, wenn der Weise, der an Körperbeschwerden leidet, weder für elend noch für glücklich gehalten, sondern in der Mitte belassen wird, so wird auch sein Zustand weder wünschenswerth seyn, noch vermieden werden müssen. Was könnte aber ungereimter seyn, als zu sagen, der Zustand eines Weisen sey nicht wünschenswerth? Was weniger zu begreifen, als ein Zustand, der nicht zu wünschen, aber auch nicht zu fliehen wäre? Ferner: wenn körperliche Gebrechen nicht unglücklich machen, so lassen sie glücklich seyn. Denn was die Macht nicht hat, in einen schlechten Zustand zu versetzen, ist auch nicht im Stande, den besten zu unterbrechen. — „Wir kennen," sagt man, „Kaltes und Warmes; zwischen beiden ist das Laue. Ist Einer glücklich, und ein Anderer unglücklich, so kann ein

brauch der Fenſter, welche durch die durchſichtigen Scheiben des Spiegelſteines das volle Tageslicht einlaſſen; die hohlen Fußböden der Bäder und die durch die Wände laufenden Röhren, durch welche die Wärme ſich zieht, und nach oben und unten ſich gleichmäßig verbreitet. Nicht zu gedenken des Marmors, von welchem Tempel und Häuſer erglänzen; der gewaltigen, geſchliffenen Säulenmaſſen, welche die Dächer von Hallen tragen, die geräumig genug ſind, die Bevölkerung ganzer Städte zu faſſen; der Zeichenſchrift, vermöge welcher auch die noch ſo raſche Rede aufgenommen wird, und die Eile der Hand der ſchnellſten Zunge gleichkommt. Dieß ſind Erfindungen der niedrigſten Sclaven: die Weisheit wohnt höher, ſie richtet nicht Hände ab; ſie iſt die Lehrerin der Geiſter. Du willſt wiſſen, was ſie zu Tage gefördert, was ſie zu Stande gebracht hat? Nicht unanſtändige Bewegungen des Körpers, nicht mancherlei Töne der Trompete oder Flöte, in welcher die Luft hindurch- oder hinausgeſtoßen zur Melodie wird; nicht Waffen noch Mauern und Kriege: ſie arbeitet für das Nützliche, iſt dem Frieden hold, und ruft das Menſchengeſchlecht zur Eintracht. Ich wiederhole es, ſie iſt keine Handwerkerin, welche die Geräthſchaften zum nöthigen Gebrauch verfertigte.

Wie magſt du ſolche Erbärmlichkeiten ihr zuweiſen? Du ſiehſt in ihr die Kunſt des Lebens. Die übrigen Künſte hat ſie unter ſich; denn wer über das Leben herrſcht, herrſcht auch über Alles, was zu deſſen Ausrüſtung dient. Im Uebrigen iſt nur der glückliche Zuſtand ihr Ziel: dahin führt ſie, dahin öffnet ſie die Wege. Sie zeigt, was wirkliche, was ſcheinbare Uebel ſeyen; ſie befreit die Seele von dem Eiteln,

as glückliche Leben, welches aus der Tugend kommt.
igend ist ein so großes Gut, daß sie so geringe Neben-
nicht wahrnimmt, als Kürze des Lebens, Schmerz und
ncherlei Unordnungen des Körpers. Sinnenlust ist
ht würdig, von ihr berücksichtigt zu werden. Was ist
chönste an der Tugend? Daß sie des Künftigen nicht
und ihre Tage nicht zählt; auch in der kleinsten
frist bringt sie ihre ewigen Güter zu Stande.
ieses ist uns unbegreiflich, und scheint uns über die
liche Natur hinauszugehen; denn wir messen die Größe
heit der Tugend nach unserer Schwäche, und belegen
m Namen der Tugend unsere Mängel. Aber scheint
s nicht eben so unbegreiflich, daß Einer mitten unter
ößten Qualen sagen sollte: ich bin glücklich? Und doch
es Wort in der Schule des Vergnügens selbst gehört
. „Dieß ist mein glücklichster und mein letzter Lebens-
ief Epicur, als ihn die Harnverhaltung und die Schmer-
nes entzündeten Unterleibes marterten. Wie sollte
was bei denen, welche die Tugend verehren, unbegreif-
n, was sich doch auch bei Solchen findet, bei welchen
rgnügen die Herrschaft führt? Auch diese Ausgearteten,
Gesinnten sagen, bei den größten Schmerzen, unter
wersten Unglücksfällen werde der Weise weder unglück-
ch glücklich seyn. Und doch ist auch Dieß unbegreiflich,
unbegreiflicher. Denn ich sehe nicht, wie die Tugend,
von ihrem Gipfel gestürzt, nicht in die unterste Tiefe
en sollte. Sie muß entweder glücklich machen, oder
d, wenn sie davon ausgeschlossen ist, nicht verhindern,

daß man unglücklich werde. Stehend kann ſie nicht entlaſſen werden; entweder wird ſie beſiegt, oder ſie iſt Siegerin. — „Den unſterblichen Göttern," ſagt man, „iſt allein Tugend und glückliches Leben zu Theil geworden, uns nur ein Abbild und ein Schatten von jenen Gütern: wir nähern uns ihnen, aber wir erreichen ſie nicht." — Die Vernunft iſt Göttern und Menſchen gemein; in Jenen iſt ſie vollender, in uns der Vollendung fähig. Aber unſere Fehler nöthigen uns, die Hoffnung aufzugeben. Freilich der Weiſe des zweiten Rangs iſt noch wenig feſt in Bewahrung des Beſten; noch wankt ſein Urtheil und iſt unzuverläßig. Dieſer mag immerhin geſunden Zuſtand ſeiner Augen und Ohren verlangen, leidliches Wohlbefinden, ein nicht unanſehnliches Aeußere, einen Körper, der immer in ſeiner gehörigen Verfaſſung bleibe, und zu dieſem Allem eine längere Dauer des Lebens; eine ſolche erlaubt ihm zu thun, was er nicht bereuen darf. In dieſem unvollkommnen Menſchen wohnt noch eine Kraft des Schlechten; weil er noch ein wandelbares Gemüth hat, ſo treibt ihn das anhängende Schlechte zum Verkehrten, und ſo oft jenes in ihm aufgeregt iſt, ſteht er dem Guten ferne. Noch iſt er alſo nicht gut; aber er wird zum Guten gebildet. Wem jedoch zum Guten noch etwas fehlt, der iſt ſchlecht.

Aber wem Kraft beiwohnt, und ein fertiger Muth in dem Herzen *),

der ſteht den Göttern gleich; dorthin ſtrebt er, ſeines Urſprungs eingedenk. Niemand iſt verwerflich, der emporzuſteigen ſich müht, von wannen er herabſtieg. Warum ſollten

*) Virgil. Aen. V, 365.

wir nicht glauben, daß etwas Göttliches in dem ſey, der ein Theil Gottes iſt? Dieſes Ganze, was uns in ſich begreift, iſt Eines und iſt Gott; wir ſind Genoſſen von ihm und Glieder. Unſere Seele kann Großes erfaſſen: ſie kann ſich dorthin erheben, wenn Laſter ſie nicht niederdrücken. Wie die Stellung unſeres Körpers eine aufgerichtete iſt, und nach dem Himmel ſchaut, ſo iſt auch unſere Seele, die ſich ausdehnen kann, ſo weit ſie will, von der Natur dazu geſchaffen, daß ſie eben das will, was die Götter wollen, wiewohl ſie eigenthümlicher Kräfte ſich dazu bedient, und ſich in ihrem eigenen Kreiſe erweitert. Nicht auf fremdem Wege ſtrebt ſie nach dem Höchſten. Es wäre eine große Aufgabe, in den Himmel zu gehen; ſie geht nur dahin zurück: zu dieſer Rückkehr iſt ſie geboren. So wandelt ſie kühn, alles Andere verachtend; auch nach dem Gelde blickt ſie nicht zurück. Gold und Silber, würdig der Finſterniß, in welcher es verborgen lag, ſchätzt ſie nicht nach dem Glanze, mit welchem es die Augen, der Unverſtändigen blendet, ſondern nach dem alten Koth, aus welchem unſere Begierde es aufgegraben und ausgeſchieden hat. Sie weiß, behaupte ich, daß der Reichthum anderswo liegt, als wo er aufgehäuft wird; daß der Geiſt, nicht die Kiſte angefüllt werden ſoll. Wir können die Seele zur Herrin über alle Dinge ſetzen, können ſie in den Beſitz der Natur einführen, daß nur der Sonne Auf- und Niedergang ihr Eigenthum begränze, und ſie nach der Götter Weiſe Alles beſitze, indem ſie hoch herabſieht auf alle die, welche nur durch ihre Schätze reich ſind, und von welchen Keiner ſo ſehr des Seinigen ſich freut, als ihn das Fremde verdrießt. Wenn ſie zu dieſer Höhe ſich gehoben, ſo iſt ſie auch nicht mehr Liebhaber

ſondern Verſorgerin ihres Körpers, als einer nothwendigen Laſt; ſie ordnet ſich nicht dem unter, über welchen ſie geſetzt iſt. Niemand iſt frei, der dem Körper dient. Denn nicht zu gedenken der andern Herrn, welche wir uns durch übertriebene Sorge für jenen aufladen, ſo iſt er ja ſelbſt ein ſchwer zu befriedigender Gebieter. Dieſem entzieht ſie ſich bald mit Gleichmuth; bald enteilt ſie ihm voll hohen Muthes, und fragt nicht, was ſeine Ueberbleibſel für ein Ende nehmen werden. Wie wir uns nicht um die Barthaare kümmern, welche man uns abgeſchoren, ſo glaubt auch eine erhabene Seele, wenn ſie den Menſchen verlaſſen will, daß die Frage, wohin man ihre Hülle bringen ſolle, ob Feuer ſie verzehren, oder die Erde ſie decken, oder wilde Thiere ſie zerreißen werden, ſie ſelbſt eben ſo wenig angehe, als die Nachgeburt den Neugebornen. Ob ſie weggeworfen und von Vögeln verſchleppt, oder „den Hunden zur Beute" überlaſſen und verzehrt werde, was kümmert es ſie? Wer, ſo lange er unter den Menſchen war, keine Drohungen fürchtete, ſoll nach dem Tode die Drohungen Derer fürchten, welchen es nicht genügt, bis zum Tode gefürchtet zu werden? Mich ſchreckt der Haken *) nicht, ſpricht er, noch die Zerfleiſchung meiner zur Schmach hingeworfenen Leiche, nur dem Zuſchauer gräßlich. Niemanden bitte ich um den letzten Dienſt; Niemanden empfehle ich meine Ueberreſte: damit keiner unbeſtattet bleibe, dafür hat die Natur geſorgt. Wen die Grauſamkeit hingeworfen, den wird die Zeit begraben. Schön ſagt Mäcenas:

*) An welchem die Leichen der Verurtheilten weggeſchleppt wurden.

„Nicht ſorg' ich für ein Grabmal: die Natur
Beſtattet den Verlaßnen."

Man ſollte denken, ein „Hochgeſchürzter" hätte ſo geſprochen. Aber Mäcenas hatte wirklich einen großartigen und männlichen Sinn: hätte er nur ſich ſelbſt nicht herabgeſtimmt!

Dreiundneunzigſter Brief.

Ueber die Kürze des Lebens.

In Deinem Briefe, in welchem Du den Tod des Philoſophen Metrónax *) beklagſt, als ob er hätte länger leben können und ſollen, vermißte ich die Billigkeit, welche Du in jeder Rolle des Lebens, in Allem, was du thuſt, beweiſeſt, und nur da nicht zeigſt, wo ſie Allen fehlt. Viele habe ich gefunden, welche billig gegen die Menſchen ſind, Keinen, der es gegen die Götter wäre. Wir ſchelten täglich das Verhängniß. „Warum iſt Dieſer mitten in ſeiner Laufbahn weggerafft worden? Warum wird es Jener nicht? Warum ſoll er ein ihm und andern beſchwerliches Alter hinſchleppen?" Was hältſt Du denn, ich bitte Dich, für billiger, daß Du der Natur, oder die Natur Dir gehorche? Was liegt aber daran, wie bald Du von da weggeheſt, von wo Du einmal doch weggehen mußt? Nicht lange, ſondern genügend zu leben, ſey unſere Sorge. Um lange zu leben, brauchen wir die Gunſt des Schickſals, um genügend, unſeren Willen. Lang iſt das Leben, wenn es vollſtändig iſt; es wird vollſtändig, wenn

*) S. Br. 76.

klare Quelle und Bäche, frei ſtrömend, nicht in Röhren und eine künſtliche Leitung eingezwängt, und ſchaal, Auen, ſchön ohne Kunſt, und mitten in ihnen die ländliche Hütte, von bäuriſchen Händen aufgeputzt. Dieß war ein Haus nach der Natur, in welchem man gerne wohnte, ohne ſelbſt noch für daſſelbe fürchten zu müſſen. Jetzt ſind unſere Häuſer ſelbſt zum großen Theil der Grund unſerer Furcht.

Gleichwohl, ſo ſchön das Leben war, das jene Menſchen ohne Falſch führten, ſo waren ſie nicht weiſe, ſo ferne dieſer Name der erhabenſten Thätigkeit gebührt. Ich möchte nicht läugnen, daß es hochherzige Menſchen, ſo zu ſagen, friſche Abkömmlinge der Götter waren; denn es iſt nicht zu bezweifeln, daß die noch nicht erſchöpfte Welt edlere Geburten lieferte. Wenn ſie aber auch Alle kräftigere, zur Arbeit tüchtigere Naturen waren, ſo waren ſie darum nicht alle geiſtig vollendete Menſchen. Die Tugend iſt kein Geſchenk der Natur; es iſt eine Kunſt, gut zu werden. Sie ſuchten kein Gold, noch Silber, noch durchſichtige Steine in der unterſten Hefe der Erde; ſie ſchonten noch der vernunftloſen Thiere, geſchweige, daß ein Menſch den andern, nicht im Zorn, nicht weil er ihn fürchtete, bloß um des Schauſpiels willen, umgebracht hätte. Noch hatten ſie keine geſtickte Kleider, kein gewirktes Gold; es ward noch keines ausgegraben. Aus Unkenntniß der Dinge waren ſie unſchuldig; aber es iſt ein großer Unterſchied, ob man die Sünde nicht will, oder nicht kennt. Es fehlte ihnen Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung und Tapferkeit. Dieſen Tugenden Aehnliches hatte das unbildete Leben; aber die Tugend ſelbſt wird nur der unterrichteten und belehrten Seele zu Theil, welche durch unab-

lässige Uebung zum Höchsten gelangt ist. Dazu werden wir geboren, aber ohne dasselbe; und auch in dem Besten ist, ehe man ihn bildet, nur der Stoff zur Tugend, nicht diese selbst.

Einundneunzigster Brief.

Ueber die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge.

Unser Freund Liberalis ist sehr über die Nachricht niedergeschlagen, daß eine Feuersbrunst unsere Pflanzstadt Lugdunum *) eingeäschert, ein Unglück, das Jedem, wie viel mehr einem Mann, der seine Vaterstadt über alles liebt, nahe gehen muß. Dieses Ereigniß läßt ihn jetzt jene Fassung des Geistes vermissen, zu welcher er sich sonst für alle die Fälle, welche, wie er glaubt, zu fürchten seyn könnten, geübt hatte. Wenn er nun freilich wegen eines so unvermutheten und unerhörten Unfalls außer Sorgen war, so wundert es mich nicht, da jener ohne Beispiel ist; denn schon viele Städte hat das Feuer heimgesucht, noch keine vertilgt. Auch wo Feindeshand Feuerbrände in die Häuser warf, erlöschen sie doch an vielen Stellen; und auch da und dort angefacht, verzehrten sie doch nicht leicht Alles so gänzlich, daß Nichts dem Schwert übrig bliebe. Auch Erdbeben waren wohl nie so heftig und zerstörend, daß sie ganze Städte um-

*) Lyon.

ſtürzten. Kurz, nie brach für eine Stadt eine ſo fi
liche Brunſt aus, daß ſie einer zweiten nichts übrig
hätte. So viele prachtvolle Bauwerke, deren jedes
eine Stadt verherrlichen könnte, warf Eine Nacht zu
und ein Unglück, das man in dieſem Umfange nicht
im Kriege zu fürchten hat, hat ſich im tiefen Friede
tragen. Wer ſollte es glauben? Während allenthal
Waffen raſten, während ſorgloſe Ru
breitet iſt, muß man Lugdunum, auf welches man in
ſtolz hinwies — ſuchen! Noch immer hat das Schickſal
es eine Geſammtheit heimſuchte, zuvor fürchten laſſe
man leiden ſollte; alles Große hat eine gewiſſe Dauer
tergangs: hier war Eine Nacht zwiſchen einer großen
und keiner. Ja, meine Erzählung von ihrer Ver
dauert länger, als dieſe ſelbſt. Dieſes alles beugt
Liberalis tief, der ſonſt gegen Alles, was nur ihn
feſt und aufrecht bleibt. Nicht ohne Grund iſt er ſo
tert: das Unerwartete drückt ſchwerer; die Neuheit v
das Gewicht von Unglücksfällen, und jeder Sterbliche
det das Schmerzliche um ſo mehr, wenn es ihn
überraſcht.

Daher ſoll uns nichts unerwartet ſeyn. Allen m
Fällen iſt die Seele gleichſam entgegenzuſchicken; w
ſich vorſtellen, nicht was alles zu geſchehen pflegt,
was geſchehen kann. Was gibt es, das nicht das S
wenn es will, zu Boden riße, auch wenn es in der
Blüthe ſteht? Das es nicht um ſo mehr angriffe
ſchmetterte, je herrlicher es ſtrahlt? Was wäre ihm
zu ſchwer? Es braucht nicht immer denſelben

oft den einen nicht einmal ganz. Bald ruft es unſere eigenen Hände gegen uns zu Hülfe; bald begnügt es ſich mit der eigenen Macht, und erfindet Gefahren ohne Urheber. Keine Zeit iſt ausgenommen; im Vergnügen ſelbſt erzeugen ſich Urſachen des Schmerzens. Krieg erhebt ſich mitten aus dem Frieden; ſchützende Waffen verkehren ſich in ſchreckende; aus dem Freunde wird ein Gegner, ein Feind aus dem Verbündeten. In plötzliche Stürme, heftiger noch als die des Winters, wandelt ſich heitere Sommerwitterung. Ohne Feind leiden wir Feindliches; und ein zu großes Glück ſchafft ſich ſelbſt, auch wenn andere Dinge es nicht thun, ſein Verderben. Die Mäßigſten überfällt eine Krankheit, die Kräftigſten Abzehrung, die Schuldloſeſten Strafen, die Zurückgezogenſten Kriegsgetümmel. Der Zufall wählt oft neue Mittel, um ſeine Macht Den fühlen zu laſſen, welcher ſie vergeſſen zu haben ſcheint. Was eine lange Zeitreihe, von großer Güte der Götter begünſtigt, baute, fällt und zerſplittert ein einziger Tag. Eine lange Friſt gebe ich dem eilenden Unglück, wenn ich ſage, ein Tag; eine Stunde, ein Augenblick iſt lange genug, um Reiche zu zertrümmern. Es wäre einiger Troſt für unſere Schwäche und unſern Zuſtand, wenn Alles eben ſo langſam zu Grunde gienge, als es entſtanden iſt; allein mit dem Wachsthum geht es langſam, mit dem Verderben eilig. Nichts Eigenes, nichts Gemeinſames iſt von Dauer; der Menſchen, wie der Städte Geſchicke ſind unſtät. Aus der friedlichſten Stelle erhebt ſich der Schreck, und tödt auch von außen kein Feind, ſo bricht oft Unheil da hervor, von wo man es am wenigſten erwartete. Reiche, welche unter innerlichen *und auswärtigen* Kriegen feſtbeſtanden, ſinken zuſam-

men, auch wenn Niemand ſie umſtößt. Wo wäre der Staat, der ſein Glück ertragen hätte?

Man ſoll alſo auf Alles bedacht ſeyn, und das Gemüth gegen Alles, was kommen kann, feſt machen. Stelle dir Verbannung vor, Folter, Krieg, Peſt, Schiffbruch. Ein Zufall kann dich dem Vaterlande, oder dir das Vaterland rauben, und in irgend eine Einöde dich verſchlagen; ein Zufall kann eben dieſen Ort, wo jetzt die Menge ſich zum Erſticken drängt, zur Einöde machen. Den ganzen Umfang der Menſchenſchickſale hat man ſich vor Augen zu ſtellen, und nicht blos, was ſich häufig ereignet, ſondern, was nur immer ſich ereignen kann, im Geiſte vorauszuſetzen, wenn man nicht überraſcht, nicht von ungewöhnlichen Zufällen, als von unerhörten, betäubt werden will. Man muß das Schickſal im Ganzen überdenken. Wie oft ſtürzten die Städte Aſiens und Achaia's in Einem Erdbeben zuſammen? Wie viele Städte wurden in Syrien, wie viele in Macedonien verſchlungen? Wie oft unterlag Cypern ſolcher zerſtörenden Gewalt? Wie oft ſank Paphos in Trümmer? Häufig erhielten wir Nachrichten von dem Untergange ganzer Städte; und wir, bei welchen ſolche Nachrichten häufig ſind — der wievielte Theil vom Ganzen ſind wir? Erheben wir uns denn gegen das Zufällige; überzeugen wir uns, daß, was auch eintreten mag, nicht ſo groß iſt, als das Gerücht es macht! Eine reiche Stadt iſt in Flammen aufgegangen, die Zierde der Provinzen, welchen ſie mit Vorzugsrechten *) einverleibt war, auf einer mäßigen Anhöhe hingelagert. Aber von allen den Städten,

*) *Als colonia juris* Romani.

Lucius Annäus Seneca des Philoſophen

Werke.

Sechszehntes Bändchen.

Briefe,

überſetzt

von

Dr. A. Haakh in Stuttgart.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1851.

hängt, die vielleicht verwüſtet iſt, um ſich ſchöner wieder zu erheben. Oft haben Unfälle einem größeren Glücke Platz gemacht, und manches iſt gefallen, um größer und höher ſich aufzurichten. Timagenes *), dem Glücke unſerer Hauptſtadt unhold, pflegte zu ſagen, daß er die Brandunfälle in Rom nur darum bedaure, weil er wiſſe, daß ſich Beſſeres erheben würde, als das Abgebrannte geweſen. Auch in Lugdunum iſt zu vermuthen, daß Jeder ſich beeifern wird, Größeres und Dauerhafteres an die Stelle des Verlornen zu ſetzen. Möge es von Dauer, und unter beſſeren Auſpizien für längere Zeiten gegründet ſeyn! Nun ſind ſeit der Gründung dieſer Pflanzſtadt hundert Jahre verfloſſen, ein Alter, das nicht einmal für den Menſchen das höchſtmögliche iſt. Von Plancus geſtiftet, gedieh ſie durch die Gunſt ihrer Lage zu dieſer Bevölkerung; und doch erfuhr ſie die ſchwerſten Unfälle innerhalb der Grenzen des menſchlichen Greiſenalters.

Dazu bilde man ſein Gemüth, daß es ſein Loos verſtehe und trage, und daß es wiſſe, es gebe Nichts, was das Schickſal nicht wage. Es übt ein gleiches Recht gegen die Königreiche, wie gegen die Könige; es vermag Daſſelbe gegen ganze Städte, wie gegen Menſchen. Ueber nichts dergleichen dürfen wir ungehalten ſeyn; wir ſind in eine Welt eingetreten, in welcher nun einmal unter dieſen Bedingungen gelebt wird. Gefällt dir's, ſo gehorche; gefällt dir's nicht, ſo gehe von dannen, auf welchem Wege du willſt. Du magſt zürnen, wenn gegen dich ausſchließlich etwas Unbilliges verfügt wird; aber

*) Ein Rhetor und Geſchichtſchreiber aus Alexandria, bekannt durch ſeine antirömiſchen Geſinnungen.

Vierundneunzigster Brief. *)

Beweisführung gegen den Stoiker Ariſto, daß die beſondere, Vorſchriften ertheilende Sittenlehre keineswegs zu verwerfen ſei.

Denjenigen Theil der Philoſophie, welcher für jedes Lebensverhältniß beſondere Vorſchriften gibt, und nicht im Allgemeinen den Menſchen bildet, ſondern dem Gatten räth, wie er ſich gegen ſeine Frau benehmen, dem Vater, wie er ſeine Kinder erziehen, dem Herrn, wie er ſeine Sclaven regieren ſoll, haben Einige ausſchließend zu ihrem Stoffe gewählt, und die übrigen Theile, als würden ſie über die Grenzen unſeres Bedürfniſſes hinausſchweifen, bei Seite gelaſſen;

*) Da der verewigte Ueberſetzer der bisher erſchienenen Bändchen von Seneca's Briefen, Profeſſor v. Pauly, noch bei Lebzeiten durch mehrfache andere Aufgaben an der Vollendung der Arbeit verhindert, den Unterzeichneten aufforderte, den Reſt der Ueberſetzung zu liefern, ſo entſprach derſelbe, im Einverſtändniſſe der Redaction, dieſem Antrage, und veröffentlicht nun ſeine Arbeit mit dem Wunſche, daß dieſelbe hinter der ſeines Vorgängers nicht allzuſehr zurückſtehend erfunden werden möchte. — Den Text betreffend, ſo folgte der Ueberſetzer der inzwiſchen erſchienenen Fickert'ſchen Ausgabe (Lips. 1842), und ſuchte die wenigen Abweichungen, die er ſich von derſelben erlaubte, durch kurze Anmerkungen unter dem Texte zu rechtfertigen. Dr. A. Haakh.

als ob man über einzelne Theile Vorschriften geben könnte, ohne zuvor die Summe des ganzen Lebens erfaßt zu haben. Dagegen hält der Stoiker Ariſto dieſen Theil für unwichtig, und meint, er bringe nicht in das Innere ein. „Für eben den Theil," ſagt er, „welcher die beſonderen Vorſchriften enthalte, ſeien die Lehrſätze der Philoſophie ſelbſt und ſei die Aufſtellung des höchſten Gutes von der größten Wichtigkeit; wer dieſe wohl begriffen und gelernt, der hat ſich ſelbſt vorgeſchrieben, was er in jedem Falle zu thun habe. Wie einer, der nach einem Ziele werfen lernt, eine beſtimmte Stelle ſich erſieht und ſeine Hand geſchickt macht, dem Geſchoß die Richtung zu geben, nachdem er dieſe Fähigkeit durch Anweiſung und Uebung erlangt hat, dieſelbe gebraucht, um zu werfen, wohin er will (denn er lernte nicht nur dieſes oder jenes Ziel treffen, ſondern welches er ſich vorgeſetzt): auf gleiche Weiſe bedarf Der, welcher für das ganze Leben ſich unterrichtet hat, nicht im Einzelnen erinnert zu werden, da er bereits im Ganzen belehrt iſt. Denn nicht davon handelt es ſich, wie er mit der Frau oder mit dem Sohne lebe, ſondern wie er gut lebe, und hierin iſt auch mitbegriffen, wie er mit der Frau und mit den Kindern zu leben habe. Kleanthes hält zwar auch dieſen Theil für nützlich, aber für haltlos, wenn er nicht aus dem Allgemeinen hervorgeht, und nicht auf die Erkenntniß der Lehrſätze und Hauptſtücke der Philoſophie ſelbſt gebaut iſt.

Es handelt ſich alſo bei dieſem Theile der Philoſophie um die zweifache Frage: ob er nützlich oder unnütz ſey? und ob er allein im Stande ſey, einen Menſchen tugendhaft zu machen? das heißt, ob er überflüſſig ſey, oder alle andern überflüſſig mache? Wer dieſen Theil für überflüſſig angeſehen wiſſen will, ſagt alſo: wenn Etwas vor den Augen ſteht und das Sehen hindert, ſo iſt es zu entfernen; ſo lange es vor den Augen iſt, bemüht ſich Derjenige vergeblich, welcher

chreibt: ſo mußt Du gehen, dorthin mußt Du die Hand aus-
len! Auf dieſelbe Weiſe, wenn irgend Etwas die Seele blind
ſt und an der Einſicht in die Ordnung der Pflichten hindert, ſo
ot Derjenige nichts aus, welcher ſagt: ſo ſollſt Du mit dem Ma-
ſo mit der Gattin leben! Denn die Vorſchriften werden nichts
ſten, ſo lange der Irrthum über die Seele ausgebreitet iſt: wenn
r zerſtreut wird, ſo wird am Tage liegen, was jede Pflicht uns auf-
ſt. Im andern Falle lehreſt Du, was der Geſunde zu thun habe,
Du machſt nicht geſund. Du zeigſt dem Armen, wie er den Reichen
en ſolle; aber wie kann das geſchehen, ſo lange die Armuth fort-
ſt? Du ſchreibſt dem Hungrigen vor, was er als Geſättigter
ſolle; befreie ihn lieber von dem Hunger, der ſein Mark durch-
gt. Daſſelbe ſage ich Dir von allen Fehlern: ſie ſelbſt muß man
nen, und nicht vorſchreiben, was nicht geſchehen kann, ſo lange
leiben. Wann nicht die falſchen Meinungen, an denen wir lei-
ausgetrieben werden; ſo wird weder der Geizige ſich merken,
das Geld zu gebrauchen iſt, noch der Furchtſame, wie er die Ge-
n verachten ſoll. Du mußt die Erkenntniß mittheilen, daß das
b weder ein Gut noch ein Uebel ſei, und mußt dem Geizigen Reiche
en, die unglückſelig ſind; Du mußt die Erkenntniß mittheilen,
das, wovor uns allgemein bangt, nicht ſo ſehr zu fürchten ſei, als
ſagen hört, und zwar weder der Schmerz noch der Tod. Im Tode,
her zu erleiden Geſetz iſt, gereiche es oft zu großem Troſte, daß
n Niemand wiederkehrt; im Schmerze werde die Standhaftigkeit
Seele, welche ſich leichter macht, was ſie ungebeugt erduldet,
Heilmittel dienen. Die Natur des Schmerzens habe das Gute,
er weder groß ſeyn kann, wenn er lange andauert, noch lange
uern, wenn er groß iſt. Alles ſei muthig aufzunehmen, was die
hwendigkeit der Weltordnung uns auferlegt. Haſt Du Einen durch

losigkeit und bleibende Seelenruhe. Diese wird gewonnen, wenn die Seele erhaben denkt, und beharrlich festhält, was sie für gut erkannt hat. Wie gelangt man hierzu? Wenn man die Wahrheit ganz durchschaut; wenn man im Handeln Ordnung bewahrt, Maaß, Anstand, und einen unschuldigen, gutmeinenden Willen, der immer nach der Vernunft sich richtet, und nie von dieser sich entfernend, gleichermaßen Liebe wie Bewunderung verdient. Kurz, um es dir in einer bündigen Formel zu geben: des Weisen Seele muß so beschaffen seyn, wie sie eines Gottes würdig wäre. Was kann der vermissen, welchem alles Sittlichgute zu Theil wird? Denn könnte das Nichtsittliche Etwas zum besten Zustande beitragen, so würde das glückliche Leben auf Dingen beruhen, mit welchen es nicht vereinbar ist *). Was wäre verkehrter und schimpflicher, als das Gut der vernünftigen Seele an das Unvernünftige zu knüpfen?

Einige glauben jedoch, das höchste Gut sey einer Vermehrung fähig, sofern es, wenn Zufälliges widerstreite, nicht vollständig sey. Selbst Antipater, einer der großen Lehrer dieser Schule, sagt, er gestehe den äußeren Dingen etwas zu, aber nur sehr Wenig. Was würde man dazu sagen, wenn Einer mit dem Tageslicht nicht zufrieden wäre, falls nicht auch ein Lämpchen dazu leuchtete? Was soll bei dem hellen Sonnenschein ein Funke wirken? Bist du nicht mit der Tugend allein zufrieden, so mußt du nothwendig wünschen, daß auch jene Ruhe, welche die Griechen ἀοχλησία (das Unbelästigtseyn) nennen oder das sinnliche Vergnügen hin-

*) *Cum quibus* non est, statt Schweighäuſers sinnlosem: sine *quibus n. e.*

zukomme. Jenes erstere läßt sich immerhin annehmen. Denn die Seele, unbehindert am Anschauen des All, ist frei von Beschwerden, und nichts zieht sie ab von der Betrachtung der Natur; das letztere, die Sinnenlust, ist ein Gut des Thiers. Wir bringen zu dem Vernünftigen das Nichtvernünftige, zu dem Sittlichen das Nichtsittliche. Ein körperlicher Kitzel gewährt Lust; warum steht man also an, zu sagen, es sey dem Menschen wohl, wenn seinem Gaumen wohl ist? Und den willst du nicht zu den Menschen nur, sondern zu den Männern zählen, dessen höchstes Gut in wohlschmeckenden Dingen, in Farben und Tönen besteht?

Er trete aus der Zahl dieser edelsten aller Thiere, den nächsten nach den Göttern; er geselle sich zu den unvernünftigen Geschöpfen, die nur ihres Futters sich freuen. Das Nichtvernünftige in der Seele hat zwei Theile: der eine ist aufgeregt, ehrgeizig, unbändig, der Sitz der Leidenschaften; der andere niedrig, schlaff, den Lüsten ergeben. Jenen ungezügelten, aber besseren, jedenfalls kräftigeren und des Mannes würdigeren, haben sie aufgegeben; diesen nervlosen und verworfenen halten sie für unentbehrlich zum glücklichen Leben. Ihm soll die Vernunft fröhnen. Das Gut des edelsten Geschöpfes soll etwas Niedriges und Gemeines seyn, ein monströses Gemisch aus verschiedenen, übel zusammenstimmenden Bestandtheilen, ähnlich der Scylla, von welcher unser Virgilius sagt:

> Vorn ist Menschengestalt, und schön von Busen die Jungfrau
> Bis an den Schooß; doch hinten ein graunvoll ringelnder Wallfisch,

vorher in einer andern Ehe stund, wie mit einer reichen, wie mit einer ohne Mitgift. Oder glaubst Du nicht, daß einiger Unterschied sey zwischen einer unfruchtbaren und fruchtbaren, zwischen einer bejahrteren und einer sehr jungen, zwischen einer Mutter und einer Stiefmutter? Alle besondern Verhältnisse können wir nicht umfassen, und doch ergeben sich bei jedem einzelnen eigenthümliche Forderungen. Die Gesetze der Philosophie aber sind kurz und allgemein bindend. Setze hinzu, daß die Vorschriften der Weisheit bestimmt und sicher sein müssen: wo sie nicht bestimmt werden können, sind sie außer der Weisheit, denn diese kennt die Grenzen der Dinge. Darum ist jener Theil, welcher Vorschriften gibt, zu entfernen, weil er das, was er Wenigen verspricht, nicht Allen leisten kann, die Weisheit aber für Alle gilt.

Zwischen dem allgemeinen Wahnsinn und dem, den man von Aerzten behandeln läßt, ist kein Unterschied, als daß bei diesem das Leiden in einer Krankheit, und bei jenem in falschen Meinungen besteht. Bei dem einen kommt die Ursache der Tollheit von dem Zustande des Körpers, der andere ist ein krankhafter Zustand der Seele. Wenn Jemand einem Wüthenden Vorschriften geben wollte, wie er sprechen, wie er einhergehen, wie er öffentlich, wie er zu Hause sich benehmen solle: so wäre er unsinniger als der, dem er Ermahnungen gäbe; denn die schwarze Galle ist zu heilen und die Ursache der Tollheit selbst zu entfernen. Dasselbe ist bei dieser anderen geistigen Tollheit zu thun; sie selbst muß gehoben werden, sonst werden die Worte der Ermahnung ins Leere gesprochen seyn."

Also läßt sich Aristo vernehmen. Wir wollen ihm auf das Einzelne antworten. Zuerst darauf, daß er sagt, wenn Etwas vor dem Auge sei und das Sehen hindere, so müsse es entfernt werden. Ich gestehe, daß hiebei keine Vorschriften zum Sehen nöthig sind, sondern

ein Mittel, wodurch das Auge gereinigt und von dem, was am Sehen hindert, befreit wird. Denn von Natur sehen wir; und den Gebrauch des natürlichen Vermögens stellt Derjenige [illegible], welcher die Hindernisse entfernt. Was aber eine jede Pflicht uns auferlegt, das lehret die Natur nicht. Sodann, wer vom Staar geheilt ist, der kann nicht hinfort, nachdem er sein Gesicht wieder erhalten, es auch Anderen wieder geben; wer aber vom Bösen befreit ist, befreit auch Andere. Keine Ermahnung, nicht einmal ein Rath ist nöthig, damit das Auge die Unterschiede der Farben erkenne; es wird das Weiße vom Schwarzen ohne irgend eine Erinnerung unterschieden: dagegen bedarf die Seele vieler Vorschriften, um einzusehen, was sie im Leben zu beobachten habe. Obwohl auch die Augenkranken vom Arzte nicht nur geheilt, sondern auch ermahnt werden. Du darfst, sagt er, das noch schwache Gesicht nicht alsbald einem starken Lichte aussetzen; aus der Dunkelheit gehe zuerst in den Schatten, dann wage mehr, und gewöhne Dich allmälig das helle Licht zu ertragen; Du darfst nach dem Essen nicht studiren, darfst die noch vollen und geschwollenen Augen nicht zu viel anstrengen, mußt vermeiden, daß Wind und heftige Kälte Dir ins Gesicht kommen, und was dergleichen Rathschläge mehr sind, die ebenso viel fruchten als Arzneien. Zu den Mitteln fügt also die Heilkunde den Rath hinzu. — Der Irrthum, sagt Aristo, ist die Ursache der Vergehungen: diesen benehmen uns die Vorschriften nicht, und vermögen die falschen Meinungen über Güter oder Uebel nicht zu bezwingen. Ich gebe zu, daß die Vorschriften für sich nicht hinreichend sind, um eine verkehrte Ueberzeugung der Seele umzustoßen; aber können sie darum nicht dennoch fruchten, wenn sie zum Andern hinzugefügt werden? Sie erneuen fürs Erste das Gedächtniß; und sodann wird dasjenige, was man im Allgemeinen nicht mit der gehörigen Klarheit sah, in seine Theile geschieden, genauer bei

glücklich ist minder groß, als zwischen unglücklich und glücklich. Was mächtig genug ist, den Menschen dem Elend zu entrücken, und unter die Glücklichen zu versetzen, soll das Uebrige nicht hinzufügen können, um ihn vollkommen glücklich zu machen? Soll, auf der Höhe angelangt, ermatten? Es giebt Annehmlichkeiten im Leben und Unannehmlichkeiten, beide außer uns. Wenn der rechtschaffene Mann nicht unglücklich ist, auch wenn alles Ungemach ihn drückt, wie sollte er nicht in vollem Maaße glücklich seyn, auch wenn einige Annehmlichkeiten ihm fehlen? Denn wie er durch die Last des Unangenehmen nicht bis zum Elendseyn niedergedrückt wird, so zieht ihn auch der Mangel des Angenehmen nicht von der höchsten Höhe des Glücks herab: er ist ohne Angenehmes eben so sehr der Glücklichste, als er unter Unannehmlichkeiten nicht elend ist; sonst könnte ihm sein Gut entrissen werden, wenn es verringert werden könnte.

Vorhin sagte ich, das Licht eines Lämpchens vermehre den hellen Sonnenschein nicht; denn durch die Klarheit des letztern wird Alles, was sonst leuchtete, überstrahlt. „Aber," wendet man ein, „auch der Sonne stellen sich Hindernisse entgegen; der Sonne Kraft und Licht bleibt ungeschmälert, auch bei Hindernissen; und wenngleich Dinge dazwischen treten können, welche ihren Anblick uns entziehen, so ist sie doch in Wirksamkeit, und setzt ihren Lauf fort. Wenn sie bei umwölktem Himmel leuchtet, so ist sie nicht kleiner noch langsamer, als bei heiterem, weil es ein großer Unterschied ist, ob Etwas sich nur entgegenstellt oder aufhält. Eben so entziehen der Tugend jene Dinge nichts, welche ihr entgegentreten. Sie wird dadurch nicht vermindert, aber sie glänzt

Manchem, was vor unsern Augen liegt, gehen wir vorüber, das Ermahnen ist eine Art von Ermuntern. Oft will die Seele auch das Offenbare nicht wissen; aufdringen muß man ihr also die Kenntniß der bekanntesten Dinge. Jener Ausspruch des Calvus gegen Vatinius ist hier anzuwenden: „daß Bestechung gebraucht worden ist, das wißt ihr, und daß ihr das wisset, das wissen Alle.“ Du weißt, daß Freundschaften heilig zu halten sind, aber Du thust es nicht. Du weißt, daß Derjenige Unrecht thut, der von seiner Gattin Keuschheit verlangt und selbst die Gattinnen Anderer verführt; Du weißt, daß so wie jene Nichts mit einem Ehebrecher, so Du Nichts mit einem Kebsweibe zu schaffen haben solltest, und Du handelst nicht darnach. Daher mußt Du hie und da zur Erinnerung zurückgeführt werden; denn dergleichen darf nicht gleichsam zurückgelegt, sondern muß in Bereitschaft behalten werden. Was heilsam ist, damit muß man oft umgehen, oft sich beschäftigen, damit wir nicht nur damit bekannt seien, sondern es auch zur Hand haben. Hiezu setze noch, daß auch das Klare uns noch klarer werden mag. — Wenn Das, was Du vorschreibst, sagt er weiter, zweifelhaft ist, so wirst Du Beweise hinzufügen müssen: und daher werden diese, nicht die Vorschriften, wirken. Aber auch ohne Beweise nützt das bloße Ansehen des Ermahnenden, gerade wie die Urtheile von Rechtsgelehrten Geltung haben, auch wenn keine Entscheidungsgründe gegeben werden. Ueberdieß haben die Vorschriften viel Gewicht für sich selbst, zumal wenn sie in ein Gedicht verwoben, oder in ungebundener Rede in einen Spruch zusammengedrängt sind, wie jener catonische: „Kaufe nicht was Du brauchst, sondern was Du nöthig hast; was Du nicht brauchst, ist um ein As zu theuer.“ Ferner wie jene Orakel- oder ähnliche Sprüche: „Spare die Zeit.“ „Lerne Dich selbst kennen.“ Wirst Du Urkunde verlangen, wenn Dir Einer folgende Verse sagt:

Dritter weder das Eine, noch das Andere seyn." — Ich will dieses uns entgegengehaltene Bild näher prüfen. Wenn ich dem Lauen überwiegend viel Kaltes zugieße, so wird es kalt; gieße ich mehr Warmes zu, so wird es am Ende warm. Diesem aber, der weder unglücklich noch glücklich ist, mag ich zur Unglückseligkeit noch hinzufügen, so viel ich will, er wird darum nicht unglücklich werden, wie ihr sagt; also ist euer Bild nicht ähnlich. Denke dir ferner einen Menschen, der weder unglücklich noch glücklich ist; diesem gebe ich noch Blindheit zu: er wird nicht unglücklich seyn, und eben so wenig, wenn ich noch Gebrechlichkeit und anhaltende, schwere Schmerzen über ihn verhänge. Wen so viele Uebel nicht in das unglückliche Leben versetzen, den können sie auch nicht aus dem glücklichen vertreiben. Wenn, wie ihr sagt, der Weise aus dem glücklichen Zustand nicht in einen elenden versinken kann, so kann er es auch nicht in den nichtglücklichen. Denn wie könnte er, wenn das erstere begonnen hätte, irgendwo stillestehen? Was ihn nicht in die Tiefe hinabfallen läßt, hält ihn auf dem Gipfel. — „So sollte also ein glückliches Leben nicht zerstört werden können?" Nicht einmal eine Schmälerung kann es erleiden, und deßwegen ist die Tugend an sich zu demselben hinreichend. — „Wie?" sagt man, „der Weise, der länger lebte, den kein Schmerz störte, wäre nicht glücklicher gewesen, als der, welcher fortwährend mit dem Mißgeschick zu kämpfen hatte?" — Antworte mir: war er sittlich besser und rechtschaffener? Wo nicht, so war er auch nicht glücklicher. Um glücklicher, als der Andere, zu leben, lebe man besser; kann man dieß nicht, so lebt man auch nicht *glücklicher*. *Die Tugend* erleidet keine Steigerung, also auch

mit dem Aufwande ihrer ganzen Kraft sie nicht herstellen. Denn was ist für ein Unterschied zwischen den Lehrsätzen der Philosophie und den Vorschriften, außer daß Jene allgemeine Vorschriften sind, und Diese besondere? Beide schreiben vor, die Einen im Ganzen, die Anderen im Einzelnen. — Wenn Einer, sagt er, die das Wahre und Gute enthaltenden Lehrsätze kennt, so ist es überflüssig, ihn zu ermahnen. Keineswegs. Denn auch ein solcher ist zwar gelehrt worden, was er thun soll; aber seine Einsicht darin ist noch nicht zureichend. Denn wir werden nicht nur durch Affecte gehindert, das Geziemende zu thun, sondern auch durch Ungeschicklichkeit zu finden, was jeder Fall erfordert. Unsere Seele ist öfters in der rechten Verfassung, aber es fehlt an Thätigkeit und an Uebung, um den Weg in der Erfüllung der Pflichten zu finden, welchen die Ermahnung uns zeigt. — Vertreibe, sagt er, die falschen Meinungen über die Güter und Uebel, und setze an deren Stelle die wahren, so wird die Ermahnung Nichts zu thun haben. Ohne Zweifel wird die Seele auf jene Weise geordnet, aber nicht auf jene allein. Denn wenn gleich durch Beweise dargelegt ist, was zu den Gütern und was zu den Uebeln zu rechnen sei, so haben dennoch die Vorschriften ihre Aufgabe; die Klugheit wie die Gerechtigkeit besteht in Erfüllung von Pflichten; die Pflichten aber werden durch die Vorschriften festgesetzt. Ueberdieß wird das Urtheil über die Güter und Uebel durch die Erfüllung der Pflichten befestigt, zu welcher die Vorschriften den Weg zeigen. Denn Beide stimmen unter sich überein, und jene (die Lehrsätze) können nicht vorausgehen, ohne daß diese (die Vorschriften) folgen; diese aber folgen der ihnen angewiesenen Ordnung, woraus sich ergibt, daß jene vorausgehen. — Die Vorschriften, sagt er, sind unendlich. Das ist falsch. Denn über das Wichtigste und Nothwendige sind sie nicht unendlich, wenn auch geringe Verschiedenheiten eintreten, welche

daß man unglücklich werde. Stehend kann ſie nicht entlaſſen werden; entweder wird ſie beſiegt, oder ſie iſt Siegerin. — „Den unſterblichen Göttern," ſagt man, „iſt allein Tugend und glückliches Leben zu Theil geworden, uns nur ein Abbild und ein Schatten von jenen Gutern: wir nähern uns ihnen, aber wir erreichen ſie nicht." — Die Vernunft iſt Göttern und Menſchen gemein; in Jenen iſt ſie vollendet, in uns der Vollendung fähig. Aber unſere Fehler nöthigen uns, die Hoffnung aufzugeben. Freilich der Weiſe des zweiten Rangs iſt noch wenig feſt in Bewahrung des Beſten; noch wankt ſein Urtheil und iſt unzuverläßig. Dieſer mag immerhin geſunden Zuſtand ſeiner Augen und Ohren verlangen, leidliches Wohlbefinden, ein nicht unanſehnliches Aeußere, einen Körper, der immer in ſeiner gehörigen Verfaſſung bleibe, und zu dieſem Allem eine längere Dauer des Lebens; eine ſolche erlaubt ihm zu thun, was er nicht bereuen darf. In dieſem unvollkommnen Menſchen wohnt noch eine Kraft des Schlechten; weil er noch ein wandelbares Gemüth hat, ſo treibt ihn das anhängende Schlechte zum Verkehrten, und ſo oft jenes in ihm aufgeregt iſt, ſteht er dem Guten ferne. Noch iſt er alſo nicht gut; aber er wird zum Guten gebildet. Wem jedoch zum Guten noch etwas fehlt, der iſt ſchlecht.

Aber wem Kraft beiwohnt, und ein fertiger Muth in dem Herzen *),

der ſteht den Göttern gleich; dorthin ſtrebt er, ſeines Urſprungs eingedenk. Niemand iſt verwerflich, der emporzuſteigen ſich müht, von wannen er herabſtieg. Warum ſollten

*) *Virgil. Aen. V, 365.*

wir nicht glauben, daß etwas Göttliches in dem sey, der ein Theil Gottes ist? Dieses Ganze, was uns in sich begreift, ist Eines und ist Gott; wir sind Genossen von ihm und Glieder. Unsere Seele kann Großes erfassen: sie kann sich dorthin erheben, wenn Laster sie nicht niederdrücken. Wie die Stellung unseres Körpers eine aufgerichtete ist, und nach dem Himmel schaut, so ist auch unsere Seele, die sich ausdehnen kann, so weit sie will, von der Natur dazu geschaffen, daß sie eben das will, was die Götter wollen, wiewohl sie eigenthümlicher Kräfte sich dazu bedient, und sich in ihrem eigenen Kreise erweitert. Nicht auf fremdem Wege strebt sie nach dem Höchsten. Es wäre eine große Aufgabe, in den Himmel zu gehen; sie geht nur dahin zurück: zu dieser Rückkehr ist sie geboren. So wandelt sie kühn, alles Andere verachtend; auch nach dem Gelde blickt sie nicht zurück. Gold und Silber, würdig der Finsterniß, in welcher es verborgen lag, schätzt sie nicht nach dem Glanze, mit welchem es die Augen der Unverständigen blendet, sondern nach dem alten Koth, aus welchem unsere Begierde es aufgegraben und ausgeschieden hat. Sie weiß, behaupte ich, daß der Reichthum anderswo liegt, als wo er aufgehäuft wird; daß der Geist, nicht die Kiste, angefüllt werden soll. Wir können die Seele zur Herrin über alle Dinge setzen, können sie in den Besitz der Natur einführen, daß nur der Sonne Auf- und Niedergang ihr Eigenthum begränze, und sie nach der Götter Weise Alles besitze, indem sie hoch herabsieht auf alle die, welche nur durch ihre Schätze reich sind, und von welchen Keiner so sehr des Seinigen sich freut, als ihn das Fremde verdrießt. Wenn sie zu dieser Höhe *sich gehoben*, so ist sie auch nicht mehr Liebhaberin,

ſondern Verſorgerin ihres Körpers, als einer nothwendigen Laſt; ſie ordnet ſich nicht dem unter, über welchen ſie geſetzt iſt. Niemand iſt frei, der dem Körper dient. Denn nicht zu gedenken der andern Herrn, welche wir uns durch übertriebene Sorge für jenen aufladen, ſo iſt er ja ſelbſt ein ſchwer zu befriedigender Gebieter. Dieſem entzieht ſie ſich bald mit Gleichmuth; bald enteilt ſie ihm voll hohen Muthes, und fragt nicht, was ſeine Ueberbleibſel für ein Ende nehmen werden. Wie wir uns nicht um die Barthaare kümmern, welche man uns abgeſchoren, ſo glaubt auch eine erhabene Seele, wenn ſie den Menſchen verlaſſen will, daß die Frage, wohin man ihre Hülle bringen ſolle, ob Feuer ſie verzehren, oder die Erde ſie decken, oder wilde Thiere ſie zerreißen werden, ſie ſelbſt eben ſo wenig angehe, als die Nachgeburt den Neugebornen. Ob ſie weggeworfen und von Vögeln verſchleppt, oder „den Hunden zur Beute" überlaſſen und verzehrt werde, was kümmert es ſie? Wer, ſo lange er unter den Menſchen war, keine Drohungen fürchtete, ſoll nach dem Tode die Drohungen Derer fürchten, welchen es nicht genügt, bis zum Tode gefürchtet zu werden? Mich ſchreckt der Haken *) nicht, ſpricht er, noch die Zerfleiſchung meiner zur Schmach hingeworfenen Leiche, nur dem Zuſchauer gräßlich. Niemanden bitte ich um den letzten Dienſt; Niemanden empfehle ich meine Ueberreſte: damit keiner unbeſtattet bleibe, dafür hat die Natur geſorgt. Wen die Grauſamkeit hingeworfen, den wird die Zeit begraben. Schön ſagt Mäcenas:

*) An welchem die Leichen der Verurtheilten weggeſchleppt wurden.

„Nicht ſorg' ich für ein Grabmal: die Natur
Beſtattet den Verlaßnen.“

Man ſollte denken, ein „Hochgeſchürzter“ hätte ſo geſprochen. Aber Mäcenas hatte wirklich einen großartigen und männlichen Sinn: hätte er nur ſich ſelbſt nicht herabgeſtimmt!

Dreiundneunzigſter Brief.

Ueber die Kürze des Lebens.

In Deinem Briefe, in welchem Du den Tod des Philoſophen Metrónax *) beklagſt, als ob er hätte länger leben können und ſollen, vermißte ich die Billigkeit, welche Du in jeder Rolle des Lebens, in Allem, was du thuſt, beweiſeſt, und nur da nicht zeigſt, wo ſie Allen fehlt. Viele habe ich gefunden, welche billig gegen die Menſchen ſind, Keinen, der es gegen die Götter wäre. Wir ſchelten täglich das Verhängniß. „Warum iſt Dieſer mitten in ſeiner Laufbahn weggerafft worden? Warum wird es Jener nicht? Warum ſoll er ein ihm und andern beſchwerliches Alter hinſchleppen?“ Was hältſt Du denn, ich bitte Dich, für billiger, daß Du der Natur, oder die Natur Dir gehorche? Was liegt aber daran, wie bald Du von da weggehſt, von wo Du einmal doch weggehen mußt? Nicht lange, ſondern genügend zu leben, ſey unſere Sorge. Um lange zu leben, brauchen wir die Gunſt des Schickſals, um genügend, unſeren Willen. Lang iſt das Leben, wenn es vollſtändig iſt; es wird vollſtändig, wenn

*) S. Br. 76.

des Ganzen anlegst, den höchst beschleunigten, wenn Du bedenkst, welch' große Räume sie mit nie unterbrochener Schnelligkeit umwandeln, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, wenn sie sich gegenseitig in den Weg treten, sofort noch anderes der Bewunderung Würdige, sei es, daß es ordnungsmäßig eintrete oder in Folge plötzlicher Ursachen hervorbreche, wie nächtliche Flammenzüge und Blitze an dem sich spaltenden Himmel ohne allen Schlag und Schall, und Säulen und Balken, und mancherlei feurige Bilder. Dieses hat sie geordnet, daß es über uns vorgehe; das Gold dagegen und das Silber, und das um dieser willen niemals Frieden haltende Eisen hat sie, als ob es zum Verderben uns anvertraut würde, verborgen. Wir haben Dinge an das Licht gebracht, wegen deren wir in Kampf gerathen sollten; wir haben die Ursachen und Werkzeuge unserer Gefahren durch Aufwühlung der Erdmasse ausgegraben; wir haben dem Schicksal unser Unglück in die Hand gegeben, und wir erröthen nicht, daß bei uns für das Höchste gehalten wird, was das Unterste in der Erde gewesen war. Willst Du wissen, was für ein falscher Schimmer Deine Augen getäuscht hat? Nichts ist schmutziger und glanzloser, als jene Dinge, so lange sie in ihrem Kothe versenkt und eingehüllt liegen. Ja, auch wenn sie durch die Finsterniß der langen Gänge hervorgezogen werden, so ist nichts häßlicheres als sie, so lange sie bearbeitet und von dem beigemischten Unreinen gesondert werden. Schaue endlich die Arbeiter selbst an, durch deren Hände das unfruchtbare und häßliche Erzeugniß der Erde gereinigt wird, Du wirst sehen, von welchem Ruße sie überzogen sind. Aber diese Dinge beflecken noch mehr die Seelen als die Körper; und an ihrem Besitzer klebt ein größerer Schmutz, als an ihrem Bearbeiter. Darum ist es nothwendig, ermahnt zu werden, und einen Beistand von *guter Gesinnung zu haben*, und in einem solchen Lärmen und Getöse

von Lügen endlich eine einzige Stimme (der Wahrheit) zu hören. Welche Stimme wird das sein? Keine andere, als diejenige, welche Dir, nachdem dieses Geschrei des Ehrgeizes Dich betäubt hat, heilsame Worte einflüstert, und Dir sagt: Du darfst diejenigen nicht beneiden, die beim Volke groß und glücklich heißen; Du darfst durch Händeklatschen einen gesetzten und gesunden Sinn Dir nicht entreißen lassen; Du darfst Dich durch jenen, der unter dem Schutze seiner Fascen und mit Purpur angethan einhergeht, deine Ruhe nicht verleiden lassen; Du darfst den nicht für glücklicher halten, welchem Platz geschafft wird, als Dich, den der Lictor aus dem Wege treibt. Wenn Du eine für Dich nützliche, und für Andere nicht beschwerliche Herrschaft üben willst, so vertreibe die Laster. Viele finden sich, welche Feuer in die Städte tragen, welche zu Boden schlagen, was den Jahrhunderten unbezwinglich, durch mehrere Menschenalter sicher war, welche einen Wall aufführen, der an Höhe den Burgen gleichkommt, welche Mauern, die bis zu wunderbarer Höhe geführt sind, durch Sturmböcke und Maschinen brechen; Viele gibt es, welche Heere vor sich hertreiben, den Rücken der Feinde hart bedrängen, und von dem Blute der Völker triefend, bis zu dem Weltmeere gelangen; aber auch diese sind, um den Feind zu besiegen, durch ihre Begierde besiegt worden. Niemand widerstand ihnen, wo sie erschienen: aber auch sie hatten dem Ehrgeize und der Grausamkeit nicht widerstanden, und so wurden sie selbst getrieben, während sie Andere zu treiben schienen. Den unglücklichen Alexander trieb die Wuth, das Fremde zu zerstören, und sandte ihn in unbekannte Länder. Oder glaubst Du, der sei bei gesundem Verstande, der zuerst mit der Verheerung Griechenlands, in welchem er seine Bildung erhalten, *anfängt; der Jedem* entreißt, was ihm das Theuerste ist; der *Lacedämon dienen* und Athen schweigen heißt; der nicht zufrie

Weise, „daß der Weg zu meinen Göttern mir offen stehe, läßt mich darum nicht muthiger aus dem Leben gehen. Ich habe zwar den Zutritt zu ihnen verdient, und war bis jetzt schon unter ihnen; ich habe meinen Geist hinauf zu ihnen, sie haben den ihrigen zu mir geschickt. Aber denken wir uns, ich werde ganzlich weggeräumt, und es bleibe nach dem Tode von den Menschen gar nichts übrig: dennoch bin ich desselben hohen Muthes, auch wenn ich von hier gehe, um nirgends hinzukommen." — Er habe nicht so viele Jahre gelebt, als er konnte? Ein Buch kann nur wenige Blätter haben, und doch ein löbliches und nützliches seyn. Du weißt, wie schwer des Tanusius Annalen ins Gewicht fallen, und welchen Namen sie führen *). Mancher Leute Leben ist in so ferne lang, als es diesen Annalen ähnlich ist. Hältst du den Fechter für glücklicher, welcher am Abende des Spieltages, als den, welcher am Mittag getödtet wird? Meinst du, es werde irgend jemand so thöricht am Leben hängen, daß er lieber im Spoliarium **), als auf der Arena erwürgt werden wollte? Größer ist der Abstand nicht, in welchem wir, einer dem andern, vorangehen. Der Tod übergeht Keinen. Wer getödtet hat, folgt dem Getödteten. Es ist eine Kleinigkeit, um welche man so ängstlich sorgt. Was trägt es aus, wie lange man vermeide, was man doch nicht vermeiden kann?

*) Nämlich charta cacata.

**) Ein verschlossener Raum hinter dem Amphitheater, wo die Gladiatoren sich aus- und auskleideten, und wo schwer verwundete und unbrauchbar gewordene Fechter vollends abgethan wurden.

führte das Heer, den Marius der Ehrgeiz. Jene Männer, indem ſie Alles erſchütterten, wurden ſelbſt erſchüttert, nach Art der Wirbel, welche das, was ſie mit ſich fortreißen, umdrehen, aber ſelbſt vorher gedreht werden, und darum mit deſto größerer Heftigkeit einherſtürzen, weil ſie ſich ſelbſt nicht lenken können. Und deßhalb, nachdem ſie Vielen zum Verderben gereicht, fühlen ſie ſelbſt auch jene unheilvolle Kraft, durch welche ſie ſo Vielen geſchadet. Glaube ja nicht, daß Einer durch fremdes Unglück glücklich werde. Alle jene Beiſpiele, welche uns vor Augen und zu Ohren gebracht werden, müſſen in ihrer Nichtigkeit dargeſtellt, und das Herz von den böſen Reden, von denen es voll iſt, ausgeleert werden. In den bereits beſetzten Platz iſt die Tugend einzuführen, damit ſie das Lügenhafte und der Wahrheit zuwider uns Wohlgefällige ausrotte, damit ſie uns von dem Volke, dem wir allzuviel glauben, losmache, und den ächten Meinungen zurückgebe. Denn das iſt Weisheit, der Natur ſich zuführen und dahin ſich zurückbringen zu laſſen, von wo der allgemeine Irrthum uns vertrieben hat. Es iſt ſchon ein guter Theil Vernunft, die Rathgeber der Unvernunft verlaſſen, und von jener Geſellſchaft, wo der Eine dem Andern ſchadet, ſich weit entfernt zu haben. Um die Wahrheit hievon einzuſehen, bemerke nur, wie ganz anders Einer für das Volk und für ſich ſelbſt lebt. Die Einſamkeit iſt nicht an ſich die Lehrerin der Unſchuld, und das Land lehrt nicht die Mäßigkeit: aber wo Zeuge und Zuſchauer entfernt iſt, da hören die Fehler auf, deren Lohn es iſt, ſich zu zeigen und geſehen zu werden. Wer hat je einen Purpur angezogen, den er Niemand zeigen konnte? wer hat ein Mahl, das er allein genoß, in Gold aufgetragen? wer hat, unter dem Schatten eines laubloſen Baumes *ausgeſtreckt*, den Pomp ſeiner Ueppigkeit allein entfaltet? *Niemand ſtellt die* Pracht ſich ſelbſt vor Augen, und nicht eine

dieſe Grundſätze zur Einſicht in ſeine Beſtimmung geleitet, und iſt er zu der Erkenntniß gekommen, daß das Leben glückſelig ſei, nicht wenn es der Luſt, ſondern wenn es der Natur gemäß iſt; hat er die Tugend als das einzige Gut des Menſchen liebgewonnen, von dem Schändlichen als dem einzigen Uebel ſich abgewandt; hat er alles Uebrige, Reichthum, Ehrenſtellen, Geſundheit, Macht und Herrſchaft als Mitteldinge erkannt, die weder zu den Gütern noch zu den Uebeln zu rechnen ſind: dann wird er Keinen bedürfen, der ihn im Einzelnen ermahne und ihm ſage: ſo gehe einher! ſo ſpeiſe! dieß geziemt dem Mann, dieß dem Weibe, dieß dem Gatten, dieß dem Eheloſen. Wer ſolche Ermahnungen mit allem Eifer gibt, kann ſie ſelbſt nicht erfüllen. Dieſe Vorſchriften ertheilt der Erzieher dem Knaben, die Großmutter dem Enkel; und darüber, daß man nicht zürnen müſſe, macht ein jähzorniger Lehrer viele Worte. Wenn Du in eine Schule gehſt, ſo wirſt Du ſehen, wie das, was Philoſophen mit großem Ernſte behandeln, in den Vorſchriften für Knaben vorkommt.

Ferner, willſt Du Unbeſtrittenes oder Zweifelhaftes vorſchreiben? Das Unbeſtrittene bedarf keiner Mahnung; Dem, der Zweifelhaftes vorſchreibt, glaubt man nicht: ſo iſt es alſo überflüſſig, Vorſchriften zu geben. Lerne dieß auch auf folgende Weiſe. Wenn Deine Ermahnungen nicht einleuchtend und zweifellos ſind, ſo wirſt Du durch Beweiſe zu Hilfe kommen müſſen; im Falle Du aber Beweiſe führſt, ſo gilt Das, wodurch Du beweiſeſt, mehr, und iſt für ſich genug. „Benimm' Dich ſo gegen den Freund, ſo gegen den Bürger, ſo gegen den Bundesgenoſſen!" Warum? Weil es gerecht iſt. Alles Das ſagt mir die Lehre von der Gerechtigkeit. Dort finde ich, daß die Billigkeit um ihrer ſelbſt willen zu erſtreben ſei, und daß wir weder *durch Furcht dazu gezwungen*, noch durch Lohn dafür gewonnen werden *ſollen, daß Der nicht* gerecht ſei, dem irgend Etwas außer ihr

ſelbſt an dieſer Tugend gefällt. Wenn ich davon mich überzeugt und dieß in mich eingeſogen habe: was nützen jene Vorſchriften, welche Einen belehren, der ſchon unterrichtet iſt? Dem, der die rechte Einſicht hat, Vorſchriften geben, iſt überflüſſig. Dem, der ſie nicht hat, zu wenig. Denn er muß hören, nicht blos, was man ihm vorſchreibt, ſondern auch warum. Sind die Vorſchriften, frage ich, demjenigen nöthig, der die richtigen Vorſtellungen von Gütern und Uebeln hat, oder dem, der ſie nicht hat? Wer dieſelben nicht hat, dem wirſt Du Nichts helfen: das Deinen Mahnungen entgegenſtehende Gerede hat ſeine Ohren eingenommen. Wer über das, was zu meiden und was zu erſtreben iſt, ein untrügliches Urtheil hat, der weiß, was er zu thun hat, auch wenn Du ſchweigſt. Dieſer ganze Theil der Philoſophie kann alſo bei Seite gelaſſen werden.

Es ſind zwei Urſachen, wegen deren wir fehlen: Entweder iſt die Seele in einer, durch verkehrte Meinungen herbeigeführten ſchlechten Beſchaffenheit, oder, wenn ſie auch nicht von Irrthümern eingenommen iſt, ſo iſt ſie zu Irrthümern geneigt und wird ſchnell vom Scheine verführt, von dem ſie ſich ziehen läßt, wohin ſie nicht ſollte. Wir müſſen alſo entweder die kranke Seele heilen und von Fehlern befreien, oder die noch freie, aber zum Schlimmen geneigte, zum Voraus gewinnen. Beides thun die Lehrſätze der Philoſophie; jene Methode, Vorſchriften zu geben, richtet alſo Nichts aus. Ueberdieß, wenn wir den Einzelnen Vorſchriften geben, ſo iſt dieſe Aufgabe unendlich. Denn andere müſſen wir dem geben, der Geld auf Zinſen leiht, andere dem Landbauer, andere dem Handelsmanne; andere dem, der auf die Freundſchaft von Königen ausgeht, andere dem, der Seinesgleichen, andere dem, der Geringere lieben will. Beim Ehestande *mußt Du vorſchreiben*, wie Einer mit einer Gattin leben ſoll, *welche er als Jungfrau* geehlicht hat; wie mit einer ſolchen, welche

vorher in einer andern Ehe stund, wie mit einer reichen, wie mit einer ohne Mitgift. Oder glaubst Du nicht, daß einiger Unterschied sey zwischen einer unfruchtbaren und fruchtbaren, zwischen einer bejahrteren und einer sehr jungen, zwischen einer Mutter und einer Stiefmutter? Alle besondern Verhältnisse können wir nicht umfassen, und doch ergeben sich bei jedem einzelnen eigenthümliche Forderungen. Die Gesetze der Philosophie aber sind kurz und allgemein bindend. Setze hinzu, daß die Vorschriften der Weisheit bestimmt und sicher sein müssen: wo sie nicht bestimmt werden können, sind sie außer der Weisheit, denn diese kennt die Grenzen der Dinge. Darum ist jener Theil, welcher Vorschriften gibt, zu entfernen, weil er das, was er Wenigen verspricht, nicht Allen leisten kann, die Weisheit aber für Alle gilt.

Zwischen dem allgemeinen Wahnsinn und dem, den man von Aerzten behandeln läßt, ist kein Unterschied, als daß bei diesem das Leiden in einer Krankheit, und bei jenem in falschen Meinungen besteht. Bei dem einen kommt die Ursache der Tollheit von dem Zustande des Körpers, der andere ist ein krankhafter Zustand der Seele. Wenn Jemand einem Wüthenden Vorschriften geben wollte, wie er sprechen, wie er einhergehen, wie er öffentlich, wie er zu Hause sich benehmen solle: so wäre er unsinniger als der, dem er Ermahnungen gäbe; denn die schwarze Galle ist zu heilen und die Ursache der Tollheit selbst zu entfernen. Dasselbe ist bei dieser anderen geistigen Tollheit zu thun; sie selbst muß gehoben werden, sonst werden die Worte der Ermahnung ins Leere gesprochen seyn."

Also läßt sich Aristo vernehmen. Wir wollen ihm auf das Einzelne antworten. Zuerst darauf, daß er sagt, wenn Etwas vor dem *Auge sei und das Sehen hindere*, so müsse es entfernt werden. Ich *bestehe, daß hiebei keine Vorschriften* zum Sehen nöthig sind, sondern

ein Mittel, wodurch das Auge gereinigt und von dem, was am Sehen hindert, befreit wird. Denn von Natur sehen wir; und den Gebrauch des natürlichen Vermögens stellt Derjenige [illegible], welcher die Hindernisse entfernt. Was aber eine jede Pflicht uns auferlegt, das lehret die Natur nicht. Sodann, wer vom Staar geheilt ist, der kann nicht hinfort, nachdem er sein Gesicht wieder erhalten, es auch Anderen wieder geben; wer aber vom Bösen befreit ist, befreit auch Andere. Keine Ermahnung, nicht einmal ein Rath ist nöthig, damit das Auge die Unterschiede der Farben erkenne; es wird das Weiße vom Schwarzen ohne irgend eine Erinnerung unterschieden: dagegen bedarf die Seele vieler Vorschriften, um einzusehen, was sie im Leben zu beobachten habe. Obwohl auch die Augenkranken vom Arzte nicht nur geheilt, sondern auch ermahnt werden. Du darfst, sagt er, das noch schwache Gesicht nicht alsbald einem starken Lichte aussetzen; aus der Dunkelheit gehe zuerst in den Schatten, dann wage mehr, und gewöhne Dich allmälig das helle Licht zu ertragen; Du darfst nach dem Essen nicht studiren, darfst die noch vollen und geschwollenen Augen nicht zu viel anstrengen, mußt vermeiden, daß Wind und heftige Kälte Dir ins Gesicht kommen, und was dergleichen Rathschläge mehr sind, die ebenso viel fruchten als Arzneien. Zu den Mitteln fügt also die Heilkunde den Rath hinzu. — Der Irrthum, sagt Aristo, ist die Ursache der Vergehungen: diesen benehmen uns die Vorschriften nicht, und vermögen die falschen Meinungen über Güter oder Uebel nicht zu bezwingen. Ich gebe zu, daß die Vorschriften für sich nicht hinreichend sind, um eine verkehrte Ueberzeugung der Seele umzustoßen; aber können sie darum nicht dennoch fruchten, wenn sie zum Andern hinzugefügt werden? Sie erneuen fürs Erste das Gedächtniß; *und sodann wird* dasjenige, was man im Allgemeinen nicht mit *der gehörigen Klarheit* sah, in seine Theile geschieden, gewiesen.

trachtet. Auf jene Weiſe dürfteſt Du auch Troſtgründe und Ermunterungen für überflüſſig erklären; aber ſie ſind nicht überflüſſig: alſo auch die Ermahnungen nicht. Es iſt thöricht, ſagt er weiter, einem Kranken vorzuſchreiben, was er als Geſunder thun ſoll, während die Geſundheit herzuſtellen iſt, ohne welche die Vorſchriften vergeblich ſind. Aber, ſind nicht Kranken und Geſunden manche gemeinſame Ermahnungen zu geben? wie z. B., daß ſie nicht gierig nach den Speiſen greifen, daß ſie Ermattung vermeiden. Für den Armen und Reichen gibt es gewiſſe gemeinſame Vorſchriften. — Heile, ſagt er, den Geiz, und Du wirſt weder den Armen noch den Reichen zu ermahnen haben, wenn die Habſucht Beider aufhört. Wie? iſt es nicht ein Anderes, nicht nach dem Geld verlangen, ein Anderes, das Geld zu gebrauchen wiſſen? Wenn Geizige kein Maß im Gelde kennen, ſo kennen auch Nichtgeizige nicht den Gebrauch davon. — Hebe die Irrthümer, ſagt er, ſo ſind die Vorſchriften überflüſſig. Der Satz iſt falſch; denn angenommen, der Geiz ſei weiter, die Verſchwendung knapper gemacht, der Verwegenheit ſeien Zügel angelegt, der Trägheit Sporen gegeben: auch nachdem die Fehler entfernt ſind, müſſen wir lernen, was und wie wir Etwas zu thun haben. — Ermahnungen, ſagt er, werden gegen grobe Fehler Nichts ausrichten. Auch die Heilkunde überwindet keine unheilbaren Krankheiten; doch wird ſie angewandt, bei den Einen zur Heilung, bei Andern zur Linderung. Auch die Macht der ganzen Philoſophie, wenn ſie gleich alle ihre Kräfte dazu aufwendete, könnte eine verhärtete und veraltete Krankheit der Seele nicht heben: aber ſie heilt keineswegs gar Nichts, weil ſie nicht Alles heilt. — Was nützt es, ſagt er, zu zeigen, was am Tage liegt? Sehr viel; denn manchmal wiſſen wir Etwas, und beachten es nicht. Die Ermahnung belehrt nicht, ſondern ſie macht aufmerkſam, treibt an, erhält das Gedächtniß, läßt Nichts entfallen. An ſo

Manchem, was vor unſern Augen liegt, gehen wir vorüber, das Ermahnen iſt eine Art von Ermuntern. Oft will die Seele auch das Offenbare nicht wiſſen; aufdringen muß man ihr alſo die Kenntniß der bekannteſten Dinge. Jener Ausſpruch des Calvus gegen Vatinius iſt hier anzuwenden: „daß Beſtechung gebraucht worden iſt, das wißt ihr, und daß ihr das wiſſet, das wiſſen Alle.“ Du weißt, daß Freundſchaften heilig zu halten ſind, aber Du thuſt es nicht. Du weißt, daß Derjenige Unrecht thut, der von ſeiner Gattin Keuſchheit verlangt und ſelbſt die Gattinnen Anderer verführt; Du weißt, daß ſo wie jene Nichts mit einem Ehebrecher, ſo Du Nichts mit einem Kebsweibe zu ſchaffen haben ſollteſt, und Du handelſt nicht darnach. Daher mußt Du hie und da zur Erinnerung zurückgeführt werden; denn dergleichen darf nicht gleichſam zurückgelegt, ſondern muß in Bereitſchaft behalten werden. Was heilſam iſt, damit muß man oft umgehen, oft ſich beſchäftigen, damit wir nicht nur damit bekannt ſeien, ſondern es auch zur Hand haben. Hiezu ſetze noch, daß auch das Klare uns noch klarer werden mag. — Wenn Das, was Du vorſchreibſt, ſagt er weiter, zweifelhaft iſt, ſo wirſt Du Beweiſe hinzufügen müſſen: und daher werden dieſe, nicht die Vorſchriften, wirken. Aber auch ohne Beweiſe nützt das bloſe Anſehen des Ermahnenden, gerade wie die Urtheile von Rechtsgelehrten Geltung haben, auch wenn keine Entſcheidungsgründe gegeben werden. Ueberdieß haben die Vorſchriften viel Gewicht für ſich ſelbſt, zumal wenn ſie in ein Gedicht verwoben, oder in ungebundener Rede in einen Spruch zuſammengedrängt ſind, wie jener catoniſche: „Kaufe nicht was Du brauchſt, ſondern was Du nöthig haſt; was Du nicht brauchſt, iſt um ein As zu theuer.“ Ferner wie jene Orakel- oder ähnliche Sprüche: „*Spare die Zeit.*“ „Lerne Dich ſelbſt kennen.“ Wirſt Du *Gründe verlangen, wenn* Dir Einer folgende Verſe ſagt:

„Ein Mittel gegen Unrecht iſt Vergeſſen.“
„Dem Kühnen iſt das Glück gewogen.“
„Der Träge iſt ſich ſelbſt im Wege.“

Solche Sprüche bedürfen keines Sachwalters; ſie vertheidigen die Affecte ſelbſt, und wirken, indem die Natur ihre Macht erweiſt. Zu allem Guten tragen die Seelen die Keime in ſich, welche durch Ermahnung geweckt werden; nicht anders, als wie der Funke durch Hilfe eines leichten Hauches zu dem in ihm verborgenen Feuer ausſchlägt. Die Tugend richtet ſich auf, ſowie ſie berührt und angeregt wird. Ueberdieß iſt Manches in der Seele, aber nur verborgen, welches alsbald heraustritt, ſo wie es ausgeſprochen iſt. Manches iſt zerſtreut an verſchiedenen Stellen, was ein ungeübter Verſtand nicht zuſammenfaſſen kann. Darum iſt es zu vereinigen und zu verbinden, damit es an Kraft gewinne und die Seele höher hebe. Oder, wenn die Vorſchriften Nichts helfen, ſo iſt alle Unterweiſung aufzugeben; wir müſſen mit der Natur ſelbſt uns begnügen. Wer alſo ſagt, der ſieht nicht ein, daß der Eine von beweglichem und erregtem, der Andere von langſamem und ſtumpfem Geiſte, überhaupt der Eine mehr mit Geiſt begabt als der Andere ſei. Die Kraft des Geiſtes nährt ſich und wächst durch die Vorſchriften, fügt zu den angeborenen Ueberzeugungen neue, und beſſert das Verdorbene. — Wenn Einer, ſagt er weiter, die richtigen Lehrſätze nicht kennt, was werden ihn, der in den Feſſeln der Laſter iſt, Ermahnungen helfen? Das allerdings, daß er von jenen befreit wird. Denn die natürliche Anlage iſt in ihm nicht ausgelöſcht, ſondern verdunkelt und unterdrückt: auch ſo verſucht ſie wieder empor zu kommen und kämpft gegen das Verkehrte an; erlangt ſie aber Schutz und wird durch Vorſchriften unterſtützt, ſo erſtarkt ſie, *wenn nämlich* keine lange dauernde Seuche ſie angeſteckt und ertödtet *hat, denn in dieſem* Falle wird auch die Anleitung der Philoſophie

selbst an dieser Tugend gefällt. Wenn ich davon mich überzeugt und dieß in mich eingesogen habe: was nützen jene Vorschriften, welche Einen belehren, der schon unterrichtet ist? Dem, der die rechte Einsicht hat, Vorschriften geben, ist überflüssig. Dem, der sie nicht hat, zu wenig. Denn er muß hören, nicht blos, was man ihm vorschreibt, sondern auch warum. Sind die Vorschriften, frage ich, demjenigen nöthig, der die richtigen Vorstellungen von Gütern und Uebeln hat, oder dem, der sie nicht hat? Wer dieselben nicht hat, dem wirst Du Nichts helfen: das Deinen Mahnungen entgegenstehende Gerede hat seine Ohren eingenommen. Wer über das, was zu meiden und was zu erstreben ist, ein untrügliches Urtheil hat, der weiß, was er zu thun hat, auch wenn Du schweigst. Dieser ganze Theil der Philosophie kann also bei Seite gelassen werden.

Es sind zwei Ursachen, wegen deren wir fehlen! Entweder ist die Seele in einer, durch verkehrte Meinungen herbeigeführten schlechten Beschaffenheit, oder, wenn sie auch nicht von Irrthümern eingenommen ist, so ist sie zu Irrthümern geneigt und wird schnell vom Scheine verführt, von dem sie sich ziehen läßt, wohin sie nicht sollte. Wir müssen also entweder die kranke Seele heilen und von Fehlern befreien, oder die noch freie, aber zum Schlimmen geneigte, zum Voraus gewinnen. Beides thun die Lehrsätze der Philosophie; jene Methode, Vorschriften zu geben, richtet also Nichts aus. Ueberdieß, wenn wir den Einzelnen Vorschriften geben, so ist diese Aufgabe unendlich. Denn andere müssen wir dem geben, der Geld auf Zinsen leiht, andere dem Landbauer, andere dem Handelsmanne; andere dem, der auf die Freundschaft von Königen ausgeht, andere dem, der Seinesgleichen, andere dem, der Geringere lieben will. Beim Eheſtande mußt Du vorschreiben, wie Einer mit einer Gattin leben soll, welche er als Jungfrau geehlicht hat; wie mit einer solchen

vorher in einer andern Ehe ſtund, wie mit einer reichen, wie mit einer ohne Mitgift. Oder glaubſt Du nicht, daß einiger Unterſchied ſey zwiſchen einer unfruchtbaren und fruchtbaren, zwiſchen einer bejahrteren und einer ſehr jungen, zwiſchen einer Mutter und einer Stiefmutter? Alle beſondern Verhältniſſe können wir nicht umfaſſen, und doch ergeben ſich bei jedem einzelnen eigenthümliche Forderungen. Die Geſetze der Philoſophie aber ſind kurz und allgemein bindend. Setze hinzu, daß die Vorſchriften der Weisheit beſtimmt und ſicher ſein müſſen: wo ſie nicht beſtimmt werden können, ſind ſie außer der Weisheit, denn dieſe kennt die Grenzen der Dinge. Darum iſt jener Theil, welcher Vorſchriften gibt, zu entfernen, weil er das, was er Wenigen verſpricht, nicht Allen leiſten kann, die Weisheit aber für Alle gilt.

Zwiſchen dem allgemeinen Wahnſinn und dem, den man von Aerzten behandeln läßt, iſt kein Unterſchied, als daß bei dieſem das Leiden in einer Krankheit, und bei jenem in falſchen Meinungen beſteht. Bei dem einen kommt die Urſache der Tollheit von dem Zuſtande des Körpers, der andere iſt ein krankhafter Zuſtand der Seele. Wenn Jemand einem Wüthenden Vorſchriften geben wollte, wie er ſprechen, wie er einhergehen, wie er öffentlich, wie er zu Hauſe ſich benehmen ſolle: ſo wäre er unſinniger als der, dem er Ermahnungen gäbe; denn die ſchwarze Galle iſt zu heilen und die Urſache der Tollheit ſelbſt zu entfernen. Daſſelbe iſt bei dieſer anderen geiſtigen Tollheit zu thun; ſie ſelbſt muß gehoben werden, ſonſt werden die Worte der Ermahnung ins Leere geſprochen ſeyn."

Alſo läßt ſich Ariſto vernehmen. Wir wollen ihm auf das Einzelne antworten. Zuerſt darauf, daß er ſagt, wenn Etwas vor dem Auge ſei und das Sehen hindere, ſo müſſe es entfernt werden. Ich ſehe, daß hiebei keine Vorſchriften zum Sehen nöthig ſind, ſondern

wirſt Du finden, daß in denjenigen Staaten, welche ſchlechte Geſetze haben, ſchlechte Sitten herrſchen. Allein ſie ſind nicht bei Allen wirkſam. Eben ſo wenig die Philoſophie, welche darum nicht unnütz und unkräftig iſt für die Bildung der Seele. Was iſt aber die Philoſophie? iſt ſie nicht ein Geſetz für das Leben? Angenommen jedoch, daß die Geſetze nicht wirkſam ſeien, ſo folgt daraus nicht, daß auch die Ermahnungen nicht wirkſam ſeien; oder Du mußſt auch den Tröſtungen, den Warnungen, den Ermunterungen, den Verweiſen und Lobſprüchen die Wirkſamkeit abſprechen. Dieß alles ſind Arten von Ermahnungen; man gelangt dadurch zu einem vollkommenen Zuſtand der Seele. Nichts flößt leichter den Gemüthern das Gute ein, und ruft die unentſchiedenen und zum Verkehrten ſich neigenden zum Guten zurück, als der Umgang mit tugendhaften Männern. Denn der öftere Anblick, das oftere Hören dringt allmälig in die Herzen, und gewinnt die Kraft von Vorſchriften. In der That, die bloſe Begegnung von Weiſen hat Werth; und ſelbſt wenn er ſchweigt, vermagſt Du von einem großen Manne Gewinn zu ziehen. Und ich könnte Dir nicht leicht ſagen, auf welche Weiſe er nützt, ſo wie das mir klar ſein wird, daß er genützt hat. Gewiſſe kleine Thiere, wie Phädo ſagt, beißen uns, ohne daß wir ſie empfinden, ſo zart und verderblich täuſchend iſt ihre Kraft. Die Geſchwulſt zeigt den Biß an, und in der Geſchwulſt ſelbſt iſt keine Wunde ſichtbar. Ebenſo wird es Dir bei dem Umgang mit weiſen Männern ergehen; Du wirſt nicht wahrnehmen, auf welche Weiſe und wann er Dir nütze; aber daß er Dir genützt habe, wirſt Du wahrnehmen. Was ſoll das beweiſen, ſagſt Du? Daß die guten Vorſchriften, wenn ſie Dir oft gegenwärtig ſind, Dir ebenſo wie die guten Beiſpiele nützen werden. *Pythagoras ſagt,* daß denjenigen, welche in einen Tempel treten, und die Götterbilder aus der Nähe ſchauen, und den Spre-

eines Orakels erwarten, die Seele ſich umwandle. Wer möchte aber leugnen, daß durch gewiſſe Vorſchriften auch die Ungebildetſten kräftig berührt werden? wie durch die folgenden, bei aller Kürze gehaltvollen Sprüche:

— „Nichts zu viel!"
„Der Geiz wird niemals vom Gewinne ſatt."
„Erwarte Dir vom Andern, was Du ſelbſt ihm thuſt."

Wenn wir dieſes hören, ſo werden wir gleichſam getroffen, und Keiner darf zweifeln, oder fragen: warum? Eine ſolche Anziehung hat die Wahrheit auch ohne Beweis. Wenn die Ehrfurcht die Gemüther zügelt und die Laſter bändigt, warum ſollte nicht die Ermahnung daſſelbe vermögen? Wenn die Züchtigung Scham erregt, warum ſollte nicht die Ermahnung wirken, auch wenn ſie die nackten Vorſchriften gebraucht? Aber wirkſamer und eindringlicher iſt ſie, wenn ſie durch den Beweis unterſtützt, was ſie vorſchreibt, wenn ſie hinzuſetzt, warum Etwas zu thun ſei, und welche Frucht für den, der es thue und den Vorſchriften gehorche, zu erwarten ſei. Kann man durch Befehl Etwas ausrichten, ſo kann man es auch durch Ermahnung; nun aber kann man durch Befehl Etwas ausrichten, und folglich auch durch Ermahnung. In zwei Theile ſcheidet ſich die Tugend, in das Betrachten des Wahren und in das Handeln; das Betrachten vermittelt der Unterricht, das Handeln die Ermahnung. Die Tugend wird durch ein rechtſchaffenes Handeln geübt und dargeſtellt; wenn aber einer, welcher rathet, für das Handeln nützt, ſo wird auch ein ſolcher nützen, der ermahnt. Wenn demnach ein rechtſchaffenes Handeln für die Tugend nothwendig iſt, die rechtſchaffenen Handlungen aber die Ermahnung aufweiſt, ſo iſt auch die Ermahnung *nothwendig*. Zwei Dinge geben der Seele am meiſten Stärke, der *Glaube an das Wahre und das* Vertrauen; und beides bewirkt die

Ermahnung. Denn erſtens verſchafft ſie ſich Glauben; und wenn der Glaube vorhanden iſt, ſo faßt die Seele hohen Muth und wird von Vertrauen erfüllt: und darum iſt die Ermahnung nicht überflüſſig. M. Agrippa, ein Mann von großer Seele, welcher allein von denen, die durch die Bürgerkriege berühmt und mächtig wurden, zum allgemeinen Beſten glücklich war, pflegte zu ſagen, daß er viel dem Spruche verdanke: „(denn) durch Eintracht wächst geringe, durch Zwietracht zerfällt die größte Macht.“ Durch dieſen Spruch, ſagte er, ſei er der beſte Bruder und Freund geworden. Wenn ſolche Sprüche, indem ſich die Seele damit vertraut macht, dieſelbe bilden: warum ſollte nicht der Theil der Philoſophie, welcher aus ſolchen Sprüchen beſteht, das Gleiche vermögen? Ein Theil der Tugend beſteht in der Lehre, ein Theil in der Uebung; man muß lernen, und was man gelernt hat, durch das Thun beſtätigen. Wenn ſich dieß ſo verhält, ſo nützen nicht blos die Lehrſätze der Weisheit, ſondern auch die Vorſchriften, welche unſere Affecte wie durch eine Geſetzesverordnung einſchränken und binden. — Die Philoſophie, ſagt er, begreift zweierlei, die Wiſſenſchaft und den Charakter. Denn wer jene erlernt und das, was zu thun und zu laſſen iſt, erfaßt hat, iſt noch nicht weiſe, wenn nicht ſein Charakter zu einem Abbilde des Erlernten geworden iſt. Jener dritte Theil, welcher Vorſchriften gibt, geht aus beiden hervor, aus den Lehrſätzen und aus dem Charakter: er iſt daher überflüſſig, um die Tugend zu vollenden, für welche jene beiden genügen. Auf dieſe Weiſe iſt alſo auch die Tröſtung überflüſſig, da ſie ebenfalls aus beiden hervorgeht, und die Ermunterung und die Rathertheilung und ſelbſt die Beweisführung, da auch dieſe auf einem geſetzten und tüchtigen Charakter beruht. Aber obgleich das *Angeführte aus einem* trefflichen Charakter kommt, ſo bringt dieſe *es nicht nur hervor*, ſondern wird auch ſelbſt dadurch gebildet.

dann ist das, was Du sagst, schon die Sache eines vollkommenen Mannes, welcher das Höchste der menschlichen Glückseligkeit erreicht hat. Allein dieses Ziel erreicht man langsam; inzwischen muß auch dem noch Unvollkommenen, aber vorwärts Schreitenden, der Weg in seinem Handeln gezeigt werden. Diesen mag vielleicht auch ohne Ermahnung die Weisheit sich selbst vorzeichnen, welche die Seele schon dahin gebracht hat, daß sie nicht anders als nach dem rechten Ziele sich bewegen kann; für schwächere Geister wenigstens ist es nöthig, daß Einer vorausgehe und die Anweisung gebe: dieß vermeide, jenes thue! Ueberdieß, wenn Einer die Zeit erwartet, wo er von sich selbst wisse, was das Beste zu thun sei, so wird er inzwischen irre gehen, und durch das Irregehen verhindert werden, dahin zu gelangen, wo er mit sich selbst zufrieden seyn könnte: er muß also geleitet werden, so lange er in der Kunst, sich selbst zu leiten, Anfänger ist. Die Knaben lernen nach der Vorschrift; ihre Finger werden gehalten, und von einer fremden Hand durch die Figuren der Buchstaben geführt; sodann läßt man sie das Vorgelegte nachahmen, und nach demselben ihre Handschrift verbessern: auf solche Weise wird unsere Seele gefördert, indem sie nach der Vorschrift gebildet wird.

Im Bisherigen sind die Beweise gegeben, daß dieser Theil der Philosophie nicht überflüssig ist. Es fragt sich nun weiter, ob er allein hinreiche, um Einen zum Weisen zu machen. Dieser Untersuchung wollen wir ihren besondern Tag bestimmen: inzwischen, die Beweise bei Seite gelassen, ist es nicht offenbar, daß wir einen Beistand nöthig haben, welcher uns gegen die Vorschriften des Volkes Vorschriften gebe? Kein Wort dringt ohne Nachtheil zu unsern Ohren; es schaden uns, die uns Gutes wünschen, und schaden uns, die uns verfluchen; denn die Verwünschung der letzteren stößt uns

falſche Furcht ein, und die Liebe der erſteren belehrt uns ſchlecht durch ihre guten Wünſche. Denn ſie verweist uns auf entfernte Güter, welche ungewiß und unbeſtändig ſind, während wir die Quelle der Glückſeligkeit zu Hauſe haben. Wir können, ſage ich, nicht auf dem geraden Wege gehen; es ziehen uns Eltern, ziehen uns Sclaven auf ſchiefe Wege; Niemand irrt für ſich allein, ſondern breitet ſeine Thorheit unter den Nächſten aus, und empfängt wiederum die ihrige. Und daher ſind in den Einzelnen die Fehler der Völker, weil das Volk ſie mittheilte. Während Einer einen Andern ſchlechter macht, iſt er es ſelbſt geworden; er hat das Böſe gelernt und ſodann gelehrt; und ſo iſt jene ungeheure Schlechtigkeit entſtanden, indem das Schlimmſte, was ein Jeder weiß, in Eine Summe vereinigt iſt. Daher muß es einen Wächter geben, der uns von Zeit zu Zeit am Ohre zupft und das Geſchrei der Leute niederſchlägt, und dem Lob der Menge laut widerſpricht. Denn Du irrſt, wenn Du glaubſt, daß die Fehler mit uns geboren werden: ſie ſind von Außen gekommen und ſind uns zugeführt. Darum müſſen durch häufige Ermahnungen die Meinungen, welche uns umtönen, von uns abgehalten werden. In keinen Fehler verſtrickt uns die Natur; ſie hat uns makellos und frei geſchaffen. Nichts, wodurch ſie unſere Habſucht reizte, hat ſie offen hingeſtellt; ſie hat das Gold und Silber unter unſere Füße gelegt, und uns Alles das niederzutreten und niederzudrücken gegeben, wegen deſſen wir niedergetreten und gedrückt werden. Sie hat unſer Geſicht gegen den Himmel emporgerichtet, und hat gewollt, daß wir Alles, was ſie Herrliches und Wunderbares geſchaffen, aufwärts blickend ſehen ſollten, die Auf- und Niedergänge, und den ſchnellen Kreislauf des eilenden Weltgebäudes, der bei Tag das Irdiſche zeigt und bei Nacht das Himmliſche, den langſamen Gang der Geſtirne, wenn Du den Weiſſt

des Ganzen anlegst, den höchst beschleunigten, wenn Du bedenkst, welch' große Räume sie mit nie unterbrochener Schnelligkeit umwandeln, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, wenn sie sich gegenseitig in den Weg treten, sofort noch anderes der Bewunderung Würdige, sei es, daß es ordnungsmäßig eintrete oder in Folge plötzlicher Ursachen hervorbreche, wie nächtliche Flammenzüge und Blitze an dem sich spaltenden Himmel ohne allen Schlag und Schall, und Säulen und Balken, und mancherlei feurige Bilder. Dieses hat sie geordnet, daß es über uns vorgehe; das Gold dagegen und das Silber, und das um dieser willen niemals Frieden haltende Eisen hat sie, als ob es zum Verderben uns anvertraut würde, verborgen. Wir haben Dinge an das Licht gebracht, wegen deren wir in Kampf gerathen sollten; wir haben die Ursachen und Werkzeuge unserer Gefahren durch Aufwühlung der Erdmasse ausgegraben; wir haben dem Schicksal unser Unglück in die Hand gegeben, und wir erröthen nicht, daß bei uns für das Höchste gehalten wird, was das Unterste in der Erde gewesen war. Willst Du wissen, was für ein falscher Schimmer Deine Augen getäuscht hat? Nichts ist schmutziger und glanzloser, als jene Dinge, so lange sie in ihrem Kothe versenkt und eingehüllt liegen. Ja, auch wenn sie durch die Finsterniß der langen Gänge hervorgezogen werden, so ist nichts Häßlicheres als sie, so lange sie bearbeitet und von dem beigemischten Unreinen gesondert werden. Schaue endlich die Arbeiter selbst an, durch deren Hände das unfruchtbare und häßliche Erzeugniß der Erde gereinigt wird, Du wirst sehen, von welchem Ruße sie überzogen sind. Aber diese Dinge beflecken noch mehr die Seelen als die Körper; und an ihrem Besitzer klebt ein größerer Schmutz, als an ihrem Bearbeiter. Darum *ist es nothwendig*, ermahnt zu werden, und einen Beistand von *guter Gesinnung zu haben*, und in einem solchen Lärmen und Getöse

von Lügen endlich eine einzige Stimme (der Wahrheit) zu hören. Welche Stimme wird das sein? Keine andere, als diejenige, welche Dir, nachdem dieses Geschrei des Ehrgeizes Dich betäubt hat, heilsame Worte einflüstert, und Dir sagt: Du darfst diejenigen nicht beneiden, die beim Volke groß und glücklich heißen; Du darfst durch Händeklatschen einen gesetzten und gesunden Sinn Dir nicht entreißen lassen; Du darfst Dich durch jenen, der unter dem Schutze seiner Fascen und mit Purpur angethan einhergeht, deine Ruhe nicht verleiden lassen; Du darfst den nicht für glücklicher halten, welchem Platz geschafft wird, als Dich, den der Lictor aus dem Wege treibt. Wenn Du eine für Dich nützliche, und für Andere nicht beschwerliche Herrschaft üben willst, so vertreibe die Laster. Viele finden sich, welche Feuer in die Städte tragen, welche zu Boden schlagen, was den Jahrhunderten unbezwinglich, durch mehrere Menschenalter sicher war, welche einen Wall aufführen, der an Höhe den Burgen gleichkommt, welche Mauern, die bis zu wunderbarer Höhe geführt sind, durch Sturmböcke und Maschinen brechen; Viele gibt es, welche Heere vor sich hertreiben, den Rücken der Feinde hart bedrängen, und von dem Blute der Völker triefend, bis zu dem Weltmeere gelangen; aber auch diese sind, um den Feind zu besiegen, durch ihre Begierde besiegt worden. Niemand widerstand ihnen, wo sie erschienen: aber auch sie hatten dem Ehrgeize und der Grausamkeit nicht widerstanden, und so wurden sie selbst getrieben, während sie Andere zu treiben schienen. Den unglücklichen Alexander trieb die Wuth, das Fremde zu zerstören, und sandte ihn in unbekannte Länder. Oder glaubst Du, der sei bei gesundem Verstande, der zuerst mit der Verheerung Griechenlands, in welchem er seine Bildung erhalten, *anfängt; der Jedem* entreißt, was ihm das Theuerste ist; der *Lacedämon dienen und Athen* schweigen heißt; der nicht zufrie-

eines Orakels erwarten, die Seele ſich umwandle. Wer möchte aber leugnen, daß durch gewiſſe Vorſchriften auch die Ungebildetſten kräftig berührt werden? wie durch die folgenden, bei aller Kürze gewichtvollen Sprüche:

— „Nichts zu viel!"
„Der Geiz wird niemals vom Gewinne ſatt."
„Erwarte Dir vom Andern, was Du ſelbſt ihm thuſt."

Wenn wir dieſes hören, ſo werden wir gleichſam getroffen, und Keiner darf zweifeln, oder fragen: warum? Eine ſolche Anziehung hat die Wahrheit auch ohne Beweis. Wenn die Ehrfurcht die Gemüther zügelt und die Laſter bändigt, warum ſollte nicht die Ermahnung daſſelbe vermögen? Wenn die Züchtigung Scham erregt, warum ſollte nicht die Ermahnung wirken, auch wenn ſie die nackten Vorſchriften gebraucht? Aber wirkſamer und eindringlicher iſt ſie, wenn ſie durch den Beweis unterſtützt, was ſie vorſchreibt, wenn ſie hinzuſetzt, warum Etwas zu thun ſei, und welche Frucht für den, der es thue und den Vorſchriften gehorche, zu erwarten ſei. Kann man durch Befehl Etwas ausrichten, ſo kann man es auch durch Ermahnung; nun aber kann man durch Befehl Etwas ausrichten, und folglich auch durch Ermahnung. In zwei Theile ſcheidet ſich die Tugend, in das Betrachten des Wahren und in das Handeln; das Betrachten vermittelt der Unterricht, das Handeln die Ermahnung. Die Tugend wird durch ein rechtſchaffenes Handeln geübt und dargeſtellt; wenn aber einer, welcher rathet, für das Handeln nützt, ſo wird auch ein ſolcher nützen, der ermahnt. Wenn demnach ein rechtſchaffenes *Handeln* für die Tugend nothwendig iſt, die rechtſchaffenen Handlungen *aber die Ermahnung* aufweiſt, ſo iſt auch die Ermahnung *nothwendig. Zwei Dinge* geben der Seele am meiſten Stärke, den *Glaube an das Wahre* und das Vertrauen; und beides bewirkt die

Ermahnung. Denn erſtens verſchafft ſie ſich Glauben; und wenn der Glaube vorhanden iſt, ſo faßt die Seele hohen Muth und wird von Vertrauen erfüllt: und darum iſt die Ermahnung nicht überflüſſig. M. Agrippa, ein Mann von großer Seele, welcher allein von denen, die durch die Bürgerkriege berühmt und mächtig wurden, zum allgemeinen Beſten glücklich war, pflegte zu ſagen, daß er viel dem Spruche verdanke: „(denn) durch Eintracht wächst geringe, durch Zwietracht zerfällt die größte Macht.“ Durch dieſen Spruch, ſagte er, ſei er der beſte Bruder und Freund geworden. Wenn ſolche Sprüche, indem ſich die Seele damit vertraut macht, dieſelbe bilden: warum ſollte nicht der Theil der Philoſophie, welcher aus ſolchen Sprüchen beſteht, das Gleiche vermögen? Ein Theil der Tugend beſteht in der Lehre, ein Theil in der Uebung; man muß lernen, und was man gelernt hat, durch das Thun beſtätigen. Wenn ſich dieß ſo verhält, ſo nützen nicht blos die Lehrſätze der Weisheit, ſondern auch die Vorſchriften, welche unſere Affecte wie durch eine Geſetzesverordnung einſchränken und binden. — Die Philoſophie, ſagt er, begreift zweierlei, die Wiſſenſchaft und den Charakter. Denn wer jene erlernt und das, was zu thun und zu laſſen iſt, erfaßt hat, iſt noch nicht weiſe, wenn nicht ſein Charakter zu einem Abbilde des Erlernten geworden iſt. Jener dritte Theil, welcher Vorſchriften gibt, geht aus beiden hervor, aus den Lehrſätzen und aus dem Charakter: er iſt daher überflüſſig, um die Tugend zu vollenden, für welche jene beiden genügen. Auf dieſe Weiſe iſt alſo auch die Tröſtung überflüſſig, da ſie ebenfalls aus beiden hervorgeht, und die Ermunterung und die Rathertheilung und ſelbſt die Beweisführung, da auch dieſe aus *einem geſetzten und tüchtigen* Charakter beruht. Aber obgleich d *ingeführte aus einem* trefflichen Charakter kommt, ſo bringt d *nicht nur hervor*, ſondern wird auch ſelbſt dadurch gebildet.

dann ist das, was Du sagst, schon die Sache eines vollkommenen Mannes, welcher das Höchste der menschlichen Glückseligkeit erreicht hat. Allein dieses Ziel erreicht man langsam; inzwischen muß auch dem noch Unvollkommenen, aber vorwärts Schreitenden, der Weg in seinem Handeln gezeigt werden. Diesen mag vielleicht auch ohne Ermahnung die Weisheit sich selbst vorzeichnen, welche die Seele schon dahin gebracht hat, daß sie nicht anders als nach dem rechten Ziele sich bewegen kann; für schwächere Geister wenigstens ist es nöthig, daß Einer vorausgehe und die Anweisung gebe: dieß vermeide, jenes thue! Ueberdieß, wenn Einer die Zeit erwartet, wo er von sich selbst wisse, was das Beste zu thun sei, so wird er inzwischen irre gehen, und durch das Irregehen verhindert werden, dahin zu gelangen, wo er mit sich selbst zufrieden seyn könnte: er muß also geleitet werden, so lange er in der Kunst, sich selbst zu leiten, Anfänger ist. Die Knaben lernen nach der Vorschrift; ihre Finger werden gehalten, und von einer fremden Hand durch die Figuren der Buchstaben geführt; sodann läßt man sie das Vorgelegte nachahmen, und nach demselben ihre Handschrift verbessern: auf solche Weise wird unsere Seele gefördert, indem sie nach der Vorschrift gebildet wird.

Im Bisherigen sind die Beweise gegeben, daß dieser Theil der Philosophie nicht überflüssig ist. Es fragt sich nun weiter, ob er allein hinreiche, um Einen zum Weisen zu machen. Dieser Untersuchung wollen wir ihren besondern Tag bestimmen: inzwischen, die Beweise bei Seite gelassen, ist es nicht offenbar, daß wir einen Beistand nöthig haben, welcher uns gegen die Vorschriften des Volkes Vorschriften gebe? Kein Wort dringt ohne Nachtheil zu unseren Ohren; es schaden uns, die uns Gutes wünschen, und schaden uns, uns verfluchen; denn die Verwünschung der letzteren läßt uns

ſche Furcht ein, und die Liebe der erſteren belehrt uns ſchlecht durch
e guten Wünſche. Denn ſie verweist uns auf entfernte Güter,
ſche ungewiß und unbeſtändig ſind, während wir die Quelle der
ückſeligkeit zu Hauſe haben. Wir können, ſage ich, nicht auf dem
:aben Wege gehen; es ziehen uns Eltern, ziehen uns Sclaven
f ſchiefe Wege; Niemand irrt für ſich allein, ſondern breitet ſeine
orheit unter den Nächſten aus, und empfängt wiederum die ihrige.
b daher ſind in den Einzelnen die Fehler der Völker, weil das
lk ſie mittheilte. Während Einer einen Andern ſchlechter macht,
er es ſelbſt geworden; er hat das Böſe gelernt und ſodann
ehrt; und ſo iſt jene ungeheure Schlechtigkeit entſtanden, indem
s Schlimmſte, was ein Jeder weiß, in Eine Summe vereinigt
Daher muß es einen Wächter geben, der uns von Zeit zu Zeit
: Ohre zupft und das Geſchrei der Leute niederſchlägt, und
n Lob der Menge laut widerſpricht. Denn Du irrſt, wenn Du
ubſt, daß die Fehler mit uns geboren werden: ſie ſind von Au-
i gekommen und ſind uns zugeführt. Darum müſſen durch häu-
e Ermahnungen die Meinungen, welche uns umtönen, von uns
zehalten werden. In keinen Fehler verſtrickt uns die Natur;
hat uns makellos und frei geſchaffen. Nichts, wodurch ſie unſere
bſucht reizte, hat ſie offen hingeſtellt; ſie hat das Gold und Sil-
: unter unſere Füße gelegt, und uns Alles das niederzutreten
) niederzudrücken gegeben, wegen deſſen wir niedergetreten und
rückt werden. Sie hat unſer Geſicht gegen den Himmel empor-
ichtet, und hat gewollt, daß wir Alles, was ſie Herrliches und
underbares geſchaffen, aufwärts blickend ſehen ſollten, die Auf-
) *Niedergänge, und den* ſchnellen Kreislauf des eilenden Welt-
'ubes, der bei Tag das Irdiſche zeigt und bei Nacht das Him
. *den langſamen* Gang der Geſtirne, wenn Du den Mor

des Ganzen anlegst, den höchst beschleunigten, wenn Du bedenkst, welch' große Räume sie mit nie unterbrochener Schnelligkeit umwandeln, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, wenn sie sich gegenseitig in den Weg treten, sofort noch anderes der Bewunderung Würdige, sei es, daß es ordnungsmäßig eintrete oder in Folge plötzlicher Ursachen hervorbreche, wie nächtliche Flammenzüge und Blitze an dem sich spaltenden Himmel ohne allen Schlag und Schall, und Säulen und Balken, und mancherlei feurige Bilder. Dieses hat sie geordnet, daß es über uns vorgehe; das Gold dagegen und das Silber, und das um dieser willen niemals Frieden haltende Eisen hat sie, als ob es zum Verderben uns anvertraut würde, verborgen. Wir haben Dinge an das Licht gebracht, wegen deren wir in Kampf gerathen sollten; wir haben die Ursachen und Werkzeuge unserer Gefahren durch Aufwühlung der Erdmasse ausgegraben; wir haben dem Schicksal unser Unglück in die Hand gegeben, und wir erröthen nicht, daß bei uns für das Höchste gehalten wird, was das Unterste in der Erde gewesen war. Willst Du wissen, was für ein falscher Schimmer Deine Augen getäuscht hat? Nichts ist schmutziger und glanzloser, als jene Dinge, so lange sie in ihrem Kothe versenkt und eingehüllt liegen. Ja, auch wenn sie durch die Finsterniß der langen Gänge hervorgezogen werden, so ist nichts Häßlicheres als sie, so lange sie bearbeitet und von dem beigemischten Unreinen gesondert werden. Schaue endlich die Arbeiter selbst an, durch deren Hände das unfruchtbare und häßliche Erzeugniß der Erde gereinigt wird, Du wirst sehen, von welchem Ruße sie überzogen sind. Aber diese Dinge beflecken noch mehr die Seelen als die Körper; und an ihrem Besitzer klebt ein größerer Schmutz, als an ihrem Bearbeiter. Darum *ist es nothwendig*, ermahnt zu werden, und einen Beistand von *guter Gesinnung zu haben*, und in einem solchen Lärmen und Getöse

von Lügen endlich eine einzige Stimme (der Wahrheit) zu hören. Welche Stimme wird das sein? Keine andere, als diejenige, welche Dir, nachdem dieses Geschrei des Ehrgeizes Dich betäubt hat, heilsame Worte einflüstert, und Dir sagt: Du darfst diejenigen nicht beneiden, die beim Volke groß und glücklich heißen; Du darfst durch Händeklatschen einen gesetzten und gesunden Sinn Dir nicht entreißen lassen; Du darfst Dich durch jenen, der unter dem Schutze seiner Fascen und mit Purpur angethan einhergeht, deine Ruhe nicht verleiden lassen; Du darfst den nicht für glücklicher halten, welchem Platz geschafft wird, als Dich, den der Lictor aus dem Wege treibt. Wenn Du eine für Dich nützliche, und für Andere nicht beschwerliche Herrschaft üben willst, so vertreibe die Laster. Viele finden sich, welche Feuer in die Städte tragen, welche zu Boden schlagen, was den Jahrhunderten unbezwinglich, durch mehrere Menschenalter sicher war, welche einen Wall aufführen, der an Höhe den Burgen gleichkommt, welche Mauern, die bis zu wunderbarer Höhe geführt sind, durch Sturmböcke und Maschinen brechen; Viele gibt es, welche Heere vor sich hertreiben, den Rücken der Feinde hart bedrängen, und von dem Blute der Völker triefend, bis zu dem Weltmeere gelangen; aber auch diese sind, um den Feind zu besiegen, durch ihre Begierde besiegt worden. Niemand widerstand ihnen, wo sie erschienen: aber auch sie hatten dem Ehrgeize und der Grausamkeit nicht widerstanden, und so wurden sie selbst getrieben, während sie Andere zu treiben schienen. Den unglücklichen Alexander trieb die Wuth, das Fremde zu zerstören, und sandte ihn in unbekannte Länder. Oder glaubst Du, der sei bei gesundem Verstande, der zuerst mit *der Verheerung Griechenlands*, in welchem er seine Bildung erhalten, *anfängt; der Jedem* entreißt, was ihm das Theuerste ist, *Lacedämon dienen und Athen* schweigen heißt; der nicht zufr

mit der Niederlage so vieler Städte, welche Philipp entweder besiegt oder gekauft hatte, andere anderswo vor sich niederwirft, und seine Waffen durch den ganzen Erdball trägt; und dessen Grausamkeit niemals ermattet und nachläßt, gerade wie die wilden Thiere mehr zerreißen als der Hunger fordert. Schon hat er viele Reiche in Eines zusammengeworfen; schon fürchten ihn die Griechen wie die Perser; schon nehmen auch Nationen, die von Darius frei waren, sein Joch an: dennoch geht er über Ocean und Sonne hinaus; und indem er sich schämt, seinen Sieg von den Spuren des Hercules und Liber abzulenken, will er der Natur selbst Gewalt anthun. Er will nicht gehen, sondern er kann nicht stehen; gerade wie Gewichte, in einen Abgrund geworfen, kein Ende der Bewegung haben, bis sie liegen. Auch den Cn. Pompejus bewog nicht Tugend oder Vernunft zu den auswärtigen und inneren Kriegen, sondern unsinnige Liebe zu einer falschen Größe. Bald zog er nach Spanien und in den sertorianischen Krieg, bald hatte er die Seeräuber zusammenzutreiben und die Meere zu sichern: diese Ursachen wurden vorgewandt, um seine Macht zu verlängern. Was zog ihn nach Africa, was in den Norden, was gegen Mithridates, nach Armenien und in alle Winkel von Asien? was anderes, als die endlose Begierde, größer zu werden, da er sich allein nicht groß genug vorkam. Was trieb den C. Cäsar in sein eigenes sowohl, als des Volkes Verhängniß? Die Ruhm- und Ehrliebe, und die maßlose Sucht, über Andere hervorzuragen. Er konnte nicht Einen vor sich dulden, während der Staat Zwei über sich duldete. Wie? Glaubst Du, daß C. Marius, der Einmal Consul war (denn nur Ein Consulat erhielt er, die übrigen riß er an sich), als er die Teutonen und Cimbern niederhieb, als er den Jugurtha durch die Wüsten Africas verfolgte, so viele Gefahren auf Antrieb der Tugend aufgesucht habe? Marius

führte das Heer, den Marius der Ehrgeiz. Jene Männer, indem sie Alles erschütterten, wurden selbst erschüttert, nach Art der Wirbel, welche das, was sie mit sich fortreißen, umdrehen, aber selbst vorher gedreht werden, und darum mit desto größerer Heftigkeit einherstürzen, weil sie sich selbst nicht lenken können. Und deßhalb, nachdem sie Vielen zum Verderben gereicht, fühlen sie selbst auch jene unheilvolle Kraft, durch welche sie so Vielen geschadet. Glaube ja nicht, daß Einer durch fremdes Unglück glücklich werde. Alle jene Beispiele, welche uns vor Augen und zu Ohren gebracht werden, müssen in ihrer Nichtigkeit dargestellt, und das Herz von den bösen Reden, von denen es voll ist, ausgeleert werden. In den bereits besetzten Platz ist die Tugend einzuführen, damit sie das Lügenhafte und der Wahrheit zuwider uns Wohlgefällige ausrotte, damit sie uns von dem Volke, dem wir allzuviel glauben, losmache, und den ächten Meinungen zurückgebe. Denn das ist Weisheit, der Natur sich zuführen und dahin sich zurückbringen zu lassen, von wo der allgemeine Irrthum uns vertrieben hat. Es ist schon ein guter Theil Vernunft, die Rathgeber der Unvernunft verlassen, und von jener Gesellschaft, wo der Eine dem Andern schadet, sich weit entfernt zu haben. Um die Wahrheit hievon einzusehen, bemerke nur, wie ganz anders Einer für das Volk und für sich selbst lebt. Die Einsamkeit ist nicht an sich die Lehrerin der Unschuld, und das Land lehrt nicht die Mäßigkeit: aber wo Zeuge und Zuschauer entfernt ist, da hören die Fehler auf, deren Lohn es ist, sich zu zeigen und gesehen zu werden. Wer hat je einen Purpur angezogen, den er Niemand zeigen konnte? wer hat ein Mahl, das er allein genoß, in Gold aufgetragen? wer hat, unter dem Schatten eines ländlichen Baumes ausgestreckt, den Pomp seiner Ueppigkeit allein entfaltet? Niemand stellt die Pracht sich selbst vor Augen, und nicht einer

wenigen oder vertrauten Personen, sondern er breitet die Zurüstungen seiner Laster nach dem Maße einer schauenden Menge aus. In der That, der Bewunderer und Mitwisser ist ein Reiz bei allen Leidenschaften. Du wirst dem Begehren ein Ende machen, wenn Du dem Zeigen des Besitzes ein Ende machst. Der Ehrgeiz und die Ueppigkeit und die Zügellosigkeit erfordern einen Schauplatz; Du wirst diese Schäden heilen, wenn Du sie verdeckst. Wenn wir daher mitten in das Getöse der Städte versetzt sind, so stehe uns ein Mahner zur Seite, der gegen die Lobredner eines großen Erbes denjenigen lobt, der mit Wenigem reich ist und sein Vermögen nach dem Gebrauche mißt. Gegen jene, welche Gunst und Macht erheben, lobe er sich eine den Wissenschaften geweihte Muße, und eine von dem Aeußeren zu ihrem Eigenen zurückgekehrte Seele. Er zeige uns diejenigen, welche nach der Ansicht des Pöbels glücklich sind, auf jener ihrer beneideten Höhe zitternd und von Angst betäubt, und eine ganz andere Meinung über sich hegend, als von Andern über sie gehegt wird. Denn, was Anderen als eine Höhe erscheint, das ist für sie ein Abgrund. Darum kommen sie außer sich und erbeben, so oft sie in jene Kluft, die sich unter ihrer Größe öffnet, hinabsehen. Denn sie bedenken die manchfache Gefahr, zu fallen, und gerade auf hohem Wege auszugleiten; dann ergreift sie eine Furcht vor dem, wornach sie getrachtet hatten, und das Glück, das sie Andern beschwerlich macht, liegt noch beschwerlicher auf ihnen selbst; dann loben sie eine stille Muße, welche selbst über sich gebietet; verhaßt ist ihnen der Glanz, und einen Rückzug von dem Glücke, so lange es noch Bestand hat, suchen sie; dann endlich siehst Du, wie sie aus Furcht*) Philosophen werden, und wie ein krankes Glück die Rath-

*) *Nach der Conjectur:* philosophantes meta.

ſchläge zur Geſundheit gibt. Denn als ob ein gutes Geſchick und eine gute Geſinnung im Widerſpruche unter ſich wären: wir ſind im Unglück weiſer; das Glück verdrängt die Tugend.

Fünfundneunzigſter Brief.

Ob die beſondere Sittenlehre hinreiche, einen Weiſen zu bilden.

Du verlangſt von mir, daß ich dasjenige, wovon ich geſagt hatte, daß es auf einen beſonderen Tag verſchoben werden müſſe, nunmehr ausführe und Dir ſchreibe, ob der Theil der Philoſophie, welchen die Griechen den paränetiſchen (ermahnenden), wir den präceptiven (Vorſchriften ertheilenden) nennen, hinreiche, um die Weisheit vollkommen zu machen. Ich weiß, daß Du es wohl aufnehmen wirſt, wenn ich Dir nicht zu Willen bin. Deſto eher ſage ich Dir zu, und laſſe das allbekannte Wort nicht untergehen: „In Zukunft hüte Dich, um Etwas zu bitten, was Du nicht zu erhalten wünſcheſt.“ Denn manchmal bitten wir inſtändig um Etwas, das wir zurückwieſen, wenn es uns Jemand anböte. Dieß mag Leichtſinn oder übertriebene Höflichkeit ſein, es verdient durch eine willfährige Zuſage beſtraft zu werden. Bei Manchem wollen wir ſcheinen, als wollten wir es, und wollen es nicht. Ein Schriftſteller hat eine lange Geſchichte, ſo eng wie möglich geſchrieben und ſo dünn wie möglich gerollt, zum Vorleſen gebracht; und nachdem er einen großen Theil geleſen, ſo ſagt er: ich will aufhören, wenn ihr wollt. Es wird ihm zugerufen: lies doch! lies! von denen, welche wünſchen, daß er auf der Stelle verſtumme. Oft verlangen wir etwas Schlechteres *als wir wünſchen*, und nicht einmal den Göttern geſtehen wir's

Wahre; allein die Götter hören uns entweder nicht, oder haben sie Mitleiden. Meinerseits will ich, das Mitleiden bei Seite gelassen, mich rächen, und Dir eine ungeheure Epistel anhängen. Wenn Du sie mit Widerwillen liesest, so sollst Du sprechen: ich selbst habe mir dieß zugezogen! und Dich unter jene rechnen, welche von der Frau gemartert werden, die sie nach langem Bewerben heimgeführt, unter jene, welche durch die Reichthümer geplagt sind, die sie mit dem äußersten Schweiße erworben, unter jene, welche durch die Ehrenstellen gepeinigt werden, die sie mit jeder erdenklichen Kunst und Mühe gesucht, und unter die Uebrigen, welche an Uebeln leiden, die sie selbst geschaffen.

Aber um die Einleitung zu lassen und auf die Sache selbst zu kommen: „Ein glückliches Leben, sagt man, beruht auf guten Handlungen; zu guten Handlungen leiten die Vorschriften: also genügen die Vorschriften zu einem glücklichen Leben.“ Nicht immer leiten die Vorschriften zu guten Handlungen, sondern nur wenn der Geist willig ist; zuweilen werden sie vergeblich angebracht, wenn verkehrte Meinungen die Seele einnehmen. Ferner kann Mancher Recht thun, aber er weiß nicht, daß er Recht thut. Denn wenn Einer nicht von Grund aus unterrichtet und durch die ganze Wissenschaft gebildet ist, so kann er unmöglich alle Stücke umfassen, um zu wissen, wann und in wie weit und mit wem und wie und warum er Etwas zu thun habe. Daher kann er nicht mit ganzer Seele um die Tugend sich bemühen, nicht einmal anhaltend oder gerne; sondern er wird zurückblicken und wird zaudern. — Wenn tugendhaftes Handeln, sagt man, aus den Vorschriften hervorgeht, so reichen die Vorschriften zu einem glücklichen Leben hin; nun ist aber jenes der Fall, folglich auch dieses. Hierauf *antworten wir: tugendhafte* Handlungen erfolgen *auch* durch die *Vorschriften, aber nicht allein* durch die Vorschriften. — Wenn wir

dere Künste, sagt man, sich mit Vorschriften begnügen, so wird sich auch die Weisheit damit begnügen, denn diese ist die Kunst des Lebens. Nun bildet aber derjenige den Steuermann, welcher vorschreibt: so bewege das Steuerruder, so spanne die Segel aus, so gebrauche den günstigen Wind, so widerstehe dem ungünstigen, so mache Dir den zweifelhaften und halben zu Nutze. Die Vorschriften befestigen auch andere Künstler in ihrer Kunst: darum werden die Künstler des Lebens dadurch das Gleiche erreichen. Alle jene Künste sind nur mit den Werkzeugen des Lebens beschäftigt, nicht mit dem ganzen Leben. Daher werden sie durch Vieles von Außen gehemmt und aufgehalten, durch Hoffnung, Begierde und Furcht. Aber die Weisheit, welche sich für die Kunst des Lebens ausgibt, kann durch Nichts an ihrer Ausübung gehindert werden; denn sie zerstreut die Hindernisse und macht sich das Widerstrebende zurecht. Willst Du wissen, wie verschieden es sich mit anderen Künsten und mit dieser verhält? Bei jenen ist es entschuldbarer, wenn Einer mit Willen fehlt, als wenn der Fehler ihm begegnet; bei dieser ist es die größte Schuld, freiwillig zu fehlen. Was ich meine ist dieses. Ein Grammatiker wird nicht über einen Fehler erröthen, wenn er ihn mit Wissen machte; er wird aber erröthen, wenn er ihn ohne Wissen macht. Der Arzt, wenn er nicht sieht, daß ein Kranker abnimmt, fehlt weit mehr in Beziehung auf seine Kunst, als wenn er sich stellt, als sähe er es nicht. Aber bei dieser Kunst zu leben wird die Schuld durch den Willen verschlimmert. Setze hinzu, daß auch die meisten Künste, ja gerade die edelsten, ihre Lehrsätze haben, und nicht blos Vorschriften, wie z. B. die Heilkunde. Daher die verschiedenen Sekten, eines Hippokrates, Asklepiades, Themiso. Außerdem ist keine Kunst im Gebiete des Erkennens ohne ihre Lehrsätze, welche die Griechen δόγματα nennen, wir aber decreta oder scita oder placita nennen. Ihr

wie Du ſolche in der Geometrie und Aſtronomie finden wirſt. Die Philoſophie aber gehört dem Erkennen und dem Handeln an; ſie forſcht zugleich und handelt. Denn Du irrſt, wenn Du glaubſt, daß ſie Dir blos Dienſte für irdiſche Zwecke leiſten wolle; ihr Streben iſt höher gerichtet. Ich durchforſche, ſagt ſie, die ganze Welt, und beſchränke mich nicht auf das Zuſammenleben der Sterblichen, zufrieden, Euch zu rathen und abzurathen; hohe Dinge rufen mich, welche über Euch hinaus liegen:

„Denn von der himmliſchen Dinge Natur und dem Weſen der Götter
„Will ich Dir reden und Dir eröffnen die Kenntniß der Stoffe,
„Draus die Natur ſchafft jegliches Ding, es mehrt und ernähret,
„Und worin es dieſelbe Natur auflöſet im Tode,

wie Lucretius ſagt*. Es folgt alſo, da ſie auf das Erkennen gerichtet iſt, daß ſie ihre Lehrſätze habe. Allein auch im Handeln wird Keiner ſeine Aufgabe gehörig erfüllen, wenn er nicht unterrichtet iſt, auf welche Weiſe er in jedem Falle ſeinen Pflichten in allen Stücken nachzukommen im Stande ſei; was demjenigen nicht gelingen wird, welcher Vorſchriften für den einzelnen Fall, und nicht für das Ganze erhalten hat. Die Vorſchriften, welche nur für einzelne Fälle gegeben werden, ſind für ſich allein ſchwach und ſo zu ſagen ohne Wurzel. Die Lehrſätze ſind es, die uns ſchützen, die unſere Sicherheit und Ruhe verbürgen, die das ganze Leben und die ganze Natur zugleich umfaſſen. Der Unterſchied zwiſchen den Lehrſätzen der Philoſophie und den Vorſchriften iſt derſelbe, wie zwiſchen den Grundſtoffen und den Gliedern: dieſe hängen von jenen ab; jene ſind die Urſachen *von dieſen*, ſo wie von Allem.

„*Die alte Weisheit*, ſagt man, begnügte ſich vorzuſchreiben, *was zu thun und zu laſſen* ſei; und damals waren die Menſchen

*) *De rer. natura* I, 49 ff. (nach Knebels Ueberſ.)

weit beſſer: ſeit die Gelehrten aufgetreten ſind, fehlen die Gr
Denn jene einfache und offene Tugend iſt in eine dunkle und ſpitzfin
Wiſſenſchaft verkehrt, und man lehrt uns diſputiren, ſtatt leb
Ohne Zweifel war jene alte Weisheit, wie ihr ſaget, zumal in ih
Entſtehen, ungebildet, ebenſo wie die übrigen Künſte, deren F
feinerung im Verlaufe zugenommen hat. Aber es waren auch noch l
ausgeſuchten Mittel nöthig. Die Schlechtigkeit war noch nich
hoch geſtiegen, und hatte ſich noch nicht ſo weit verbreitet; einfa
Fehlern konnten einfache Mittel widerſtehen. Jetzt erfordern
Schutzmittel in eben dem Verhältniß größere Mühe, als der An
heftiger iſt. Die Arzneikunde war einſt die Kenntniß von wen
Kräutern, um damit das fließende Blut zu ſtillen und die Wu
zu ſchließen: in der Folge gelangte ſie allmählig zu dieſer vielf
gen Manchfaltigkeit. Und es iſt nicht zu verwundern, daß die
damals weniger Geſchäft hatte, da die Körper noch feſt und gedi
waren, und die Speiſe leicht, und nicht durch Kunſt und Wolluſt
dorben. Nachdem man aber anfing, dieſe zu ſuchen, nicht um
Hunger zu ſtillen, ſondern zu reizen, nachdem tauſenderlei Ger
erfunden ſind, um die Gier zu erregen: iſt das, was den Hungr
Nahrung war, den Geſättigten eine Beſchwerde. Daher die Bl
und das Zittern der vom Weine quellenden Nerven, und die Mager
bedauernswürdiger als Folge von Ueberladungen denn als F
von Hunger; daher der unſichere Gang der Wankenden, und
beſtändige Schwanken, wie bei der Trunkenheit ſelbſt; daher
unter der ganzen Haut ſich anſammelnde Waſſer, und der geſpa
Leib, der ſich ſchwer gewöhnt, mehr zu faſſen, als er kon
daher die Ergießung gelblicher Galle, und die häßliche
ſichtsfarbe, und das Dahinſchwinden der innerlich Modernde
die dürren Finger mit den erſteiften Gelenken, die Erſtar

gefühllosen und ertödteten, oder das Klopfen der ohne Unterlaß zitternden Nerven. Was soll ich den Schwindel im Kopfe nennen? und die Martern der Augen und Ohren, und die Qualen eines erhitzten Gehirnes, und die inneren Geschwüre in allen Organen der Ausleerung? ferner die unzähligen Arten von Fiebern, von denen die einen mit Heftigkeit wüthen, andere als eine leise Pest schleichen, andere mit Schaudern und gewaltiger Erschütterung der Glieder sich einstellen? Was soll ich die andern unzähligen Krankheiten aufführen, wodurch die Ueppigkeit gestraft wird? Diejenigen waren frei von jenen Uebeln, welche in den Genüssen sich noch nicht aufgelöst hatten, welche über sich selbst herrschten, sich selbst dienten. Sie härteten ihre Körper durch Anstrengung und wahrhafte Arbeit ab, indem sie bis zur Müdigkeit liefen, oder jagten, oder die Erde bearbeiteten. Dann erwartete sie eine Speise, welche nur dem Hungrigen schmecken konnte. Daher bedurfte es keines so großen ärztlichen Geräthes, so vieler Werkzeuge und Büchsen. Aus einer einfachen Ursache kam ein einfaches Uebelbefinden; die vielen Gerichte erzeugten viele Krankheiten. Siehe, wie viele Dinge, die durch eine Kehle gehen sollen, die Ueppigkeit, welche Land und Meer verwüstet, untereinander mengt. Daher ist es nothwendig, daß so Verschiedenes sich gegenseitig zuwider ist, und daß das Verschlungene schlecht verdaut wird, indem das Eine in dieser und das Andere in anderer Richtung wirkt. Und es ist nicht zu verwundern, wenn wechselnde und manchfaltige Krankheit aus der widerstreitenden Nahrung entsteht, und wenn jene aus entgegengesetzten Bestandtheilen der Natur zusammengesetzten Speisen, in einen Magen gedrängt *) wieder aus-

*) *Nach* der Conjectur des Stephanus: in eundem ventrem *compulsa, die sich durch* das Zeitwort compulsa mehr zu empfehlen *scheint, als die* vulg.: in eundem (sc. cibum) comp.

gestoßen werden. Daher werden wir von keiner Krankheit eigentlich befallen; sondern Leben ist gleich Krankseyn. Der größte der Aerzte, und der Schöpfer dieser Wissenschaft sagte, daß den Weibern weder ihre Haare ausgehen, noch daß sie an Fußgicht leiden. Allein sie verlieren ihre Haare, und sind an den Füßen krank. Nicht die Natur der Weiber ist verändert, sondern ihr Leben: denn da sie es an Ausschweifung den Männern gleich thun, so theilen sie auch die Leiden des männlichen Körpers. Sie durchwachen nicht weniger Nächte, trinken nicht weniger, und wetteifern im Verbrauch des Oeles und Weines mit den Männern; sie geben ebenso das, womit sie die widerstrebenden Eingeweide gefüllt, durch den Mund wieder von sich, und messen allen Wein nach dem Erbrochenen; sie lecken ebensowohl Schnee, zur Linderung für den erhitzten Magen. An Wollust aber geben sie selbst den Männern Nichts nach; von Natur der leidende Theil, sind sie (mögen Götter und Göttinnen sie verderben) auf eine so unnatürliche Art von Unzucht verfallen, daß sie selbst den Mann spielen. Wie ist es also zu verwundern, daß der größte Arzt, und der erfahrenste Kenner der Natur, auf einer Lüge ertappt wird, da es so viele podagristische und kahlköpfige Weiber gibt? Den Vorzug ihres Geschlechtes haben sie durch ihre Laster verwirkt, und weil sie das Weib ausgezogen, so sind sie zu männlichen Krankheiten verdammt. Die alten Aerzte wußten Nichts davon, öfters Speise zu geben, und durch Wein den sinkenden Puls zu heben; sie wußten Nichts davon, Blut abzulassen, und ein langes Siechthum durch Baden und Schwitzen zu erleichtern; Nichts davon, durch Binden der Beine und Arme den versteckten und im Inneren des Körpers sitzenden Krankheitsstoff auf die äußeren Theile zu leiten. Es war nicht *nöthig, nach* vielen Arten von Mitteln sich umzusehen *da der Leiden so wenige* waren. Jetzt aber, wie weit sind die Körp

lichen Uebel vorgerückt! Das sind die Zinsen, die wir für die über Maß und Gebühr von uns begehrten Lüste bezahlen. Daß die Krankheiten unzählig seien, darüber wirst Du Dich nicht wundern; zähle die Köche! Alles Studium ist eingestellt; und die Lehrer der freien Wissenschaften sitzen, ohne alle Zuhörerschaft, in verlassenen Winkeln auf ihren Stühlen. In den Schulen der Rhetoren und Philosophen ist es öde; wie besucht aber sind die Garküchen, und welch zahlreiche Jugend drängt sich um die Herde der Schwelger! Ich übergehe die Schaaren von unglücklichen Knaben, auf welche nach beendigtem Gelage eine andere Schmach im Schlafgemache wartet. Ich übergehe die Reihen der Mißbrauchten, welche nach Nationen und Farben abgetheilt sind, damit Alle dieselbe Glätte haben, damit bei Allen der erste Flaum von der gleichen Länge, und das Haupthaar von der gleichen Beschaffenheit sei, damit nicht Einer, dessen Haar mehr schlicht ist, unter die Krausen gemischt werde. Ich übergehe den Haufen der Bäcker und der Aufwärter, welche auf ein gegebenes Zeichen hin und herrennen, um die Mahlzeit aufzutragen. Gute Götter! wie viel Menschen setzt ein einziger Bauch in Bewegung! Wie? glaubst Du, daß jene Schwämme, das Gift der Wollust, keine geheime Wirkung haben, wenn dieselbe auch nicht sogleich sich zeigt? Wie? meinst Du, jener Sommer-Schnee werde keine Leberverhärtung herbeiführen? Wie? jene Austern, das unverdaulichste Fleisch, mit Koth gemästet, denkst Du nicht, daß sie durch ihren Schleim Dich beschweren? Wie? jene Lake aus der Provinz,* der kostbare Saft von schädlichen Fischen, glaubst Du

*) Garum Sociorum. — Garum, eine Lake, aus den Eingeweiden und dem Blute von Seefischen bereitet; g. sociorum = Provinzialgarum, weil es hauptsächlich von Spanien kam (Hor. Sat. II, 8, 46. Plin. H. N. XXXI, 43. Strabo III, 4.), oder weil es

icht, daß ſie durch ihre ſalzige Sauche die Eingeweide brenne? Die? jene blutrünſtigen Speiſen, die man faſt aus dem Feuer ſelbſt n den Mund bringt, meinſt Du, daß ſie ohne Schaden in den Eingeweiden ſelbſt erlöſchen? Was für ein abſcheuliches und peſtartiges Luftſtoßen muß die Folge ſein! und welchen Ekel an ſich ſelbſt muß das Aushauchen eines alten Rauſches erzeugen! Du mußt iſſen, daß das Genoſſene verfault, und nicht verdaut wird! ch erinnere mich, daß man einſt viel von einer vortrefflichen Schüſſel ſprach, in welcher eine Garküche, zu ihrem eigenen Schaden ilfertig, Alles vereinigt hatte, womit Vornehme einen ganzen Tag inzubringen pflegen; Venusmuſcheln, Spondyln und Auſtern, bis uf das Eßbare abgenommen, waren durch dazwiſchengelegte Meerzel getrennt; ſorgfältig ausgezogene Seebarben ohne alle Gräten achten die obere Lage. Es hat ſchon keinen Reiz mehr, die Speiem einzeln zu eſſen! das verſchieden Schmeckende wird zu Einem eſchmack gezwungen; auf dem Tiſche geſchieht, was im vollen Magen geſchehen ſoll; ich will es erleben, daß Gekautes aufgeſetzt ird. Wie wenig fehlt noch dazu, wenn die Schalen und Gräte bgethan werden, und der Koch das Geſchäft der Zähne verrichtet? s iſt mühſam, in einem Gerichte nach dem andern zu ſchwelgen. lles ſoll zugleich, und in Einen Geſchmack verwandelt, vorgeſetzt erden. Was ſoll ich nach Einer Sache die Hand ausſtrecken? Mehreres komme zugleich; die Zierden vieler Gänge ſollen ſich vereinien und Ein Ganzes werden. Und Diejenigen, welche meinten, es ie auf Großthun und Ruhm bei Dergleichen abgeſehen, mögen nur iſſen, daß Dergleichen nicht zur Schau, ſondern für den Kenner

---

hier von *den socüs des* Generalpachtes fabricirt wurde. Vgl. *Baumſtark in Pauly's* Realencyclop., Bd. III. S. 654 f.

bestimmt sei. Was besonders vorgesetzt zu werden pflegt, das erscheine gleichmäßig mit Einer Brühe übergoßen; kein Unterschied soll Statt finden; Austern, Igel, Spondyln, Barben sollen unter einander gemengt und zusammengekocht aufgetragen werden. Gebrochene Speise wäre kein größeres Gemenge. In demselben Maß, als jene Speisen verworren sind, entstehen aus ihnen nicht einfache Krankheiten, sondern unentwirrbare, verschiedenartige, vielgestaltige, gegen welche auch die Heilkunst sich mit vielerlei Mitteln und vielerlei Beobachtungen zu waffnen begonnen hat. Das Gleiche sage ich Dir von der Philosophie. Sie war einst einfacher, unter Menschen, welche kleinere Fehler begingen, und auch mit geringer Sorgfalt geheilt werden konnten: gegen eine solche Zerstörung der Sitten muß Alles versucht werden. Und könnte doch so wenigstens jener Seuche ein Ziel gesetzt werden! Nicht nur einzeln, sondern ein Volk gegen das andere rasen wir. Todtschläge und Mordthaten an Einzelnen verpönen wir: aber Kriege und das glorreiche Verbrechen gemordeter Völker? Nicht Geiz, nicht Grausamkeit kennt ein Maß. Und so lange die Vergehen verstohlen und von Einzelnen begangen werden, sind sie weniger schädlich und weniger ungeheuer: nun aber werden Grausamkeiten nach Senatsbeschlüssen und Volksverordnungen geübt, und was für den Einzelnen verboten ist, wird von Staatswegen befohlen. Was heimlich begangen mit dem Kopfe zu büßen wäre, das loben wir, weil es im Kriegskleide geschah. Die Menschen, diese sanfteste Art der Geschöpfe, schämen sich nicht, sich gegenseitig an ihrem Blute zu ergötzen, Kriege gegen einander zu führen und dieselben ihren Kindern zu hinterlassen, während selbst vernunftlose *) und wilde Thiere unter einander Frieden haben. Gegen eine so *mächtige und* weit ausgebreitete Raserei ist die Arbeit für die Philo-

*) *Nach der Lesart:* brutis st. mutis.

ſophie eine größere geworden, und ſie hat ſich ſo viel Kräfte zugelegt, als die Uebel, gegen welche ſie aufgeboten wurde, gewonnen haben. Es war leicht, diejenigen abzumahnen, die ſich beim Weine gehen ließen, und eine feinere Speiſe liebten: die Seele mußte nicht mit großer Macht zur Mäßigkeit zurückgeführt werden, von welcher ſie nur wenig abgewichen war.

„Jetzo bedarf es der hurtigen Hand, und der Kunſt und Erfahrung.“ *)

Genuß wird aus Allem zu ziehen geſucht: kein Laſter bleibt in ſeinen Grenzen. Die Verſchwendung ſtürzt ſich in Geiz; Vergeſſenheit der Tugend hat überhandgenommen; Nichts iſt ſchimpflich, deſſen Preis gefällt. Der Menſch, dem Menſchen unverletzlich, wird jetzt in Spiel und Scherz gemordet; und Derjenige deſſen Unterweiſung im Beibringen und Empfangen von Wunden ſchon Frevel war, wird jetzt nackt und wehrlos vorgeführt, und Schauſpiel genug gewährt ein Menſch durch ſeinen Tod. Bei dieſer Verkehrtheit der Sitten alſo iſt etwas Stärkeres als das Gewöhnliche nöthig, um die eingewurzelten Uebel zu vertreiben; durch die Lehrſätze muß man dahin wirken, daß die allgemein angenommenen Irrthümer gänzlich ausgerottet werden. Wenn wir Vorſchriften, Tröſtungen, Ermahnungen mit jenen verbinden, ſo werden ſie wirken können; für ſich allein ſind ſie unwirkſam. Wollen wir Andere binden und feſthalten, und von den Uebeln, von welchen ſie derzeit gehalten ſind, losreißen, ſo ſollen ſie lernen, was übel und was gut ſei; ſie ſollen wiſſen, daß Alles außer der Tugend den Namen wechsle und bald ein Uebel bald ein Gut werde. Wie das erſte Band des Kriegsdienſtes die Religion iſt, und die Liebe zu den Fahnen, und das Unrecht, ſie zu verlaſſen; und wie dann, wenn Einem der Eidſchwur abgenommen iſt, das Uebrige

*) *Virg. Aen. VIII*, 442.

ohne Schwierigkeit gefordert und befohlen wird: so iſt bei denen, welche Du zu einem glücklichen Leben führen willſt, der erſte Grund zu legen und die Tugend ihnen einzuflößen. Eine heilige Scheu vor dieſer muß in ihnen herrſchen; dieſe müſſen ſie lieben, mit dieſer müſſen ſie zu leben wünſchen, ohne dieſe nicht.

Wie aber? Sind nicht Einige ohne eine tiefergehende Unterweiſung rechtſchaffen geworden, und haben große Fortſchritte gemacht, indem ſie den bloſen Vorſchriften folgten? Ich geſtehe es; aber jene hatten eine glückliche Anlage, welche das Heilſame im Vorübergehen ergriff. Denn wie die unſterblichen Götter keine Tugend gelernt haben, mit jeder geboren, und wie es ein Theil ihrer Natur iſt, gut zu ſein: ſo gelangen Einige unter den Menſchen, welchen eine vortreffliche Anlage zu Theil geworden, zu dem, was man mitzutheilen pflegt, ohne einen langen Unterricht; ſie haben das Gute erfaßt, ſo bald ſie es gehört; und daher jene Seelen, welche die Tugend ſo leicht erbeuten, oder aus ſich ſelbſt hervorbringen. Aber jenen entweder Stumpfen und Blöden, oder von übler Gewohnheit Eingenommenen, muß lange der Roſt von der Seele gerieben werden. Wie übrigens jene zum Guten Geneigten durch Mittheilung der Sätze der Philoſophie deſto ſchneller zum Höchſten geleitet werden, ſo werden auch dieſe Schwächeren eben dadurch gefördert und von übeln Meinungen befreit werden; woraus Du die Nothwendigkeit jener Sätze erſiehſt. Gewiſſe Eigenſchaften liegen in uns, die uns im Einen träge, im Andern unbeſonnen eifrig machen. Und es kann weder dieſer vorſchnelle Eifer gedämpft, noch jene Trägheit aufgeregt werden, wenn nicht die Urſachen davon entfernt werden, falſche Bewunderung und falſche *Furcht*. So lange dieſe uns beſitzen, magſt Du immerhin ſagen: *dieß mußt Du dem Vater* leiſten, dieß den Kindern, dieß den Freunden,

dieß den Gastfreunden. Es wird Einer den Versuch machen, aber der Geiz wird ihn zurückhalten. Er wird wissen, daß man für das Vaterland kämpfen müsse, aber die Furcht wird es ihm widerrathen. Er wird wissen, daß man für Freunde den letzten Tropfen Schweiß nicht scheuen soll, aber die Weichlichkeit wird es ihm verbieten. Er wird wissen, daß ein Kebsweib zu halten das schwerste Unrecht ist, das man der Gattin thun kann, aber die Wollust treibt ihn zum Gegentheile. Es wird also Nichts nützen, Vorschriften zu geben, wenn Du nicht vorher entfernt hast, was den Vorschriften im Wege steht; ebenso wenig, als es nützen wird, Einem Waffen vor Augen gelegt und ganz nahe gerückt zu haben, wenn nicht die Hände, die sie gebrauchen sollen, freigemacht werden. Damit die Seele den Vorschriften, welche wir geben, entgegenkommen könne, muß sie losgemacht werden. Meinen wir auch, es thue Einer, was er soll: er wird es nicht anhaltend, nicht gleichmäßig thun; denn er wird nicht wissen, warum er es thue. Manches wird durch Zufall oder durch Uebung richtig von Statten gehen; aber die Regel wird nicht zur Hand sein, nach welcher es erprobt wird, und welche die Ueberzeugung gibt, daß recht sei, was Einer gethan hat. Wer nur durch Zufall gut ist, der verspricht nicht von sich, daß er immer so sein werde.

Ferner werden die Vorschriften Dir vielleicht leisten, daß Du thust, was Du sollst; aber sie werden Dir nicht leisten, daß Du es thuest, wie Du sollst; und wenn sie dieses nicht leisten, so führen sie nicht zur Tugend. Wer ermahnt wird, der wird thun, was er soll. Ich gebe es zu. Aber das ist noch wenig. Denn nicht darauf, daß Etwas gethan wird, beruht das Lob, sondern darauf, wie Etwas gethan wird. Was ist schändlicher als eine verschwenderische, das Vermögen eines Ritters verzehrende Mahlzeit? was verdient mehr die Rüge des Censors, als wenn Einer, wie jene Schlemmer reden

ſich und ſeinem Genius ſolche Opfer bringt? Und doch haben Antrittsſchmäuſe die mäßigſten Männer ſo viele hunderttauſend Seſtertien gekoſtet. Dieſelbe Ausgabe, wenn ſie dem Gaumen zu lieb gemacht wird, iſt ſchändlich, wenn um der Ehre willen, entgeht ſie dem Tadel. Denn in letzterem Fall iſt ſie keine Verſchwendung, ſondern ein feierlicher Aufwand. Eine Seebarbe von ungeheurer Größe (warum ſetze ich aber das Gewicht nicht bei, um das Gelüſte gewiſſer Leute zu reizen? ſie ſoll vier und ein halbes Pfund gewogen haben) ließ Tiberius Cäſar, dem dieſelbe geſchickt worden war, zum Verkaufe auf den Markt bringen. Freunde, ſprach er, es trügt mich Alles, wenn nicht die Barbe entweder von Apicius oder von P. Octavius gekauft wird. Ueber Erwarten traf ſeine Vermuthung ein: die beiden ſchlugen auf den Fiſch; Octavius trug ihn davon und erndtete unter Leuten ſeiner Art einen hohen Ruhm, da er um 5000 Seſtertien einen Fiſch gekauft hatte, welchen Cäſar verkauft und nicht einmal Apicius gekauft hatte. So viel zu bezahlen, gereichte dem Octavius zur Schande, nicht aber jenem, welcher den Fiſch gekauft hatte, um ihn dem Tiberius zu ſchicken (obgleich ich auch ihn tadeln möchte); denn dieſer bewunderte den Gegenſtand, deſſen er nur den Cäſar für würdig hielt. Es ſitzt Einer einem kranken Freunde zur Seite; wir billigen es: aber wenn er es um der Erbſchaft willen thut, ſo iſt er ein Geier, und wartet auf einen Leichnam. Dieſelben Handlungen gereichen in dem einen Falle zur Schande, in dem andern zur Ehre; es kommt darauf an, warum oder wie ſie geſchehen. Alles aber wird uns zur Ehre gereichen, wenn wir ſelbſt uns dem Ehrbaren geweiht haben, und dieß allein und was daraus hervorgeht unter allen menſchlichen Dingen für gut erachten. Das *Uebrige iſt nur gut für den Augenblick.* Darum muß eine Ueber*zeugung, die ſich auf das* ganze Leben erſtreckt, eingeprägt werden.

das iſt, was ich einen Lehrſatz nenne. Wie dieſe Ueberzeugung beſchaffen ſein wird, ſo werden die Handlungen und die Gedanken beſchaffen ſein; und wie dieſe, ſo wird das Leben beſchaffen ſein. Nur für kleine Theile Rath zu geben, gilt Demjenigen wenig, welcher das Ganze ordnet. M. Brutus gibt in ſeinem Buche, welches den Titel führt περὶ καθήκοντος (Pflichtenlehre), mancherlei Vorſchriften für Eltern und Kinder und Geſchwiſter: dieſe wird Niemand erfüllen wie er ſoll, wenn er nicht Etwas hat, worauf er ſie beziehen kann. Wir müſſen das Ziel des höchſten Gutes vorſetzen, welchem wir nachſtreben ſollen, auf welches all unſer Thun und Reden gerichtet ſein ſoll, gleichwie die Schiffenden nach einem gewiſſen Geſtirne den Lauf zu richten haben. Das Leben ohne ein vorgeſetztes Ziel iſt unſtet. So wie ein ſolches vorgeſetzt werden muß, ſo können Lehrſätze nicht entbehrt werden. Das wirſt Du, wie ich glaube, mir zugeben, daß Nichts ſchimpflicher iſt, als jene den Fuß zurückziehende Unſicherheit und Ungewißheit und Aengſtlichkeit. Dieſe wird aber in allen Dingen bei uns eintreten, wenn nicht weggenommen wird, was die Seele zurückzieht und feſthält, und uns hindert, bei dem, was wir unternehmen, ganz zu ſein.

Wie die Götter zu verehren ſeien, darüber pflegen Vorſchriften ertheilt zu werden. Mögen wir Einen abhalten, an Sabbathtagen Lichter anzuzünden: weil die Götter des Lichts nicht bedürfen, und auch die Menſchen am Rauche keine Freude haben. Mögen wir verbieten, Morgenaufwartungen zu machen und an den Thüren der Tempel zu ſitzen: menſchlicher Ehrgeiz wird durch ſolchen Dienſt beſtochen; Gott verehrt, wer ihn kennt. Mögen wir verbieten, dem Jupiter Leinwand und Badſtriegel zu bringen, und der Juno den Spiegel zu halten: die Gottheit ſucht keine Diener; warum nicht? weil ſie ſelbſt dem Menſchengeſchlechte dient; ſie iſt allenthalben

Allen zu helfen bereit. Es mag Einer hören, welches Maß er bei den Opfern beobachten, wie weit er von läſtigem Dienſt des Aberglaubens ſich ferne halten ſolle: damit wird niemals genug gethan ſein, wenn er nicht die Gottheit, wie ſich gebührt, im Geiſte aufgefaßt hat, als diejenige, die Alles hat und Alles gibt und die Wohlthat umſonſt erweist. Was iſt den Göttern der Grund zum Wohlthun? Ihre Natur. Es iſt ein Irrthum, zu glauben, daß die Götter nicht ſchaden wollen; ſie können nicht; ſie können weder Unrecht erleiden, noch zufügen. Denn Verletzen und Verletztwerden kann nicht getrennt werden. Die Natur, die an Größe und Schönheit über Alles erhaben iſt, hat diejenigen, welche ſie der Gefahr entnommen hat, auch ſelbſt nicht gefährlich gemacht. Die erſte Verehrung der Götter iſt, die Götter zu glauben; ſodann ihre Majeſtät zu bekennen, und ihre Güte, ohne welche keine Majeſtät zu denken iſt; zu wiſſen, daß ſie es ſeien, welche der Welt vorſtehen, Alles durch ihre Macht regieren, das menſchliche Geſchlecht beſchützen und leiten, zuweilen um Einzelne ſich bekümmernd. Sie geben und haben kein Uebel: deſſenungeachtet züchtigen ſie Manche, und halten ſie in Schranken und legen Strafen auf, und ſtrafen bisweilen durch ein ſcheinbares Gut. Du ſuchſt die Gnade der Götter? Seie gut! Wer ſie nachahmt, ehrt ſie genug.

Es folgt die andere Frage: wie mit Menſchen umzugehen ſei? Was verlangen wir? was für Vorſchriften geben wir? Daß wir Menſchenblut ſchonen ſollen? Wie wenig iſt es, dem nicht zu ſchaden, dem man nützen ſoll! Wahrhaftig ein großes Lob, wenn ein Menſch gegen einen Menſchen zahm iſt! Wir werden vorſchreiben, er ſolle dem Schiffbrüchigen die Hand reichen, dem Irrenden den Weg zeigen, mit dem Hungrigen ſein Brod theilen? Wann werde ich Alles ſagen, was Einer zu thun und zu laſſen hat? während

ich kurz dieſe Formel für die Pflicht gegen Menſchen ihm geben kann: All das, was Du ſiehſt, und was Göttliches und Menſchliches in ſich beſchließt, iſt Eines: wir ſind Glieder eines großen Körpers. Die Natur hat uns als Verwandte geſchaffen, da ſie uns aus demſelben Stoffe und für die gleichen Zwecke hervorbrachte. Sie hat uns wechſelſeitige Liebe eingepflanzt und uns geſellig gemacht; ſie hat Billigkeit und Recht gegründet; nach ihrer Einrichtung iſt es ein größeres Unglück, zu ſchaden, als verletzt zu werden; nach ihrem Befehle ſollen die Hände des Helfenden bereit ſein. Jener Vers ſoll in unſerem Herzen und Munde ſein:

„Ich bin ein Menſch, nichts Menſchliches acht' ich mir fremd." *)

Wir ſollen feſthalten, daß wir zur Gemeinſchaft geboren ſind. Unſere Geſellſchaft hat große Aehnlichkeit mit einem Gewölbe von Steinen, welches fallen würde, wenn dieſe nicht wechſelſeitig ſich entgegenſtünden, wodurch es eben gehalten wird.

Nach den Göttern und Menſchen wollen wir ſehen, wie mit den Dingen umzugehen ſei. Umſonſt verſchwenden wir Vorſchriften, wenn nicht eine Belehrung vorausgegangen iſt, was wir über jedes Ding für eine Meinung haben ſollen, über die Armuth und den Reichthum, über den Ruhm und die Schande, über das Vaterland und die Verbannung. Schätzen wir das Einzelne, indem wir ſeinen Ruf bei Seite ſetzen; unterſuchen wir, was die Dinge ſind, nicht was ſie heißen.

Gehen wir zu den Tugenden über.

Es wird uns Einer vorſchreiben, daß wir die Klugheit hochſchätzen, die Tapferkeit erſtreben, die Mäßigkeit lieben, und die Gerechtigkeit wo möglich noch mehr als die andern Tugenden und

*) *Terenz Heautontim.* I, 1, 54.

aneignen ſollen. Aber es wird Nichts fruchten, wenn wir nicht wiſſen, was die Tugend ſei; ob es nur Eine oder mehrere gebe; ob ſie getrennt oder zuſammenhängend ſeien; ob, wer Eine beſitze, auch die übrigen beſitze; wodurch ſie von einander ſich unterſcheiden. Ein Handwerker hat nicht nöthig, über ſein Handwerk Unterſuchungen anzuſtellen, was der Urſprung und was der Zweck deſſelben ſei, ſo wenig als ein Pantomime über die Kunſt des Tanzens. Alle ſolche Künſte verſtehen ſich von ſelbſt; es fehlt Nichts; denn ſie beziehen ſich nicht auf das ganze Leben. Die Tugend iſt ſowohl eine Kenntniß von Anderem als von ihr ſelbſt. Man muß über ſie ſelbſt belehrt werden, um ſie ſelbſt zu lernen. Eine Handlung wird nicht recht ſein, wenn der Wille nicht der rechte iſt: denn aus dieſem kommt die Handlung. Wiederum, der Wille wird nicht der rechte ſein, wenn nicht die Stimmung der Seele die rechte iſt: denn von dieſer kommt der Wille. Mit der Stimmung der Seele ferner wird es nicht auf das Beſte ſtehen, wenn ſie nicht die Geſetze des ganzen Lebens gefaßt, und, was über jedes Ding zu urtheilen ſei, unterſucht, wenn ſie nicht die Dinge auf ihren wahren Werth zurückgeführt hat. Keinem wird Ruhe zu Theil, als denjenigen, welche ein unveränderliches und ſicheres Urtheil erlangt haben: die Andern fallen immer wieder und werden wieder aufgerichtet, und wogen abwechſelnd zwiſchen Aufgegebenem und Begehrtem hin und her. Die Urſache des Schwankens iſt keine andere, als weil denjenigen, welche von der unſicherſten Führerin, der Meinung der Leute, ſich leiten laſſen, Nichts gewiß iſt. Willſt Du immer daſſelbe wollen, ſo mußt Du das Wahre wollen. Zum Wahren gelangt man nicht ohne die Lehrſätze: ſie enthalten das Leben in ſich. *Güter und* Uebel, Ehrbares und Schändliches. Gerechtes *und Ungerechtes, Gott* Gefälliges und Gottloſes, Tanzen und

Uebung der Tugenden, Besitz dessen, was das Leben angenehm macht, Ansehen und Würde, Gesundheit, Stärke, Schönheit, Schärfe der Sinne, das Alles verlangt einen Beurtheiler. Es muß erlaubt sein zu wissen, wie hoch man bei der Schätzung gehen darf. Denn Du täuschest Dich und glaubst von Manchem, es seie mehr werth, als es ist; und so sehr täuschest Du Dich, daß dasjenige, was bei uns für das Höchste gehalten wird, Reichthum, Gunst und Einfluß, einen Heller werth zu achten ist. Dieß wird Dir unbekannt sein, wenn Du nicht das Gesetz, nach welchem jene Dinge in ihrer Beziehung auf einander geschätzt werden, kennen gelernt hast. Gleichwie Blätter für sich nicht grünen können, sondern einen Zweig verlangen, an dem sie hängen und aus welchem sie den Saft ziehen: ebenso verwelken jene Vorschriften, wenn sie allein sind; sie wollen auf die Lehre gepropft sein.

Ueberdieß sehen diejenigen, welche die Lehrsätze aufheben, nicht ein, daß dieselben eben dadurch, wodurch sie aufgehoben werden, Bestätigung erhalten. Denn was sagen sie? daß durch die Vorschriften das Leben hinlänglich geregelt werde; daß die Lehrsätze der Weisheit, das heißt die Dogmen überflüssig seien. Aber was sie hier sagen, ist selbst ein Lehrsatz; ebenso fürwahr, als, wenn ich jetzt sagte, man müsse die Vorschriften als überflüssig aufgeben, man müsse die Lehrsätze vornehmen und allein um die Kenntniß von diesen sich bemühen, eben hiedurch, wodurch geleugnet würde, daß man um Vorschriften sich bekümmern dürfe, eine Vorschrift gegeben würde.

Einiges verlangt Ermahnung in der Philosophie und Einiges Beweis; und letzteren erfordern viele Fälle, weil sie verwickelt sind, und kaum durch die größte Sorgfalt und die größte Gründlichkeit klar gemacht werden können. Wenn Beweise nöthig sind, so

auch Lehrsätze nöthig, welche die Wahrheit in Ergebnisse zusammenfassen. Einiges ist klar und Einiges dunkel. Klar ist, was mit dem Sinne und Gedächtnisse aufgefaßt wird; dunkel, was außer diesem Gebiete liegt. Die Vernunft beschränkt sich aber nicht auf das, was am Tage liegt; wichtiger und schöner ist der Theil, der mit dem Verborgenen zu thun hat. Das Verborgene verlangt Beweis, und Beweis ist nicht ohne Lehrsätze; also sind Lehrsätze nöthig. Was einen Glauben allgemein macht, das bedingt auch seine Güte, nemlich Sicherheit der Ueberzeugung; und wenn ohne diese gleichsam Alles in der Seele schwimmt, so sind Lehrsätze nöthig, welche der Seele ein unveränderliches Urtheil geben. Endlich, wenn wir Einen ermahnen, daß er seinen Freund sich selbst gleich achte, daß er denke, aus einem Feinde könne ein Freund werden, daß er in jenem die Liebe anfache und in diesem den Haß beschwichtige, so setzen wir bei: das ist gerecht und ehrbar. Das Gerechte und Ehrbare aber enthält die Wissenschaft unserer Lehrsätze: also ist diese nothwendig, ohne welche auch jenes nicht ist. Aber wir wollen beides verbinden: denn ohne Wurzel sind die Zweige unnütz, und den Wurzeln selbst kommt das zu Gute, was sie erzeugt haben. Wie nützlich die Hände sind, das muß Jedermann wissen; ihre Hilfe liegt am Tage, das Herz dagegen, durch welches die Hände leben, von dem ihre Kraft und Bewegung rührt, ist verborgen. Dasselbe kann ich von den Vorschriften sagen: sie liegen offen da; die Lehrsätze der Weisheit aber sind im Verborgenen. Wie bei dem Götterdienste nur die Eingeweihten dasjenige wissen, was in höherem Grade heilig ist, so werden in der Philosophe jene Geheimnisse den in die heilige Gemeinschaft Zugelassenen und Aufgenommenen *kund gethan; die Vorschriften* aber und Anderes dergleichen ist auch *den Ungeweihten bekannt.*

Posidonius erklärt nicht nur das Vorschriftgeben (praeceptio, welches Wort zu gebrauchen Nichts uns hindert), sondern auch das Rathertheilen und das Trösten und Ermahnen für nothwendig. Hiezu fügt er die Untersuchung der Gründe (der den Namen aetiologia zu geben, wir nicht anstehen dürfen, da die Grammatiker, die Wächter der lateinischen Sprache, sie mit Recht so benennen). Er sagt, daß die Schilderung jeder einzelnen Tugend von Nutzen sein werde. Diese nennt Posidonius ethologia (Darstellung der Sitten): Einige nennen sie characterismus (Charakteristik), da sie die Kennzeichen und Merkmale aller Tugenden und Laster angibt, wornach die ähnlichen von einander unterschieden werden. Dieß Verfahren hat dieselbe Wirkung, wie das Vorschriftgeben. Denn wer Vorschriften gibt, sagt: das mußt Du thun, wenn Du mäßig sein willst. Wer Schilderungen gibt, sagt: mäßig ist, wer dieses thut und von jenem sich enthält. Fragst Du, was der Unterschied sei? Der eine gibt Vorschriften der Tugend, der Andere ein Beispiel. Daß diese Schilderungen, und um einen Ausdruck der Staatspächter zu gebrauchen, Ikonismen*) von Nutzen seien, gestehe ich. Halten wir das Lobenswerthe vor Augen, so wird die Nachahmung nicht ausbleiben. Du hältst für nützlich, daß Dir Kennzeichen gegeben werden, an welchen Du ein edles Pferd erkennst, damit Du

*) Die römischen Staatspächter (publicani) hatten nicht nur den Pacht der öffentlichen Einkünfte, sondern übernahmen auch die Ausführung öffentlicher Werke, so wie die Lieferung von Lebensmitteln und andern öffentlichen Bedürfnissen. Da jedoch solche Uebernahmen im Großen geschahen, so mußten sie sich selbst wieder an kleinere Unternehmer oder Lieferer wenden, und hiebei gaben sie ohne Zweifel die von Seneca erwähnten Ikonismen, oder genauen Schilderungen der auszuführenden Werke oder der zu liefernden Stoffe.

nicht bei einem Kaufe getäuſcht werdeſt, und keine Mühe an ein unbrauchbares Thier verſchwendeſt. Wie viel nützlicher iſt es, die Merkmale einer trefflichen Seele zu kennen, welche von einem Andern auf ſich überzutragen geſtattet iſt.

„Frühe durchſchreitet die Flur von dem edlen Roſſe das Füllen,
„Höheren Gangs, und wirft die geſchmeidigen Schenkel zurücke.
„Vorzurennen den Weg, und den drohenden Strom zu verſuchen
„Wagt es, und ſich zu vertrauen dem unbekannten Gewäſſer.
„Und es ſcheut nicht das leere Geräuſch; hoch raget der Hals ihm:
„Fein iſt der Kopf, ſchmal formt ſich der Bauch, und fett iſt der Rücken.
„Strotzend von Muskeln die muthige Bruſt. —
— — „Wenn ferne der Klang von Waffen ertönet,
„Nimmer zu ſtehen vermag's: aufreckt es die Ohren, die Glieder
„Zittern, es rollt in den Nüſtern das kaum verhaltene Feuer." *)

Indem unſer Virgil von etwas Anderem handelt, hat er einen tapfern Mann beſchrieben: ich wenigſtens möchte von einem großen Manne kein anderes Bild entwerfen. Hätte ich den Cato darzuſtellen, wie er furchtlos unter dem Getöſe der Bürgerkriege, zuerſt gegen die Heere ausfällt, welche ſchon an den Alpen ſtehen, und dem Bürgerkriege entgegentritt: ich würde ihm keine andere Miene, keine andere Haltung geben. Höher konnte gewiß Niemand einherſchreiten, als er, der zumal gegen Cäſar und Pompejus ſich erhob, und während die Einen der Macht des Cäſar, die Andern der des Pompejus huldigten, beide Parteien herausforderte und bewies, daß auch noch eine Partei der Republik vorhanden ſei. Denn es iſt nicht genug, bei Cato zu ſagen:

„Und er ſcheut nicht das leere Geräuſch,"

da er vielmehr das wirkliche und nahe nicht ſcheut; da er gegen

*) *Virgil, Georg.* III. 75 ff. (vgl. die Ueberſ. von Oſiander, *Stuttg. 1835.* S. 653.)

zehn Legionen und gallische Hilfsvölker und barbarische Heere vermischt mit den römischen die freie Stimme erhebt, und den Staat ermahnt, für die Freiheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern Alles zu versuchen, indem es ehrenvoller sei, in die Sclaverei zu fallen als zu gehen. Welches Feuer und welcher Muth und welche Zuversicht bei dem allgemeinen Zagen beseelt ihn! Er weiß, daß er der Einzige ist, um dessen Freiheit oder Knechtschaft es sich nicht handelt; denn es frage sich nicht, ob Cato frei, sondern ob er unter Freien sei. Daher die Verachtung der Gefahren und der Schwerter! Bewundernd die unbesiegte Standhaftigkeit des Mannes, der nicht wankt bei dem allgemeinen Einsturz, fühlt man sich zu den Worten aufgefordert:

„Und ihm strotzet von Muskeln die muthige Brust."

Es wird nicht blos von Nutzen sein, zu sagen, wie tugendhafte Männer zu *sein* pflegen, und ihre Gestalt und ihre Züge zu zeichnen, sondern auch zu erzählen, wie sie *gewesen*, und darzustellen jene letzte und tapferste Wunde Catos, durch welche die Freiheit den Geist aufgab; die Weisheit des Lälius und die Eintracht desselben mit seinem Scipio; die trefflichen Thaten des andern Cato zu Hause und auswärts; die hölzernen Speisebänke des Tubero bei dem öffentlichen Gastmahl und die Felle von Ziegenböcken statt der Decken, und die irdenen Gefäße, vor der Celle des Jupiter selbst für die Mahlzeiten *) aufgestellt. Was braucht es mehr? Die Armuth auf dem Capitolium zu heiligen **) — gesetzt ich hätte keine

*) Conviviis, wie es scheint das doppelte Mahl, das für die Götter und die Menschen bereitet ward. Vgl. unt., Brf. 98, S. 1972.

**) Ein richtiger Sinn der Worte wird sich nur bei der in der Uebersetzung befolgten Abtheilung (Quid aliud? Paupertatem in Capit. consecrare, ut nullum aliud etc.) ergeben.

andere That, um Jenen den Catonen anzureihen, halten wir das nicht für genug? Das war eine Censur, keine Mahlzeit! O wie wenig wissen die nach Ruhm begierigen Menschen, was derselbe sei und wie zu erlangen! An jenem Tage sah das römische Volk das Tischgeräth von Vielen, aber das von einem Einzigen bewunderte es. Das Gold und Silber von jenen Allen ist zerbrochen und tausendmal zusammengeschmolzen; aber die irdenen Gefässe des Tubero werden alle Jahrhunderte ausdauern.

Sechsundneunzigster Brief.

Der Weise und Tapfere ergibt sich in jedes Schicksal.

Wie kannst Du doch über Etwas unmuthig sein und klagen, während Du einsehen solltest, daß Nichts an jenen Dingen übel ist, als daß Du darüber unmuthig bist und klagst! Wenn Du mich fragst, so ist meine Meinung, daß es für den Mann kein Unglück gibt, außer daß es in der Welt Etwas gibt, was er für ein Unglück hält. Ich werde mich selbst nicht ertragen, an dem Tage da ich Etwas nicht werde ertragen können. Ich bin nicht gesund? Das gehört zu meinem Schicksal. Meine Leute liegen darnieder? die Schulden drücken? das Haus will einstürzen? Verluste, Wunden, Mühen, Gefahren sind eingetreten? So pflegt es zu gehen. Das ist nicht genug: es sollte so gehen. Dergleichen ist Fügung, nicht Zufall. Wenn Du mir einigen Glauben schenkst, da ich Dir genau meine innersten Regungen offenbare: bei Allem, was widrig und hart erscheint, habe ich mich so gewöhnt: ich gehorche Gott nicht, *sondern stimme ihm bei*; ich folge ihm von Herzen, nicht weil ich *muß. Nichts wird je* mir zustoßen, was ich traurig aufnähme und

mit übler Miene; keinen Tribut werde ich mit Widerwillen entrichten. Alles aber, wobei wir ſeufzen, wovor wir erſchrecken, iſt ein Tribut des Lebens. Davon, mein Lucilius, wirſt Du weder hoffen noch ſuchen frei zu ſein. Steinſchmerz hat Dich beunruhigt; ſchlimm lautende Briefe ſind eingelaufen*); ein Verluſt folgt auf den andern. Ich will noch näher kommen: Du haſt für Deine Ehre und Freiheit gefürchtet. Wie, Du wußteſt nicht, daß Du dieß wünſchteſt, als Du ein hohes Alter wünſchteſt? Das Alles bringt ein langes Leben mit ſich, wie eine lange Reiſe Staub und Koth und Regen. „Aber ich wollte leben und dabei von allen Beſchwerlichkeiten frei ſein.“ Eine ſo weibiſche Rede gereicht dem Manne zur Schande. Siehe zu, wie Du dieſen meinen Wunſch aufnehmeſt; ich thue ihn großherzig, nicht blos gutherzig: „mögen Götter und Göttinnen verhüten, daß Du ein Liebling des Glückes werdeſt!“ Frage Dich ſelbſt, wenn ein Gott Dir die Wahl vergönnte, ob Du lieber auf dem Speiſemarkte oder im Lager leben wollteſt. Aber leben, Lucilius, heißt Kriegsdienſte thun. Diejenigen alſo, welche umhergeworfen werden, und unter Mühe und Beſchwerde auf- und abwärts wandern, und die gefährlichſten Züge unternehmen, ſind tapfere Männer, und die Erſten im Lager; diejenigen, welche einer faulen Ruhe, während Andere ſich abmühen, weichlich ſich hingeben, ſind Turteltäubchen, denen die Schande Sicherheit ſchafft.

*) Nach der Conjectur v. Jan's (in den Neuen Jahrbb. f. Philol. ꝛc., 1843, 1. S. 24 f.) ſtatt vero erunt (fuerunt) venerunt, vgl. Cic. ad Fam. XI, 24, 2.

Siebenundneunzigster Brief.

Jede Zeit bringt schlechte Menschen hervor; der Strafe des Bösen aber, und sey es auch nur der Furcht, kann Keiner entgehen.

Du irrst, mein Lucilius, wenn Du Ueppigkeit, Vernachlässigung der guten Sitte, und Anderes, was stets ein Jeder seinen Zeiten vorgeworfen hat, für einen unserem Jahrhundert eigenthümlichen Fehler hältst. Dergleichen ist den Menschen, nicht den Zeiten eigen; kein Zeitalter ist frei von Schuld gewesen. Und wenn Du anfangen willst, die Zügellosigkeit verschiedener Jahrhunderte zu prüfen, so muß man mit Scham es aussprechen: niemals wurde offener, als vor den Augen des Cato gesündigt. Sollte Einer glauben, daß Geld bei dem Gerichte im Spiele gewesen, in welchem Clodius der Angeklagte war wegen des Ehebruchs, den er offenkundig mit Cäsars Gattin begangen hatte, unter Verletzung der religiösen Gesetze jenes Opfers, das, wie man sagt, nach so strenger Entfernung aller Männer aus dem abgeschlossenen Gemache, daß selbst Gemälde von männlichen Wesen verdeckt werden, für das Volk gebracht wird. Allein die Richter empfiengen Geld; und was noch schändlicher ist als dieser Handel, es wurde überdieß die Hurerei mit Matronen und edlen Knaben an Soldes Statt bedungen. Es ward weniger bei dem Verbrechen als bei der Freisprechung gesündigt. Der wegen Ehebruchs Angeklagte theilte Ehebrüche aus, und war nicht vorher über seine Strafloſigkeit beruhigt, als bis er seine Richter sich *gleich gemacht*. Solches geschah bei dem Gerichte, bei welchem, um *nichts Anderes zu* erwähnen, Cato ein Zeugniß abgelegt hatte. Ich

will die Worte Cicero's (ad Att. I, 16.) ſelbſt beiſetzen, weil die Sache den Glauben überſteigt: „er ließ (die Richter) zu ſich kommen, verſprach, ſagte gut, zahlte aus. Und dann — ihr guten Götter, welche Verworfenheit! bekamen einige Richter noch Nächte bei gewiſſen Frauen und die Kuppelung edler Knaben in den Kauf!“ Es iſt nicht der Mühe werth, über den Preis zu zanken, es war mehr an den Zugaben. Willſt Du die Frau jenes ſtrengen Mannes? Ich will ſie Dir ſchaffen. Jenes reichen? Auch zu deren Genuß will ich Dir helfen. Wird der Ehebruch nicht von Dir ſelbſt begangen, ſo verdamme ihn. Jene Schöne, nach welcher Du verlangſt, wird kommen; von jener verſpreche ich Dir eine Nacht, und zwar alsbald; noch vor dem neuen Termine wird mein Verſprechen gelöst ſein. Es iſt ärger, Ehebrüche auszutheilen, als zu begehen; das erſtere heißt Hausfrauen Befehle ertheilen *). Dieſe Clodianiſchen Richter hatten vom Senate eine Wache erbeten, welche ſie nur bedurften, im Falle ſie ein Verdammungsurtheil ſprächen, und hatten ſie erhalten. Daher bemerkte ihnen Catulus witzig nach Freiſprechung des Angeklagten; „Wozu verlangtet ihr eine Wache von uns? vielleicht, damit das Geld Euch nicht geraubt werde?“ Unter dieſen Spöttereien jedoch blieb der Angeklagte ſtraflos, der vor dem Proceſſe ein Ehebrecher und während des Proceſſes ein Kuppler war, der von der Verurtheilung auf ſchlimmere Weiſe ſich frei machte, als er dieſelbe verdiente. Kannſt Du Dir eine größere Sittenverderbniß denken, als hier ſich zeigte, da die Wolluſt weder in Religionshandlungen noch in den Gerichten eine Schranke fand, da bei der gerichtlichen Verhandlung ſelbſt, welche

*) Man erinnere ſich hiebei an den ſtrengen Begriff von der Herrſchaft der römiſchen Hausfrau, die der des Hausherrn in ihrem Gebiete ähnlich war.

in Folge eines Senatsbeſchluſſes außerordentlicher Weiſe angeſtellt wurde, Aergeres begangen wurde, als das, worüber verhandelt wurde? Bei der Verhandlung fragte es ſich: ob Einer nach einem Ehebruch ſtraflos ſein könne; es zeigte ſich, daß er ohne Ehebruch nicht ſtraflos ſein könne. Solches geſchah unter den Augen des Pompejus und Cäſar, des Cicero und Cato: des Cato, ſage ich, bei deſſen Anweſenheit das Volk die Entblößung der Buhlerinnen, wie ſie unter den muthwilligen Scherzen der Floralien*) vorkommt, zu verlangen ſich nicht erlaubt haben ſoll. Glaubſt Du, daß damals die Menſchen in den Schauſpielen ſtrenger geweſen ſeien, als in den Gerichten? Dergleichen wird geſchehen und iſt geſchehen; und die Ausgelaſſenheit der Städte wird wohl hie und da durch Zucht und Furcht, aber niemals von ſelbſt nachlaſſen. Du haſt daher keinen Grund zu glauben, daß jetzt der Sittenloſigkeit am meiſten und den Geſetzen am wenigſten Raum gelaſſen ſei. Denn die heutige Jugend iſt weit enthaltſamer, als die damalige, da der Angeklagte den Ehebruch bei den Richtern leugnete, die Richter aber bei demſelben eingeſtanden; da Unzucht getrieben wurde aus Anlaß des zu fällenden Urtheiles; da Clodius durch dieſelben Laſter ſich Gunſt erwarb, durch die er ſtrafbar war, und Kupplerei trieb, während er ſich zu vertheidigen hatte! Sollte es Jemand glauben? Der ſchuldig war durch einen Ehebruch, wurde freigeſprochen durch viele.

Jede Zeit wird Clodier, nicht jede Catonen hervorbringen. Zum Schlimmen ſind wir leicht entſchloſſen, weil weder ein Führer noch ein Begleiter fehlen kann; und auch von ſelbſt, ohne Führer und

*) *Die Floralien* wurden jedes Frühjahr (28. April bis 1. Mai) *zu Ehren* der Flora (Blumen- oder Frühlings-Göttin, nach *griechischer* Weiſe mit Chloris identificirt) durch allerlei Mut-

ohne Begleiter geht die Sache vor ſich: nicht blos abhängig *), ſondern abſchüſſig iſt der Weg zum Laſter. Und was die Meiſten unverbeſſerlich macht: in allen andern Künſten beſchämen die Fehler den Künſtler und ſind dem Irrenden zum Anſtoß: die Fehler im Leben machen Vergnügen. Der Steuermann freut ſich nicht, wenn ſein Fahrzeug zu Grunde geht; der Arzt freut ſich nicht, wenn ihm ein Kranker beerdigt wird; der Redner freut ſich nicht, wenn durch die Schuld des Vertheidigers der Angeklagte verurtheilt wird: in ſeinem Vergehen dagegen findet Jeder Vergnügen. Jener freut ſich des Ehebruchs, zu welchem ihn eben die Schwierigkeit gereizt hat; jener freut ſich des Betrugs und Diebſtahls; und das Vergehen macht ihm nicht früher Kummer, als der Erfolg deſſelben. Dahin kommt es durch üble Gewöhnung. Im Uebrigen, um Dich zu überzeugen, daß auch in den Gemüthern, die auf die ſchlimmſten Abwege gerathen ſind, noch ein Sinn für das Gute liege, und daß kein Nichtwiſſen, ſondern ein Hinwegſehen über die Schande Statt findet: ſie verheimlichen Alle ihre Vergehen, und wenn dieſelben auch einen glücklichen Erfolg gehabt, ſo genießen ſie nur ihre Früchte, ſie ſelbſt verbergen ſie. Das gute Gewiſſen aber will hervortreten und ſich ſehen laſſen; die Bosheit fürchtet ſelbſt die Finſterniß. Treffend iſt daher, wie mir ſcheint, der Ausſpruch des Epikur: „Dem Schuldigen kann es gelingen, daß er verborgen bleibe, nicht aber, daß er die Gewißheit habe, verborgen zu bleiben;“ oder, wenn Du glaubſt, dieſer Gedanke könne beſſer auf folgende Weiſe ausgedrückt werden: Darum hilft das Verborgenbleiben den Sündern Nichts, weil ſie

---

willen und insbeſondere durch üppige Tänze, bei welchen die Freudenmädchen eine Hauptrolle ſpielten, gefeiert.

*) *Da die beſſern Handſchriften ſtatt* **pronum** *ſämmtlich* **praenuntio** *haben, ſo lieſt v.* Jan (a. a. O. S. 25.) **praerupten.**

zwar das Glück haben können, verborgen zu bleiben, aber nicht die Bürgschaft dafür. So ist es: geschützt können Verbrechen sein, aber nicht gesichert. Daß dieser Satz unserer Schule widerstreite, wenn er so erläutert wird, glaube ich nicht. Warum? weil die erste und höchste Strafe der Sünder ist, daß sie gesündigt haben; weil kein Verbrechen, mag auch das Glück durch seine Gunst es ehren, und es beschützen und vertheidigen, ungestraft bleibt, indem die Strafe des Verbrechens im Verbrechen liegt. Aber dessenungeachtet folgen jener ersten Strafe auf dem Fuße noch andere, nemlich die beständige Furcht und Angst, und das Mißtrauen in die eigene Sicherheit. Warum soll ich die Bosheit befreien von dieser Strafe? warum soll ich sie nicht beständig in der Spannung lassen? Darin wollen wir von Epikur abweichen, wenn er sagt, daß es von Natur keine Tugend gebe, und daß Verbrechen nur darum zu meiden seien, weil die Furcht nicht gemieden werden könne. Darin wollen wir ihm beistimmen, daß böse Thaten vom Gewissen gegeißelt werden, und daß dieses eine Menge von Martern in sich hat, indem eine beständige Angst es drängt und peitscht, indem es den Bürgen seiner Sicherheit nicht trauen kann. Denn eben dieß, Epikur, beweist, daß wir von Natur das Verbrechen verabscheuen, weil Keiner, auch unter schützenden Umständen, frei von Furcht ist. Viele befreit das Glück von der Strafe, Niemand von der Furcht. Aus welchem andern Grunde, als weil ein Abscheu vor dem uns eingepflanzt ist, was die Natur verdammt hat? Daher vertrauen auch diejenigen, die verborgen bleiben, niemals auf das Verborgenbleiben, weil das Gewissen sie überführt, und sie ihnen selbst entdeckt. Dem Schuldigen aber ist es eigen, zu zittern. Es würde schlecht um uns stehen, da eine Menge Verbrechen dem Gesetz und dem Richter und den geschriebenen Strafen sich entziehen: wenn nicht in jenen natürlichen und

ſchweren Strafen, denen ſie nicht entfliehen können, die Vergeltung läge, und wenn nicht die Furcht an die Stelle des wirklichen Leidens träte.

Achtundneunzigſter Brief.

Das Glück hängt nicht von äußern Gütern ab.

Halte nie Einen für glücklich, der vom Glücke abhängt! Auf Zerbrechliches ſtützt ſich, wer ſich an dem erfreut, das von Außen kommt: die Freude wird verſchwinden, wie ſie erſchienen iſt. Aber was aus dem Innern entſprungen, iſt treu und feſt, und nimmt zu, und begleitet uns bis ans Ende: das Andere, deſſen Bewunderung ſich für den Pöbel ſchickt, iſt gut für den Augenblick. Doch wie? Kann es nicht zum Nutzen und Vergnügen dienen? Wer leugnet es? Aber dann nur, wenn es von uns abhängt, nicht wir von ihm. Alles, was im Bereiche des Glückes liegt, iſt dann nur fruchtbringend und angenehm, wenn derjenige, der es hat, auch ſich ſelbſt hat und nicht in der Gewalt ſeiner Sachen iſt. Denn diejenigen irren, Lucilius, welche glauben, daß irgend ein Gut oder Uebel durch das Schickſal uns zugetheilt werde: dieſes gibt den Stoff zu Gütern und Uebeln, und die Keime von Dingen, welche bei uns zu Uebeln oder Gütern erwachſen ſollen. Denn ſtärker als alles Schickſal iſt die Seele; ſie wendet die Begegniſſe ſelbſt nach dieſer oder jener Seite, und iſt ſich ſelbſt die Urſache eines glücklichen oder unglücklichen Lebens. Der Böſe wendet Alles zum Böſen, auch was mit dem Schein des Beſten gekommen war; der Rechtſchaffene und Tugendhafte verbeſſert das Schlimme, was das Schickſal bringt, und mildert das Harte und Herbe, indem er es zu tragen weiß; denn

nimmt das Angenehme dankbar und beſcheiden auf, und das Widrige ſtandhaft und tapfer. Mag es ihm auch an Klugheit nicht fehlen, mag er Alles nach reifer Ueberlegung thun, mag er Nichts über ſeine Kräfte verſuchen: jenes vollkommene Gut, das keine Drohung zu fürchten hat, wird ihm nur dann zu Theil werden, wenn er gewiß iſt gegen das Ungewiſſe. Magſt Du Andere beobachten (denn in fremder Sache iſt das Urtheil freier), oder auch Dich ſelbſt, wenn Du die Partheilichkeit abgelegt: Du wirſt erkennen und eingeſtehen, daß Nichts von dieſen wünſchenswerthen und ſchätzbaren Dingen nützlich ſei, wenn Du Dich nicht gegen die Flüchtigkeit des Zufalls und der Dinge, die dem Zufall folgen, vorſiehſt, wenn Du nicht öfters und ohne Klage bei jedem Verluſte ſagſt: den Göttern hat es anders gefallen. Oder vielmehr, damit ich einen kräftigeren und richtigeren Spruch anführe, in welchem Dein Muth eine noch beſſere Stütze finden mag, ſo oft etwas anders gegangen iſt, als Du gedacht, ſo mußt Du ſprechen: die Götter haben es beſſer gemacht. Wer ſo gefaßt iſt, der iſt vor jedem Zufall geſchützt. Eine ſolche Faſſung aber wird gewinnen, wer bedenkt, was der Wechſel menſchlicher Dinge vermag, bevor er es erfährt; wer Kinder und Frau und Vermögen ſo beſitzt, als müſſe er ſie nicht immer beſitzen, und als werde er deßwegen nicht unglückſeliger ſein, wenn er aufgehört habe ſie zu beſitzen. Elend iſt die Seele, welche über der Zukunft ſich ängſtigt, und unglücklich iſt vor dem Unglück, wer ſich darüber kümmert, daß ihm dasjenige, woran er ſich erfreut, auch bis zum Ende verbleibe. Denn er wird zu keiner Zeit Ruhe haben, und wird in der Erwartung des Kommenden das Gegenwärtige, das er genießen konnte, verlieren. Es iſt aber die Furcht, eine Sache zu *verlieren, dem Verluſt derſelben* gleich zu achten.

Darum ſchreibe ich Dir aber keine Sorgloſigkeit vor. Viel-

mehr wende Du ab, was zu fürchten iſt; was immer durch Ueberlegung vorgeſehen werden kann, das ſiehe vor; was irgend Schaden bringen kann, das erforſche und entferne, noch lange ehe es eintritt. Eben hiezu wird Dir Deine Zuverſicht und Deine Entſchloſſenheit, Alles auszuhalten, am meiſten von Nutzen ſein. Derjenige kann ſich vor dem Schickſal hüten, der es ertragen kann; wenigſtens geräth er nicht in Unruhe, ſo lange noch Stille herrſcht. Nichts iſt unglücklicher und thörichter, als ſich voraus zu fürchten. Was für ein Unſinn iſt es, ſeinem Unglück vorauszuſchreiten! Endlich, um meine Meinung kurz zuſammenzufaſſen, und Dir jene ängſtlichen und ſich plagenden Leute zu ſchildern, die im Unglück ſelbſt ſo wenig ein Maß kennen, als vor demſelben: mehr leidet Derjenige, als nöthig iſt, der früher leidet, als nöthig iſt. Denn die gleiche Schwäche läßt ihn ſein Leiden nicht ſchätzen, welche ihn daſſelbe nicht erwarten läßt. Die gleiche Unkenntniß eines Maßes läßt ihn ein ewiges Glück ſich einbilden, und läßt ihn ſich einbilden, daß dasjenige, was ihm zu Theil geworden, zunehmen, und nicht blos dauern müſſe; und vergeſſend jenes Schwungrades, das alles Menſchliche hin und her wirft, verſpricht er ſich allein die Beſtändigkeit des Zufälligen. Vortrefflich ſcheint mir daher der Ausſpruch des Metrodorus in dem Briefe, in welchem er ſeiner Schweſter nach dem Verluſte eines Sohnes von den trefflichſten Anlagen zuſpricht: „Sterblich iſt jedes Gut der Sterblichen.“ Er ſpricht von denjenigen Gütern, nach welchen die Menge rennt. Denn jenes wahre Gut iſt dem Tode nicht unterworfen; es iſt ſicher und beſtändig, die Weisheit und die Tugend: dieß iſt das einzige Unſterbliche, was den Sterblichen zu Theil wird. Doch ſind ſie ſo übermüthig, und vergeſſen ſo ſehr, wohin ſie gehen, und wohin jeder einzelne Tag mit ſich fortreißt, daß ſie ſich wundern, wenn ſie Etwas verli-

da ſie an Einem Tage Alles verlieren werden. Was es auch iſt, deſſen Herr Du heißeſt, es iſt bei Dir, und nicht Dein: nichts Feſtes gibt es für den Wankenden, nichts Ewiges und Unüberwindliches für den Hinfälligen. Das Vergehen iſt ſo nothwendig wie das Verlieren; und eben in dieſer Einſicht liegt der Troſt, daß wir mit Gleichmuth verlieren können, was beſtimmt iſt zu vergehen.

Was für eine Hilfe nun finden wir gegen dieſe Verluſte? Dieſe, daß wir das Verlorene im Gedächtniß behalten, und nicht zugleich mit demſelben die Frucht uns entgehen laſſen, die wir davon genoſſen: das Beſitzen wird uns entriſſen, das Beſeſſenhaben niemals. Sehr undankbar iſt, wer nach dem Verluſte für das Empfangene Nichts zu ſchulden glaubt. Die Sache entreißt uns der Zufall; den Nutzen und Genuß davon läßt er uns, und wir ſelbſt verlieren dieſen durch ungerechte Sehnſucht. Sage Dir: von jenen Dingen, die furchtbar ſcheinen, iſt keines unbezwinglich. Jedes Einzelne haben Viele ſchon bezwungen: Mucius das Feuer; Regulus das Kreuz; Sokrates das Gift; Rutilius die Verbannung; Cato den Tod durch das Schwerdt: ſo mögen auch wir Etwas bezwingen! Hinwiederum jene Dinge, welche als glanzvoll und beglückend die Menge hinreißen, ſind von Vielen und oft verachtet worden. Fabricius hat den Reichthum als Imperator von ſich gewieſen und als Cenſor mit Schimpf belegt; Tubero hat die Armuth ſeiner ſelbſt und des Capitoliums für würdig erachtet, indem er bei einem öffentlichen Gaſtmahl irdenes Geräth gebrauchte, und dadurch anzeigte, daß die Menſchen mit dem ſich begnügen ſollen, was ſelbſt die Götter gebrauchten! Sextius der Vater wies Ehrenſtellen von ſich. Da er durch ſeine Geburt berufen war, ſich um Staatsämter zu bewerben, nahm er den breiten Purpurſtreif nicht an, den der vergöttlichte Julius ihm geben wollte; denn er ſah ein, daß, was gegeben werden

könne, auch genommen werden könne. Verrichten auch wir eine muthvolle That! und ſtellen uns unter diejenigen, die zu Beiſpielen dienen! Warum ſind wir kleinmüthig? warum verzweifeln wir? Was geſchehen konnte, kann noch geſchehen. Machen wir nur unſere Seele rein, und folgen wir der Natur; wer von dieſer ſich verirrt, der muß begehren und fürchten und dem Zufälligen dienen. Es ſteht uns frei, auf den Weg zurückzukehren und in den vorigen Stand wieder eingeſetzt zu werden. Laſſen wir uns wieder einſetzen, damit wir die Schmerzen, auf welche Weiſe ſie den Körper befallen, ertragen, und dem Schickſal ſagen können: „Du haſt mit einem Manne zu thun; ſuche einen Andern, den Du beſiegen kannſt.“ — —*)

Durch ſolche und ähnliche Reden wird der Schmerz des Geſchwürs gelindert: von welchem ich beim Hercules wünſche, daß er gemildert und entweder geheilt werde, oder innehalte und mit ihm altere.**) Aber über ihn ſelbſt bin ich beruhigt: von unſerem Verluſte handelt es ſich, denen der vortreffliche Greis entriſſen wird. Denn er ſelbſt iſt des Lebens ſatt, und verlangt nicht um ſeinetwillen, ſondern um deren willen, denen er nützlich iſt, daß demſelben noch Etwas zugeſetzt werde. Er bringt ein Opfer, indem er lebt. Ein Anderer hätte bereits dieſen Martern ein Ende gemacht: er hält es für eben ſo ſchimpflich, den Tod zu fliehen, als zu ihm ſeine Zuflucht zu nehmen. Wie aber? wird er nicht, wenn die Umſtände es anrathen, aus dem Leben gehen? Warum ſollte er es nicht, wenn Niemand mehr ihn brauchen kann? wenn er nur noch für den

*) Der Inhalt der folgenden Sätze nöthigt uns, eine Lücke an dieſer Stelle anzunehmen.

**) Nemlich mit dem Greiſen, von welchem Seneca im folgenden ſpricht, und in der vorauszuſetzenden Lücke geſprochen haben muß.

Schmerz ſich abmühen wird? Das heißt, mein Lucilius, die Philoſophie an ihrer Wirkung lernen und nach dem wahren Vorbild ſich üben: zu ſehen, welchen Muth ein Weiſer dem Tod und dem Schmerze entgegenzuſetzen habe, wenn jener herankommt und dieſer drückt. Wie zu handeln ſei, muß von dem Handelnden gelernt werden. Bisher haben wir durch Gründe zu entſcheiden geſucht, ob Einer dem Schmerze widerſtehen, ob der heranrückende Tod auch große Geiſter beugen könne. Was haben wir Worte nöthig? Gehen wir zur Sache, wie wir ſie vor Augen haben! Jenen Mann macht weder der Tod muthiger gegen den Schmerz, noch der Schmerz gegen den Tod. Gegen beide vertraut er auf ſich ſelbſt; er leidet weder geduldig in Hoffnung des Todes, noch ſtirbt er gerne aus Ueberdruß des Schmerzes; dieſen erträgt er, und jenen erwartet er.

Neunundneunzigſter Brief.

Troſtſchreiben an einen Vater, der einen Sohn in zartem Alter verloren.

Ich ſende Dir den Brief, den ich dem Marullus ſchrieb, als er ſein Söhnchen verloren hatte, und dieſen Verluſt, wie man ſagte, auf weichliche Weiſe ertrug. Ich befolgte in demſelben nicht die gewöhnliche Sitte, und glaubte nicht, daß man ihn ſanft behandeln müſſe, da er eher einen Verweis als Troſt verdiente. Denn einem Hartbetroffenen, der eine große Wunde ſchwer erträgt, muß ein Wenig nachgegeben werden; er ſoll ſich ſättigen, oder wenigſtens dem erſten Ungeſtüme den Lauf laſſen. Diejenigen, welche das *Trauren ſich vorgenommen* haben, ſind ſofort zu züchtigen, und zu *belehren, daß es auch eine* Albernheit der Thränen gibt.

„Du erwarteſt Troſtgründe? Empfange Vorwürfe! So weichlich erträgſt Du den Tod eines Sohnes? Was würdeſt Du thun, wenn Du einen Freund verloren hätteſt? Es ſtarb Dir ein Sohn von ungewiſſer Hoffnung, noch im früheſten Alter; eine Kleinigkeit an Zeit gieng verloren. Wir ſuchen Urſachen des Schmerzes auf, und wollen noch unbillige Klagen über das Schickſal führen, als ob es uns nicht gerechte Urſachen zu Klagen geben würde. Aber fürwahr, ich glaubte, Du habeſt es ſo weit gebracht, daß Du Muth genug gegen wirkliche Uebel habeſt, geſchweige gegen jene Schatten von Uebeln, über welche die Menſchen ſeufzen, weil es ſo Sitte iſt. Wenn Du den größten Verluſt unter allen, nemlich den eines Freundes erlitten hätteſt, ſo hätteſt Du Dir Mühe geben müſſen, Dich mehr darüber zu freuen, daß Du ihn hatteſt, als Dich darüber zu betrüben, daß Du ihn verlorſt. Aber die Meiſten berechnen nicht, wie viel ſie genoſſen, wie ſehr ſie ſich gefreut haben. Das Schlimme hat neben dem Uebrigen jener Schmerz, daß er nicht nur überflüſſig, ſondern undankbar iſt. Alſo, daß Du einen ſolchen Freund gehabt haſt, Das war vergeblich? in ſo vielen Jahren, durch eine ſo enge Verbindung im Leben, eine ſo vertraute Gemeinſchaft in den Studien, iſt Nichts erreicht worden? Mit dem Freunde begräbſt Du die Freundſchaft? Und was trauerſt Du, ihn verloren zu haben, wenn es nicht von Werth iſt, ihn beſeſſen zu haben? Glaube mir, ein guter Theil von denen, welche wir geliebt haben, bleibt bei uns, wenn auch der Zufall ſie ſelbſt hinweggenommen. Uns gehört die Zeit, die verfloſſen iſt, und Nichts iſt an einem ſichereren Orte, als was geweſen iſt. Wir ſind undankbar gegen das, was wir genoſſen, in Hoffnung des Zukünftigen; als ob nicht, was zukünftig iſt, wenn es nur *uns näher gekommen*, alsbald in das Vergangene übergehe *würde. Enge begrenzt* den Genuß der Dinge, wer war es?

Gegenwärtigen ſich freut; ſowohl Zukünftiges als Vergangenes gewährt Vergnügen, jenes in der Erwartung, dieſes in der Erinnerung; aber das eine ſchwebt und kann auch nicht geſchehen, von dem anderen iſt es unmöglich, daß es nicht geweſen ſei. Welcher Wahnſinn iſt es alſo, das Gewiſſeſte ſich entgehen zu laſſen! Laſſen wir uns an dem genügen, was wir ſchon geſchöpft haben; wenn wir nur nicht mit durchlöcherter Seele ſchöpften, welche wieder durchließ, was ſie aufgenommen hatte.

„Unzählig ſind die Beiſpiele derjenigen, welche ihre Söhne als Jünglinge ohne Thränen zu Grabe trugen; welche vom Scheiterhaufen in den Senat, oder zu irgend einem öffentlichen Geſchäfte zurückkehrten, und ſogleich etwas Anderes vornahmen. Und nicht mit Unrecht: denn fürs Erſte iſt es überflüſſig, zu trauren, wenn man durch das Trauren Nichts erreicht; ſodann iſt es unrecht, ſich über das zu beklagen, was Einem begegnet iſt, und Allen vorbehalten bleibt. Es iſt ferner eine thörichte Klage der Sehnſucht, da doch zwiſchen dem Verlorenen und dem ſich Sehnenden ein ſo geringer Zwiſchenraum iſt: wir müſſen alſo deſto gleichmüthiger ſein, weil wir denjenigen folgen, die wir verloren haben. Beachte die Schnelligkeit der reißend dahin fließenden Zeit: bedenke die Kürze dieſes Raumes, welchen wir eilends durchrennen: betrachte dieſen Zug des menſchlichen Geſchlechtes, der ſich nach Einem Ziele bewegt, durch die kleinſten Zwiſchenräume getrennt, auch wenn ſie als die größten erſcheinen: von dem Du glaubſt, er ſei verloren gegangen, der iſt vorausgeſchickt. Was iſt aber widerſinniger, als wenn Du denſelben Weg zurückzulegen haſt, denjenigen zu beweinen, der vorausgegangen iſt? Beweint Einer ein Ereigniß, von dem *er wohl wußte, daß es kommen werde?* oder wenn er bei einem *Menſchen nicht an den* Tod dachte, ſo hat er ſich ſelbſt betrogen.

Beweint Einer ein Ereigniß, von dem er sagte, daß es nicht ausbleiben könne? Wer darüber klagt, daß Einer gestorben sei, der klagt, daß derselbe ein Mensch gewesen sei. Alle sind an dasselbe Loos gebunden: wen es traf, geboren zu werden, dem bleibt das Sterben vorbehalten. Durch Zwischenräume sind wir unterschieden, durch den Ausgang gleich gemacht. Das, was zwischen dem ersten und letzten Tage liegt, ist manchfaltig und ungewiß; wenn Du die Beschwerden rechnest, auch für den Knaben lang, wenn die Schnelligkeit, auch kurz für den Greis. Alles ist schlüpfrig und trügerisch, und veränderlicher als irgend ein Wetter. Alles wird auf Geheiß des Schicksals hin- und hergeworfen und geht in sein Gegentheil über; und in diesem Wogen der menschlichen Dinge ist Keinem Etwas sicher als der Tod. Und doch klagen Alle über das, worin allein kein Einziger getäuscht wird.

„Aber er ist als Knabe gestorben. — Ich sage noch nicht, daß es demjenigen besser geht, der aus dem Leben scheidet; gehen wir zu demjenigen über, der ein hohes Alter erreicht hat: wie wenig hat er mehr als ein Kind! Denke Dir die Unermeßlichkeit der grundlosen Zeit, und umfasse das Ganze; sodann vergleiche das, was wir ein menschliches Lebensalter nennen, mit dem Unendlichen, und Du wirst sehen, wie gering das ist, was wir wünschen, und was wir ausdehnen. Wie viel davon nehmen Thränen und Kümmernisse ein! wie viel der Tod, den man wünscht, ehe er kommt! wie viel die Sorge für die Gesundheit, wie viel die Furcht, wie viel kommt auf die in Unwissenheit oder unnütz verlebten Jahre! Die Hälfte davon wird verschlafen. Dazu füge die Mühen, die Trauerfälle, die Gefahren: und Du wirst erkennen, daß auch bei dem längsten Leben das Wenigste ist, was *wahrhaft gelebt* wird. Aber wer wird Dir zugeben, daß derjenige nicht besser daran sei, welcher bald umkehren darf, wel-

vor der Ermüdung die Reise vollendet hat? Das Leben ist weder ein Gut noch ein Uebel; es ist der Ort für das Gute und das Ueble. Jener hat also Nichts verloren, als ein Spiel, bei welchem der Verlust das Sicherere ist. Er konnte bescheiden und weise werden; er konnte unter Deiner Leitung zum Besseren gebildet werden: aber, was man mit größerem Rechte fürchtet, er konnte auch der Mehrzahl ähnlich werden. Betrachte jene Jünglinge, welche die Ueppigkeit aus den edelsten Häusern auf den Kampfplatz der Fechter geworfen hat; betrachte jene, welche in wechselseitiger Unzucht die eigene und fremde Lust befriedigen; bei denen kein Tag ohne Trunkenheit, keiner ohne eine ausgezeichnete Schandthat vergeht: so wird es am Tage liegen, daß man mehr fürchten als hoffen konnte. Du darfst also keine Ursachen des Schmerzens herbeiholen, und geringes Ungemach durch Unmuth vergrößern. Ich ermahne Dich nicht, daß Du Deine Kraft zusammenfassest und Dich aufrichtest: ich urtheile nicht so schlimm von Dir, daß ich glaubte, Deine ganze Stärke sei dagegen anzurufen. Es ist kein Schmerz-, sondern ein Stich: Du machst einen Schmerz daraus. Ohne Zweifel hat die Philosophie es weit gebracht, wenn Du den Verlust eines Knaben, welcher der Amme noch bekannter war als dem Vater, mit tapferem Muthe erträgst!

„Wie? so empfehle ich hiemit Hartherzigkeit, und verlange, daß beim Leichenbegängniß selbst keine Miene sich bewege, und leide nicht einmal, daß das Herz sich zusammenziehe! Keineswegs! Es ist Unmenschlichkeit, keine Tugend, die Leichen der Seinigen mit denselben Augen wie sie selbst zu sehen, und bei der ersten Trennung von nahen Angehörigen nicht gerührt zu werden! Nimm aber an, daß ich es verbiete: gewisse Dinge sind außer unserer Willkühr; *auch denen, die sie zurückhalten*, entfallen die Thränen, und erleichtern *das Herz, wenn* man ihnen den Lauf läßt. Wie ist es also?

Wir wollen ihnen erlauben, zu fallen, aber nicht gebieten: es fließe, so viel das Gefühl vergießen läßt, nicht aber so viel die Nachahmung verlangt. Thun wir Nichts zu der wahren Trauer hinzu, und vermehren sie nicht nach dem Beispiele Anderer. Das Schautragen des Schmerzes verlangt mehr als der Schmerz; wie viele sind traurig für sich selbst? Sie seufzen lauter, wenn sie gehört werden, und still und ruhig in der Einsamkeit werden sie, sobald sie Jemand sehen, zu neuem Thränenerguß gereizt. Dann greifen sie mit den Händen nach ihrem Haupte, was sie ungehinderter thun konnten, da Niemand sie abhielt; dann wünschen sie sich den Tod an; dann wälzen sie sich auf dem Lager. Ohne Zuschauer kommt kein Schmerz zum Vorschein. Es begleitet uns, wie in andern Fällen, so auch in diesem der Fehler, daß wir uns nach dem Beispiele richten, welches die Meisten uns geben, und daß wir nicht auf das sehen, was Pflicht ist, sondern auf das, was Gewohnheit ist. Wir weichen ab von der Natur, und geben uns der Menge hin, welche in keinem Stücke ein guter, und hierin, wie in Allem, ein höchst veränderlicher Rathgeber ist. Sieht sie Einen standhaft in seiner Trauer, so nennt sie ihn lieblos und verwildert; sieht sie Einen zusammensinken und neben den Leichnam sich hinstrecken, so nennt sie ihn weibisch und entnervt. Alles ist also zur Vernunft zurückzuführen.

„Nichts in der That ist thörichter, als sich um den Ruf der Traurigkeit zu bemühen, und seine Thränen zeigen zu wollen. Solche entfallen dem Weisen nach meinem Dafürhalten theils mit seiner Zulassung, theils durch ihre eigene Gewalt hervorgetrieben. Ich will angeben, welcher Unterschied Statt findet. Wenn uns die erste Nachricht von einem herben Todesfalle betroffen hat, wenn *wir den Leichnam* festhalten, der aus unserer Umarmung *in das Feuer übergehen* soll: so preßt eine natürliche Gewalt

Thränen heraus, und der Geist, von dem Schlage des Schmerzes betroffen, erschüttert, wie den ganzen Körper, so auch die Augen, und drückt und treibt die Feuchtigkeit heraus, die ihnen nahe liegt. Diese Thränen fließen, indem sie ausgestoßen werden, ohne unsern Willen. Andere gibt es, welchen wir den Ausgang öffnen, wenn das Andenken an die, welche wir verloren haben, wieder hervorgerufen wird; und es ist etwas Süßes in der Traurigkeit, wenn wir uns an ihre angenehmen Gespräche, ihre heitere Unterhaltung, ihre dienstwillige Liebe erinnern, dann erleichtern sich die Augen, wie in der Freude. Diesen Thränen geben wir nach, von jenen werden wir überwältigt. Darum ist kein Grund, die Thränen um dessen willen, der bei Dir steht oder sitzt, zurückzuhalten oder auszupressen: wenn die Thränen ausbleiben oder fließen, so ist es niemals eine solche Schande, als wenn sie gemacht werden. Von selbst mögen sie fließen; und sie können es, ohne daß die Ruhe und Fassung verloren geht. Oft sind sie unbeschadet des Ansehens eines Weisen vergossen worden; mit solcher Mäßigung, daß ihnen weder die Menschlichkeit noch die Würde fehlte. Es ist erlaubt, sage ich, der Natur zu gehorchen, wenn die Würde bewahrt wird. Ich habe solche gesehen, die bei dem Leichenbegängnisse der Ihrigen ehrwürdig erschienen, und aus deren Antlitz die Liebe hervorstrahlte, während alles Trauergepränge entfernt war. Nichts war da, als was den wahren Gefühlen eingeräumt wurde. Es gibt einen Anstand auch im Schmerze: diesen muß der Weise bewahren; und wie in den übrigen Dingen, so gibt es auch in den Thränen ein Genug. Bei Thoren fließt der Schmerz wie die Freude über. Mit Gleichmuth nimm das Nothwendige auf. Was ist Unglaubliches, was Neues geschehen? Für *wie viele wird gerade das Leichenbegängniß bestellt! für wie viele wird das Todtenbett gekauft!* Wie viele trauern nach Deiner Trauer!

„So oft Du denkst, daß er noch ein Knabe gewesen sei, so denke zugleich, daß er ein Mensch gewesen, dem nichts Sicheres verheißen wird, den das Schicksal nicht unbedingt zu einem hohen Alter führt, sondern den es abtreten läßt, wo es ihm gefällt. Immerhin sprich häufig von ihm, und feire, so viel Du kannst, sein Andenken, welches häufiger zu Dir zurückkehren wird, wenn es, ohne Schmerz zu erregen, kommen wird. Denn Niemand geht gerne mit einem Traurigen um, geschweige mit der Traurigkeit. Wenn Du gewisse Reden und gewisse Scherze von ihm, so klein er auch war, mit Vergnügen gehört hast, so wiederhole sie öfters: versichere keck, daß er Deine Hoffnungen hätte erfüllen können, die Du in väterlichem Sinne gefaßt hattest. Die Seinigen zu vergessen, und ihr Andenken mit ihrer Leiche zu Grabe zu tragen, sie übermäßig zu beweinen und sparsam sich ihrer zu erinnern, beweist ein unmenschliches Herz. So lieben Vögel und wilde Thiere ihre Jungen; ihre Liebe ist leidenschaftlich und beinahe rasend, aber wenn sie ihren Gegenstand verloren hat, erlischt sie völlig. Dieß schickt sich nicht für den Weisen; die Erinnerung soll dauern, die Trauer aber aufhören.

„Auf keine Weise billige ich das, was Metrodorus sagt: es gebe ein Vergnügen, das mit der Traurigkeit verbunden sei; dieses müsse man in solchen Zeiten zu erhaschen suchen. Ich setze die eigenen Worte des Metrodorus bei. Erster Brief des Metrodorus an seine Schwester. „Es gibt nämlich ein (mit der Trauer verbundenes) Vergnügen, auf welches man in solcher Zeit ausgehen muß". *)

*) Die eigenen Worte des Metrodorus (in griech. Sprache) sind in den Handschriften, in denen sie nicht gänzlich fehlen, so verdorben, daß eine sichere Lesart nicht herzustellen ist. Die obige Uebersetzung folgt dem von Schweighäuser gegebenen und von Fickert wiederholten Texte.

Ich zweifle nicht, was Deine Meinung hierüber sein wird. Denn was ist schändlicher, als in der Trauer selbst und sogar mittelst der Trauer nach Vergnügen zu haschen, und auch unter Thränen das zu suchen, was uns wohlthue! Das sind die Leute, welche uns allzugroße Strenge vorwerfen und unsere Vorschriften wegen ihrer Härte verlästern, weil wir sagen, der Schmerz seie entweder in das Gemüth nicht einzulassen, oder alsbald auszutreiben. Was in der That ist unbegreiflicher, oder des Menschen unwürdiger, bei dem Verluste eines Freundes keinen Schmerz zu fühlen, oder im Schmerze selbst nach Vergnügen zu jagen? Unsere Vorschrift ist würdig: wenn die Gemüthsbewegung einige Thränen vergossen und so zu sagen abgeschüttet habe, so dürfe man die Seele dem Schmerz nicht überlassen. Was sagst Du? unter den Schmerz selbst seie Vergnügen zu mischen! So fröften wir die Knaben mit Kuchen, und stillen das Greinen der Kinder, indem wir ihnen Milch eingeben. Nicht einmal in dem Zeitpunkte, da Dein Sohn auf dem Scheiterhaufen, oder ein Freund in den letzten Zügen liegt, läßt Du das Vergnügen ruhen, sondern die Trauer selbst willst Du kitzeln. Ist es würdiger, wenn der Schmerz aus dem Gemüthe entfernt, oder wenn das Vergnügen auch zu dem Schmerze zugelassen wird? zugelassen, sage ich? erhascht, und zwar aus dem Schmerze selbst! Es gibt ein Vergnügen, sagt er, das der Traurigkeit verwandt ist. Dieß zu sagen ist uns erlaubt, aber Euch ist es nicht erlaubt. Ihr kennt nur Ein Gut, das Vergnügen, und Ein Uebel, den Schmerz. Was kann zwischen Gut und Uebel für eine Verwandtschaft Statt finden? Aber nimm an, daß eine solche Statt finde: wird sie gerade in diesem Zeitpunkt aufgefunden, und untersuchen wir den Schmerz selbst, ob er etwas *Angenehmes* und Vergnügliches an sich habe? Gewiße Heilmittel, *die bei einigen Theilen des* Körpers heilsam sind, können als garstig

und unanständig bei andern nicht gebraucht werden; und was anderswo nützen würde, ohne die Schamhaftigkeit zu verletzen, das wird unschicklich durch den Ort der Wunde. Schämst Du Dich nicht, die Trauer durch Vergnügen zu heilen? Strengere Mittel sind bei dieser Wunde nöthig. Erinnere vielmehr daran, daß kein Gefühl eines Uebels den erreiche, welcher untergegangen ist; denn wenn es ihn erreicht, so ist er nicht untergegangen. Nichts kann demjenigen wehe thun, der nicht mehr ist; er lebt, wenn ihm Etwas wehe thut. Was glaubst Du, daß für den Verstorbenen schlimm sei? daß er nicht mehr ist? oder daß er noch ist? Aber das kann ihm doch keine Plage sein, daß er nicht mehr ist: denn wie kann der ein Gefühl haben, welcher nicht ist? und auch das nicht, daß er ist: denn dem Schwersten am Tode ist er entgangen, dem Nichtsein. Auch das wollen wir demjenigen sagen, der einen im frühsten Lebensalter Dahingerafften beweint und zurückwünscht: Wir Alle, was die Kürze der Lebenszeit betrifft, stehen in Vergleich mit der ganzen Zeit, sowohl Jünglinge als Greise, einander gleich. Denn von der ganzen Zeit kommt weniger an uns, als daß man sagen könnte, das Wenigste; denn das Wenigste ist doch ein Theil; aber was wir leben, ist dem Nichts am nächsten; und doch (welche Thorheit von uns!) wird es weit auseinander gerückt.

„Dieß schrieb ich Dir, nicht als ob Du ein so spätes Heilmittel von mir erwarten würdest, denn ich zweifle gar nicht, daß Du Dir selbst gesagt hast, was Du hier lesen wirst, sondern um die geringe Weile, in der Du Dir selbst untreu geworden, Dir vorzurücken, und Dich für die Zukunft zu ermahnen, daß Du Dein Gemüth gegen das Schicksal aufrichtest, und gegen alle seine Geschoße, nicht als könnten sie kommen, sondern als könnten sie nicht ausbleiben. Dies *vorsehest.*“

Hundertster Brief.

Ueber den Styl des Fabianus.*)

Du ſchreibſt mir, Du habeſt die Bücher des Fabianus Papirius, welche die Aufſchrift Civilia (politiſche Schriften) führen, mit großer Begierde geleſen; ſie haben aber Deiner Erwartung nicht entſprochen. Du klagſt ſodann, vergeſſend, daß es ſich von einem Philoſophen handle, den Styl deſſelben an. Geſetzt, es ſeie, wie Du ſagſt: er laſſe ſeine Worte ausſtrömen, ſtatt ſie zu geſtalten; ſo liegt fürs Erſte eben hierin ein gewiſſer Reiz, und es beſteht darin die eigenthümliche Schönheit einer ſanft dahinfließenden Rede. Denn nach meiner Meinung iſt ſehr zu unterſcheiden, ob die Rede herausſtürze, oder fließe. Aber auch in dem, was ich nun angeben will, liegt noch ein großer Unterſchied. Fabianus läßt, wie mir ſcheint, ſeine Rede nicht ausſtrömen, ſondern ſtrömen; ſo reichlich iſt ſie, und kommt einher, ohne Ungeſtüm, und doch nicht ohne Bewegung. Das geſteht ſie offen und verkündet es, daß ſie nicht mühevoll bearbeitet und lange gebrechſelt iſt. Aber wir wollen annehmen, daß es ſei, wie Du willſt: er hat Charaktere, nicht Worte gebildet, und hat jene Schriften für das Gemüth, und nicht für das Ohr geſchrieben. Ueberdieß, hätteſt Du ihn ſelbſt reden hören, ſo hätteſt Du keine Zeit gefunden, die Theile zu betrachten: ſo ſehr hätte das Ganze Dich hingeriſſen; und bekannt iſt ja, daß was auf den erſten Anlauf gefällt, ſich weniger bewährt, wenn es zur Hand genommen wird.

*) Vgl. über dieſen, zu Seneca's Zeit angeſehenen Philoſophen, Gelehrten u. Redner Sen. Ep. 11, 3. 40, 11. 52, 10. 58, 4. *Consol.* ad Marc. 23, 3. Nat. Qu. III, 27. M. Seneca *Controv. II. Prooem.* Plin. H. N. XXXVI, 15. (24.)

lber auch das iſt viel, beim erſten Anblicke die Augen feſtzuhalten: enn auch eine ſorgfältige Betrachtung Etwas zu tadeln finden wird. Benn Du mich fragſt, ſo iſt derjenige größer, der das Urtheil davon= rägt, als der es verdient. Und der letztere, ich weiß es, iſt allzu= icher; er macht ſich allzu kühne Verſprechungen von der Zukunft.

Eine ängſtliche Rede geziemt ſich nicht für den Philoſophen. Bo wird doch derjenige tapfer und ſtandhaft ſein, wo wird derjenige ch in Gefahr begeben, der in Worten ängſtlich iſt? Fabianus war icht nachläſſig in der Rede, aber ſicher; Du wirſt daher nichts Ge= einer bei ihm finden. Seine Worte ſind gewählt, nicht geſucht; e ſind nicht nach der Weiſe unſeres Jahrhunderts ihrer Natur uwider geſtellt und verkehrt; ſie ſind glänzend, obwohl der allge= einen Sprache entnommen; Du haſt edle und große Gedanken, die icht in einen Spruch zuſammengezwängt, ſondern ausführlicher ntwickelt ſind. Wir werden finden, was nicht genug beſchnitten, was icht recht gefügt iſt, was nicht dieſe neuere Feile hat: wenn Du berall umhergeblickt, ſo wirſt Du keine eitlen Künſteleien finden. ehle immerhin der bunte Marmorſchmuck, und die Vertheilung von Baſſer, das die Zimmer durchfließt, und die Celle des Armen, und as ſonſt noch die Ueppigkeit, mit dem einfachen Schmuck nicht ufrieden, zuſammenmengt: wie man zu ſagen pflegt, das Haus iſt hlerfrei. Dem Bisherigen füge bei, daß man über den Styl nicht nig iſt. Einige wünſchen ihn aus dem Rauhen herausgearbeitet; inige lieben eine ſolche Härte deſſelben, daß ſie ſelbſt das, was durch ufall ſich weicher geſtaltet hat, abſichtlich zerſtören, und je den chluß eines Satzes abbrechen, damit er nicht der Erwartung ent= reche. Lies den Cicero: deſſen Styl hat Einheit; er biegt ſich fällig, und iſt nachgiebig, ohne ſich preiszugeben. Der des *inius Pollio dagegen* iſt holprig und vorſpringend, und le

den Leſer im Stich, wo er es am wenigſten erwartet. Mit ei
Worte, bei Cicero verläuft ſich Alles und bei Pollio ſtürzt Alles
Schluß, mit Ausnahme von wenigen Sätzen, die nach einem gewi
Maße und nach Einem Muſter gefügt ſind. Du ſagſt ferner, A
erſcheine Dir niedrig und wenig gehoben; von welchem Fehle
nach meinem Urtheile frei iſt. Was Du niedrig nennſt, das iſt
mehr gehalten, und gemäß einer ruhigen und gefaßten Stimm
der Seele gebildet; es iſt nicht niedergedrückt, ſondern eben. A
findet nicht die redneriſche Lebhaftigkeit, und die Stacheln, die
ſuchſt, und die plötzlichen Gedankenblitze: was aber den ganzen
per betrifft, ſo magſt Du ſehen, wie weit die Kunſt ihn verſchö
hat, edel iſt er gewiß. Seine Rede hat keine eigene, aber eine
dem Gegenſtande) geliehene Würde. Sage mir, wen Du dem Fa
nus vorſetzen könnteſt. Nenne den Cicero, deſſen auf die Phil
phie ſich beziehende Schriften faſt ſo zahlreich ſind, wie die des
bianus. Ich will es zugeben: aber nicht ſogleich iſt klein,
kleiner als das Größte. Nenne den Aſinius Pollio: ich will
zugeben; und wir wollen antworten: in einer ſo großen Sache h
es hervorragen, der Nächſte nach Zweien zu ſein. Nenne mir
den T. Livius: denn er hat theils Dialogen, welche man ebenſo
Geſchichte wie zur Philoſophie rechnen kann, theils ſolche Bü
welche ausgeſprochener Maßen die Philoſophie behandeln, geſch
ben. Auch dieſem will ich die Stelle einräumen: aber ſiehe,
viele derjenige hinter ſich hat, der nur von dreien beſiegt wird,
von den drei beredteſten.

Aber er leiſtet nicht Alles; ſeine Rede iſt nicht kraftvoll, w
ſie auch ſich erhebt; ſie iſt nicht gewaltig, nicht reißend, wenn ſie
ſich ergießt; ſie iſt nicht durchſichtig, ſondern nur rein. Du
langeſt, ſagſt Du, daß gegen die Laſter ſtreng, gegen die Gefa

muthvoll, gegen das Schickſal ſtolz, gegen den Ehrgeiz verachtungsvoll geſprochen werde: ich will, daß die Ueppigkeit geſtraft, die Wolluſt an den Pranger geſtellt, die Zügelloſigkeit gebändigt werde; redneriſches Feuer, tragiſche Größe, komiſche Feinheit ſollen an ihrer Stelle hervortreten. — Willſt Du, daß er mit Geringfügigem, mit den Worten ſich zu ſchaffen mache? Er hat der Größe der Sachen ſich geweiht; ſeine Beredtſamkeit iſt wie ein Schatten, den er wirft, ohne daß er dabei ſich bemüht. Ohne Zweifel wird nicht Alles gründlich erwogen und in ſich abgerundet ſein, nicht jedes Wort, ich geſtehe es, wird den Leſer erregen und berühren; es werden viele Streiche geführt werden und nicht treffen, und bisweilen wird die Rede ohne Wirkung vorübergehen; aber Alles wird lichtvoll ſein, und ſo weit der Weg iſt, ſo wird kein Ueberdruß eintreten. Endlich wird er das leiſten, daß es Dir deutlich wird, er habe gefühlt, was er ſchrieb: Du wirſt einſehen, es ſei ihm darum zu thun geweſen, daß Du wiſſeſt, was ihm gefalle, nicht daß er Dir gefalle. Alles geht darauf aus, zu fördern und auf die Geſinnung einen guten Einfluß zu üben: nicht um Beifall iſt es zu thun. Daß ſeine Schriften alſo beſchaffen ſeien, bezweifle ich nicht, obgleich ich ſie mehr in der Erinnerung, als gegenwärtig habe, und ihre Färbung mir noch deutlich iſt, nicht von friſcher Anſchauung, ſo daß ich damit vertraut wäre, ſondern im Allgemeinen, wie es bei einer alten Bekanntſchaft Statt zu finden pflegt. Wenigſtens da ich ihn hörte, ſchienen ſie mir von ſolcher Art; nicht vollkommen, aber reich an Inhalt, und geeignet, einen Jüngling von guter Anlage emporzuheben und zu ihrer Nachahmung aufzufordern, ohne daß er verzweifeln müßte, ſie zu übertreffen. Und dieſe Ermunterung ſcheint mir die wirkſamſte. Denn derjenige ſchreckt ab, welcher die Begierde der *Nachahmung nur erregt*, aber die Hoffnung benimmt. Uebrigens

hatte er Wortfülle, und ohne daß einzelne Theile besonders hervortreten, war er glänzend im Ganzen.

Hundertunderster Brief.

Betrachtungen aus Anlaß eines plötzlichen Todesfalls.

Jeder Tag, jede Stunde zeigt uns, wie Nichts wir sind, und erinnert uns durch irgend einen neuen Beweis an die so leicht von uns vergessene Gebrechlichkeit; und während wir im Geiste eine Ewigkeit vor uns hatten, zwingt sie uns dann, den Tod in das Auge zu fassen. Was dieser Eingang wolle, fragst Du? Du kanntest den Senecio Cornelius, diesen angesehenen und gefälligen römischen Ritter. Er hatte sich von geringem Anfang selbst emporgehoben, und schon war ihm der Weg zu dem Uebrigen mühelos. Denn leichter ist der Fortgang in der Würde, als der Ausgang. Ebenso bedarf das Geld am meisten Zeit, um aus der Armuth herauszukommen. Auch dieser Senecio ging auf Reichthum aus, zu welchem ihn zwei sehr wirksame Mittel führten, die Kunst zu erwerben und zu bewahren; von denen schon die eine ihn hätte reich machen können. Nachdem dieser äußerst mäßige, nicht weniger für sein Vermögen, als für seinen Körper besorgte Mann, mich nach Gewohnheit in der Frühe besucht, sodann den ganzen Tag hindurch einem schwer erkrankten und ohne Hoffnung darniederliegenden Freunde bis in die Nacht zur Seite gesessen und endlich heiter gespeist hatte: wurde er von einer jähen Krankheit, nämlich der Bräune, befallen, *und vermochte kaum bis* zu Tagesanbruch den durch Verengerung *der Kehle zurückgehaltenen* Athem zu holen. Wenige Stunden also,

nachdem er noch alle Verrichtungen und Pflichten eines völlig Geſunden gethan hatte, ſchied er aus dem Leben. Er, der ſein Geld zu Lande und zu Waſſer umtrieb, der auch öffentliche Geſchäfte, um keine Erwerbsart unverſucht zu laſſen, übernommen hatte, wurde mitten unter dem Betrieb ſeiner glücklich von Statten gehenden Angelegenheiten, mitten unter dem Zufluß des reißend ſich vermehrenden Geldes dahingerafft.

„Jetzt, Meliböus, die Birnen gepfropft, jetzt Reben geordnet!“ *)

Wie thöricht iſt es, über ſein ganzes Leben zu verfügen, während wir nicht einmal des morgenden Tages Herr ſind! Welcher Unſinn iſt es, weit aus ſehende Hoffnungen anzuknüpfen? — Ich will kaufen, bauen, ausleihen, eintreiben, Ehrenſtellen bekleiden: dann erſt will ich mein müdes und geſättigtes Alter der Ruhe übergeben. — Alles, glaube mir, iſt auch für die Glücklichen zweifelhaft; Nichts ſoll ſich Einer von der Zukunft verſprechen; auch das, was wir ergriffen haben, entgeht uns unter den Händen; und die Stunde ſelbſt, die wir feſthalten, ſchneidet ein Zufall ab. Es wälzt ſich die Zeit, nach feſtem Geſetze zwar, allein im Dunkeln. Was berührt es mich aber, ob der Natur gewiß iſt, was mir ungewiß iſt? Wir ſetzen uns lange Seefahrten, und ſpäte Rückkehr ins Vaterland, nachdem wir fremde Küſten durchirrt haben, Kriegsdienſt, und den langſam herbeikommenden Lohn für die Mühen im Felde, Procurationen und ſtetes Vorrücken von einem Amte zum andern vor: indeſſen der Tod uns zur Seite ſteht. Weil wir aber dieſen nur immer als fremden denken, ſo werden uns Beiſpiele der Sterblichkeit von Zeit zu Zeit vorgeführt, um länger nicht, als ſo lange wir uns wundern, zu haften. Was iſt aber thörichter, als ſich zu wundern,

*) *Virgil. Eclog. I*, 74 (nach Voß).

daß an irgend einem Tage geſchieht, was an jedem geſchehen kann? Es ſteht zwar ein Ziel für uns feſt, wo die unerbittliche Nothwendigkeit der Geſchicke es geſteckt hat: aber Niemand weiß, wie nahe bei demſelben er ſich befindet. Setzen wir daher unſer Gemüth in eine ſolche Faſſung, als wenn wir am Ende angelangt wären; ſchieben wir Nichts auf; bringen wir täglich die Rechnung mit dem Leben ins Reine. Der größte Fehler des Lebens iſt, daß es ſtets unvollendet iſt und daß Etwas von demſelben verſchoben wird. Wer täglich an ſein Leben die letzte Hand anlegt, bedarf der Zeit nicht. Aus dieſem Bedürfen aber entſpringt die Furcht vor dem Zukünftigen wie die Begierde nach demſelben, die die Seele aufzehrt. Nichts iſt elender als die Sorge, wie das Kommende ablaufen werde. Wer nicht gefaßt iſt, wie viel oder wenig oder was noch übrig ſei, der wird von einer unwiderſtehlichen Angſt beunruhigt. Auf welche Weiſe werden wir ſolcher Unruhe entgehen? Wenn unſer Leben nicht vorwärts ſtrebt, wenn es ſich in ſich abſchließt: denn der hängt von der Zukunft ab, für welchen die Gegenwart nutzlos iſt. Wenn ich mir aber bezahlt habe, was ich mir ſchuldig bin; wenn das befeſtigte Gemüth weiß, daß kein Unterſchied zwiſchen einem Tag und einem Jahrhundert ſei: dann ſchaut es auf Alles, was ferner von Tagen und Ereigniſſen kommen wird, von erhabenem Standpunkt hinaus, und denkt unter eitlem Lachen die Folge der Zeiten. Denn wie kann die Manchfaltigkeit und Veränderlichkeit der Zufälle Dich beunruhigen, wenn Du ſicher biſt gegen das Unſichere? Darum eile, mein Lucilius, zu leben: und einzelne Tage halte für einzelne Leben! Wer auf ſolche Weiſe gerüſtet iſt, wem täglich ſein Leben ganz iſt, der iſt unbeſorgt. Denen, die in Hoffnung leben, entſchlüpft gerade *die nächſte Zeit, und eine* Gier befällt ſie, und die kläglichſte Furcht, *die Alles kläglich macht*, die Todesfurcht. Daher jener ſchimpfliche

ácenas, wornach er Lähmung und Entſtellung
l des Kreuzes ſich gefallen läßt, wenn nur unter
lthem verlängert werde.

Mach' mich gelähmt an Hand,
Gelähmt an Fuß und Hüft',
Gib einen Höcker mir,
Schlag' wacklig mir die Zähn':
So lang' ich leb', iſt's gut!
Um's Leben werd' ich ſelbſt
Am Kreuze hängend flehn.

lnglücklichſte wäre, wenn es einträte, wird gewü
das Leben, wird Verlängerung der Qual verl
für den verächtlichſten Menſchen halten, wenn e
en wollte. Nun aber ſagt er: magſt Du mich
: Athem im gebrochenen nnd unnützen Körper bl
verunſtalten, wenn nur dem Mißgebildeten und
Zeit noch zugeſetzt wird; magſt Du mich ans K
ſcharfen Kreuzesnagel mir zum Sitze geben: (
ſeine Wunde noch länger bluten zu laſſen, und
ılgen zu hängen, wenn er nur, was bei den L
›as Ende der Marter verſchiebt; es iſt ſo viel w
haben, um es aufzuzehren. — Was kann ma
vünſchen, als die Götter möchten ihm willfah
:rlangen jenes ſchmählich weibiſchen Gedichtes?
die wahnſinnige Furcht? Was will dieſe ſch
ıs Leben? Sollte man denken, daß Virgil ih
en habe:

„Iſt denn ſo gar unſelig der Tod?“ *)

Er wünscht die ärgsten Leiden, und will, daß dasjenige, was am schwersten zu ertragen ist, verlängert und unterhalten werde: um welchen Preis? Um den eines längeren Lebens. Was heißt aber leben für ihn? Lange sterben! Es gibt einen Menschen, der lieber unter Martern dahinschwinden und Glied um Glied umkommen und oftmals tropfenweise sein Leben verlieren als einmal aushauchen will. Es gibt einen Menschen, der an jenes unglückliche Holz geschlagen, und zuvor schon gelähmt, verkrümmt, und zu einem garstigen Höcker auf Schultern und Brust auseinandergetrieben, so daß er auch außer dem Kreuze schon viele Ursachen zum Sterben hatte, ein Leben in die Länge ziehen will, das so viele Qualen in die Länge zieht. Leugne nun, daß die Nothwendigkeit des Todes eine große Wohlthat der Natur sei. Viele sind bereit, sich zu noch Schlimmerem zu verstehen: auch den Freund zu verrathen, um länger zu leben, und ihre Kinder mit eigener Hand zur Schändung zu überliefern, um damit das Schauen des Lichts zu erkaufen, das um so viele Verbrechen weiß. Man muß der Begierde zum Leben sich entschlagen und lernen, daß es gleichgültig sei, wann man erleide, was man irgend einmal erleiden muß. Es kommt darauf an, wie gut man lebe, nicht wie lange: oft aber liegt das Gutleben darin, daß man nicht lange lebe.

Hundertundzweiter Brief.

Untersuchung der Frage, ob der Ruhm ein Gut sei. Darstellung der hohen Würde der menschlichen Seele.

Gleichwie Einer, der einen angenehmen Traum hat, über den sich ärgert, der ihn erweckt (denn er beraubt ihn eines Vergnügens,

welches, auch wenn es ein trügeriſches iſt, doch die Wirkung ein wahren hat): ſo hat Dein Brief mir wehe gethan. Denn er ri mich von einem wohlthuenden Gedanken zurück, in welchen ich mic verſenkt hatte, und welchen ich, wenn ich gekonnt hätte, weiter ver folgt haben würde. Es machte mir Freude, über die Ewigkeit der Seelen nachzudenken, ja in der That, auf dieſelbe zu vertrauen: denn gerne vertraute ich mich den Meinungen großer Männer an, die die wünſchenswertheſte Sache mehr verheißen, als beweiſen. Ich gab mich ſo großer Hoffnung hin, und war mir ſchon zum Ueberdruſſe; ich verachtete ſchon den Reſt meines gebrechlichen Alters, da ich in jene unermeßliche Zeit und in den Beſitz der ganzen Ewigkeit über gehen ſollte: als ich plötzlich durch den Empfang Deines Briefes er weckt wurde, und eines ſo ſchönen Traumes verluſtig ging. Doch wenn ich Dich zurückgewieſen habe, ſo will ich denſelben wieder auf nehmen und mir aneignen.

Der Anfang Deines Briefes beſchuldigt mich, die Unterſuchung, welcher ich zu beweiſen verſuchte, was die Unſrigen behaupten, daß er Ruhm, der nach dem Tode zu Theil werde, ein Gut ſey, nicht vollſtändig behandelt zu haben. Denn nicht von mir gelöst ſei der Einwurf, welcher uns in dem Satze gemacht wird: kein Gut beſteht aus Getrenntem; dieſer Ruhm aber beſteht aus Getrenntem. Die Frage, die Du aufwirfſt, mein Lucilius, betrifft dieſelbe Unterſuchung, gehört aber einem anderen Orte an: und darum hatte ich nicht nur nicht, ſondern auch anderes eben dahin Gehörendes verſchoben. Denn Du weißt, ſo iſt einiges Logiſche dem Moraliſchen beigemiſcht. Hier handelte ich von der einfachen, auf die Sitten bezüglichen Frage: ob es thöricht und überflüſſig ſei, über den letzten Tag hinaus Sorge zu erſtrecken? ob unſere Güter mit uns untergehen, oder Nichts mehr von dem ſei, der nicht mehr iſt? ob aus dem,

was wir dann, wenn es sein wird, nicht fühlen werden, vor seinem Vorhandensein irgend ein Nutzen gezogen oder ein solcher darin gesucht werden könne? Das Alles bezieht sich auf die Sitten und ist daher an seinen Ort gesetzt.' Was dagegen von den Dialektikern gegen diese Meinung gesagt wird, das mußte getrennt werden: und darum wurde es bei Seite gesetzt. Jetzt, weil Du Alles verlangst, will ich Alles, was sie sagen, auseinandersetzen, und dann dem Einzelnen begegnen. Wenn ich jedoch nicht Einiges vorausschicke, so kann nicht verstanden werden, was widerlegt werden soll. Was ist es nun, das ich vorausschicken will?

Daß einige Körper zusammenhängend seien, wie der Mensch; einige zusammengesetzt, wie ein Schiff, ein Haus, überhaupt alle Dinge, deren verschiedene Theile durch Zusammenfügung zu Einem Ganzen gemacht sind; einige aus getrennten Theilen, deren Glieder noch gesondert sind, wie ein Heer, das Volk, der Senat: denn diejenigen, durch welche solche Körper gebildet werden, sind durch Recht oder Pflicht verbunden, von Natur sind sie getrennt und bestehen für sich. Was ist es, das ich weiter noch vorausschicken will?

Wir glauben, daß es kein Gut gebe, was aus Getrenntem besteht: denn von Einem Geiste muß Ein Gut zusammengehalten und regiert werden, Einheit des Wesens muß bei Einem Gute Statt finden. Dieß wird, wenn Du es verlangen solltest, für sich bewiesen; inzwischen setzen wir es voraus, da die eigenen Waffen gegen uns gekehrt werden.

„Ihr sagtet," heißt es, „daß kein Gut aus Getrenntem bestehe: jener Ruhm aber ist die günstige Meinung guter Menschen. Denn wie der gute Ruf nicht auf der Rede eines Einzigen, und der üble Ruf nicht auf der schlimmen Meinung eines Einzigen beruht: so besteht auch der Ruhm nicht darin, daß man Einem Guten gefalle.

ls müssen hierin mehrere ausgezeichnete und vorzügliche Männer bereinstimmen, damit Ruhm entstehe. Dieser entspringt aus den rtheilen von Mehreren, das heißt Getrennten: also ist er kein but."

„Der Ruhm," heißt es, „ist ein Lob, was von Guten dem Guten theilt wird. Lob ist eine Rede. Die Rede ist ein Laut, der Etwas ezeichnet: ein Laut aber, auch wenn er von guten Menschen kommt, kein Gut. Denn nicht Alles, was ein guter Mensch thut, ist ein but: denn er klatscht auch Beifall und zischt; aber weder sein Klatschen noch Zischen nennt irgend Jemand, und sollte er auch Alles an m bewundern und loben, ein Gut, so wenig als sein Nießen oder uften. Hiernach ist der Ruhm kein Gut."

„Auf den letzten Punkt zu kommen, saget uns, ob er ein Gut es Lobenden oder Gelobten sein soll. Wenn ihr saget, er sei ein but des Lobenden, so thut ihr etwas so Lächerliches, als wenn ihr rsichern würdet, es gehe mich an, daß ein Anderer sich wohl befinde. un aber ist es eine tugendhafte Handlung, Würdige zu loben: darm ist es ein Gut des Lobenden, dessen Handlung es ist, nicht von ns, die wir gelobt werden: das aber war die Frage."

Ich will jetzt in Kürze auf das Einzelne antworten. Für's rste wird noch darüber gestritten, ob ein Gut aus Getrenntem bestehen könne, und die Meinungen sind auf beide Seiten vertheilt. odann sind viele Stimmen dem Ruhme erwünscht; allein er kann uch mit dem Urtheile eines einzigen Guten zufrieden seyn; der Gute klärt uns für gut. Wie also? heißt es, auch der gute Ruf wäre emnach die Meinung eines Einzigen, und der üble Ruf die böse achrede eines Einzigen? Auch die Ehre, heißt es, finde ich weiter usgedehnt: *denn sie* verlangt die Einstimmung Vieler. Zwischen *esen jedoch* (der Ehre und dem Rufe) und jenem (dem Ruhme)

ein Unterſchied. Und warum das? weil, wenn ein Guter gut von mir denkt, ich in demſelben Falle bin, wie wenn alle Guten ebenſo dächten; denn alle werden, wenn ſie mich kennen gelernt, ebenſo denken. Ihr Urtheil iſt das gleiche und ſelbige; ſie bleiben, einer wie der andere, bei der Wahrheit, und können nicht in Widerſtreit kommen. Alſo gilt es dafür, als wenn ſie alle daſſelbe dächten, weil ihr Denken kein verſchiedenes ſeyn kann. Zur Ehre oder zum guten Rufe reicht aber die Meinung eines Einzigen nicht hin. Dort vermag Eine Meinung ſo viel als die Meinung von Allen, weil dieſe, wenn darnach gefragt würde, Eine wäre: hier ſind es von ungleichen Menſchen verſchiedene Urtheile und ungleiche Stimmungen. Du wirſt Alles zweifelhaft, unzuverläſſig, verdächtig finden. Glaubſt Du, daß Alle Eine Meinung haben können? Nicht ein Einziger hat Eine Meinung. Jenem gefällt das Wahre: die Wahrheit iſt Eine im Weſen und in der Geſtalt. Bei dieſen iſt es Falſches, dem ſie beipflichten: niemals aber bleibt das Falſche ſich ſelbſt gleich; es wechſelt und iſt mit ſich in Widerſpruch.

„Aber das Lob," heißt es, „iſt nichts Anderes als ein Laut: ein Laut aber iſt kein Gut." Wenn ſie ſagen, Lob ſei ein Gut, welches Guten von Guten zu Theil werde, ſo ſetzen ſie es ſchon nicht in den Laut, ſondern in das Urtheil. Denn mag auch ein Guter ſchweigen: ſo wie er Einen des Lobes für würdig erachtet, ſo iſt dieſer gelobt. Außerdem iſt ein Unterſchied zwiſchen Lob und Lobrede: dieſe erfordert auch den Laut; und darum ſpricht Niemand von einem Lob am Grabe, ſondern von einer Lobrede, weil eben dieſer Dienſt in der Rede beſteht. Wenn wir ſagen, es ſei Einer des Lobes würdig, ſo verſprechen wir ihm nicht wohlwollende Worte von den Menſchen, ſondern *wohlwollende Urtheile*. Darum kann Einer auch ſchweigend *loben, wenn er günſtig* denkt und einen Guten bei ſich lobt. Sodann,

wie ich ſagte, beruht das Lob auf der Geſinnung, nicht auf den Worten, welche das innerliche Lob ausſprechen und zur Kunde von Mehreren bringen. Derjenige lobt, welcher urtheilt, daß Einer zu loben ſei. Wenn jener unſer tragiſcher Dichter ſagt, es ſei herrlich, von einem gelobten Manne gelobt zu werden, ſo meint er, von einem lobenswürdigen. Und wenn ebenſo ein alter Dichter ſagt: das Lob nährt die Künſte, ſo meint er keine Lobpreiſung, welche die Künſte verdirbt: denn Nichts bringt die Beredtſamkeit und jede andere Kunſt, die das Wohlgefallen der Hörenden ſucht, ſo ſehr auf Abwege, als der Beifall der Menge. Der Ruf erfordert immer das Wort, aber nicht der Ruhm; denn er kann auch ohne das Wort zu Theil werden, indem das Urtheil ihm genügt. Er iſt vollkommen nicht nur unter Schweigenden, ſondern ſelbſt unter Widerſprechenden. Wie ſich Ruhm und Ehre unterſcheiden, will ich angeben. Die Ehre beſteht in den Urtheilen Vieler, der Ruhm in den Urtheilen Guter.

„Weſſen Gut," ſagen ſie weiter, „iſt der Ruhm, das heißt das Lob, das dem Guten von Guten ertheilt wird? iſt er ein Gut des Gelobten oder des Lobenden?" Ein Gut für Beide. Für mich, der ich gelobt werde, weil die Natur mir Liebe zu Allen eingepflanzt hat, und es mir Freude macht, recht gehandelt, und Vergnügen, dankbare Dolmetſcher meiner Tugenden gefunden zu haben. Dieß iſt ein Gut für Mehrere, weil ſie dankbar ſind, aber auch für mich. Denn ſo iſt mein Gemüth beſchaffen, daß ich ein Gut von Anderen für ein eigenes erachte, vornämlich von ſolchen, denen ich ſelbſt die Urſache des Gutes bin. Es iſt ein Gut für die Lobenden, denn es wird durch Tugend hervorgebracht: jede Handlung der Tugend aber iſt ein Gut. Dieſes hätte ihnen aber nicht zu Theil werden können, wenn ich nicht wäre, *wie ich bin.* Verdientes Lob iſt alſo ein Gut für Beide, *gewiß, als ein gutes* Urtheil ein Gut iſt für den Urtheilenden,

für Denjenigen, zu deſſen Gunſten geurtheilt wird. Zweifelſt Du, daß die Gerechtigkeit ein Gut ſei für Denjenigen, der ſie beſitzt, wie für Denjenigen, dem ſie die Schuld bezahlt? Den, der es verdient, zu loben iſt Gerechtigkeit: alſo iſt es ein Gut für Beide.

Jenen Sophiſten hätten wir hinreichend geantwortet. Aber nicht das ſoll unſere Aufgabe ſein, daß wir Spitzfindigkeiten abhandeln und die Philoſophie von ihrer Majeſtät in ſolche Engen herabziehen. Um wie viel beſſer iſt es, auf offenem und geradem Wege zu gehen, als ſich ſelbſt Umwege zu bereiten, die man mit großer Beſchwerde zurücklegen muß? Denn jene Diſputationen ſind nichts Anderes, als Spiele von Solchen, welche einander geſchickt zu fangen ſuchen. Sage vielmehr, wie natürlich es iſt, ſeinen Geiſt in's Unendliche auszudehnen. Etwas Großes und Edles iſt die menſchliche Seele: ſie läßt ſich keine Grenzen ſetzen, als die ihr ſelbſt mit Gott gemeinſam ſind. Für's Erſte nimmt ſie kein niedriges Vaterland an, Epheſus oder Alexandrien, oder wenn es ſonſt einen Ort gibt, der dieſe Städte noch an Zahl der Einwohner und Schönheit der Gebäude übertrifft. Ihr Vaterland iſt der Raum, der das Höchſte und der Alles in ſeinem Umkreis umfaßt: dieſes ganze Gewölbe, innerhalb deſſen die Meere ſammt den Ländern liegen, innerhalb deſſen die Luft das Göttliche von dem Menſchlichen trennend zugleich mit demſelben verbindet, innerhalb deſſen ſo viele göttliche Weſen vertheilt, der ihnen zukommenden Verrichtungen warten. Sodann läßt ſie ſich kein engbegrenztes Lebensalter geben: alle Jahre, ſpricht ſie, ſind mein. Kein Jahrhundert iſt großen Geiſtern verſchloſſen, keine Zeit iſt dem Gedanken unzugänglich. Wenn jener Tag kommen wird, der dieſe Miſchung von Göttlichem und Menſchlichem ſcheidet, ſo werde ich den Körper *hier, wo ich ihn gefunden, zurücklaſſen, ich ſelbſt werde mich den Göttern zurückgeben.* Und auch jetzt nicht bin ich ohne ſie, aber ich werde

in dem ſchweren und irdiſchen Kerker feſtgehalten. Dieſer Aufenthalt des ſterblichen Lebens iſt das Vorſpiel eines beſſeren und längeren Lebens. Wie neun Monate lang der mütterliche Schooß uns feſthält und uns vorbereitet, nicht für ſich, ſondern für den Raum, in welchen wir gleichſam entlaſſen werden, ſobald wir fähig ſind Athem zu ſchöpfen und im Freien auszudauern: alſo reifen wir während des Zeitraums, der ſich von der Kindheit bis zum Alter erſtreckt, für eine andere Geburt. Ein anderer Urſprung erwartet uns, ein anderer Stand der Dinge. Noch können wir den Himmel nicht anders als aus der Ferne ertragen. Darum ſchaue unverzagt auf jene entſcheidende Stunde: ſie iſt nicht für die Seele die letzte, ſondern für den Körper. Alle die Dinge, die um Dich her liegen, betrachte als die Habe eines Gaſthauſes: Du mußt vorübergehen.

Die Natur entblößt den Zurückkehrenden wie den Eintretenden. Du darfſt nicht mehr mitnehmen, als Du mitgebracht: ja ſogar von dem, was Du zum Leben gebracht haſt, muß ein großer Theil abgelegt werden. Dieſe Haut, welche als die letzte Hülle um Dich gelegt iſt, wird Dir genommen werden; das Fleiſch und das darunter fließende und durch das Ganze hin und her laufende Blut wird Dir genommen werden; die Knochen und Sehnen, die das Flüſſige und Weiche zu befeſtigen dienen, werden Dir genommen werden. Jener Tag, den Du als den letzten fürchteſt, iſt der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Laſt ab: was zauderſt Du, als ob Du nicht auch früher mit Zurücklaſſung des Körpers, in dem Du verborgen warſt, herausgetreten wäreſt? Du zögerſt, Du widerſtrebſt: auch damals wurdeſt Du durch große Anſtrengung der Mutter ausgetrieben. Du ſeufzeſt und weinſt: auch dieſes Weinen iſt dem Kinde eigen, das geboren wird. Aber damals mußte man Dir verzeihen: roh und in Allem unerfahren warſt Du *gekommen*. *Nachdem* Du aus dem warmen und weichen Schooße

des Mutterleibes entlaſſen warſt, wehte Dich eine freiere Luft an. Sodann verletzte Dich die Berührung einer harten Hand, und noch zart und keines Dinges kundig wurdeſt Du betäubt unter Unbekanntem. Jetzt iſt es Dir nicht neu, von dem getrennt zu werden, von dem Du vorher ein Theil geweſen: laß gleichmüthig die Glieder fahren, welche hinfort überflüſſig ſind, und lege dieſen lange bewohnten Körper ab! Er wird zertheilt, vergraben, vertilgt werden. Was trauerſt Du? So pflegt es zu geſchehen: es gehen immer die Hüllen der Neugeborenen zu Grunde. Was liebſt Du jene Dinge, als gehörten ſie zu Dir: Du biſt damit bedeckt. Der Tag wird kommen, der Dich enthüllen und aus der Wohnung des häßlichen und übelriechenden Leibes herausführen wird. Aus dieſem ſchwinge ſchon jetzt Dich auf, ſo gut Du vermagſt, und der Sinnenluſt entſagend, ſofern ſie nicht auch mit Nothwendigem verbunden iſt, trachte ſchon hier nach etwas Höherem und Edlerem! Einſt werden die Geheimniſſe der Natur Dir aufgedeckt, jene Finſterniß wird zerſtreut werden, und das helle Licht von allen Seiten durchbrechen. Stelle Dir vor, welcher Glanz das ſeyn wird, wenn ſo viel Geſtirne ihr Licht vereinigen. Kein Schatten wird die Heiterkeit trüben; gleichmäßig wird jede Seite des Himmels glänzen; Tag und Nacht ſind Abwechslungen des unterſten Luftraums. Dann wirſt Du ſagen, Du habeſt in Finſterniß gelebt, wenn Du das ganze Licht und ſelbſt ganz erblicken wirſt, das Du jetzt durch die ſo engen Wege der Augen nur dunkel ſiehſt und es dennoch aus der Ferne ſchon bewunderſt. Wie wird Dir das göttliche Licht erſcheinen, wenn Du es an ſeinem Orte ſehen wirſt? Dieſer Gedanke läßt nichts Schmutziges, nichts Niedriges, nichts Rohes in der Seele zurückbleiben. Er ſagt uns, daß die Götter Zeugen von Allem ſeien; er heißt uns ihren Beifall ſuchen, für ſie auf die Zukunft uns bereiten und die Ewigkeit uns verhalten.

Wer dieſe im Geiſte vor ſich hat, dem ſchaudert vor keinen Heeren, der wird durch keine Trompete erſchreckt und durch keine Drohungen in Furcht geſetzt. Wie ſollte nicht der die Furcht ablegen, welcher zu ſterben hofft, wenn ſelbſt der, welcher glaubt, daß die Seele nur daure, ſo lange ſie in den Banden des Körpers gehalten wird, und daß ſie, von dieſen gelöst, ſich ſofort zerſtreue, darauf bedacht iſt, daß er auch nach dem Tode nützlich ſein könne? Denn wenn er auch ſelbſt den Augen entrückt iſt:

„Immer umſchwebet den Geiſt die erhabene Tugend des Mannes,
„Immer der Ruhm des Geſchlechts.“ *)

Bedenke, wie viel uns gute Beiſpiele nützen: und Du wirſt erkennen, daß das Andenken großer Männer ſo nützlich ſei als ihre Gegenwart.

Hundertunddritter Brief.

Am meiſten Vorſicht erfordern die Gefahren, die dem Menſchen vom Menſchen drohen.

Was ſiehſt Du nach dem Dich um, was Dir vielleicht begegnen, aber auch nicht begegnen kann? ich meine den Sturz von einfallenden Gebäuden. Einiges fällt auf uns ein, aber ſtellt uns nicht nach: auf das vielmehr ſiehe, das vermeide, was uns beobachtet, uns zu fangen ſucht. Es ſind ſeltenere Fälle, wenn auch ſchwere, Schiffbruch zu erleiden, mit dem Wagen umzuwerfen: von dem Menſchen droht dem Menſchen tägliche Gefahr. Gegen dieſe rüſte Dich, auf [illegible]

*) *Virgil. Aen.* IV, 3 f.

ſieh' mit unverwandten Augen: kein Uebel iſt häufiger, keines hartnäckiger, keines ſchmeichleriſcher. Das Wetter droht, bevor es aufſteigt; die Gebäude krachen, bevor ſie zuſammenſtürzen; der Brand wird durch den Rauch vorher verkündigt: aber plötzlich kommt das Verderben vom Menſchen, und wird deſto ſorgfältiger verdeckt, je näher es herantritt. Du irrſt, wenn Du den Geſichtern gewiſſer Menſchen traueſt, die Dir begegnen: ſie haben das Antlitz von Menſchen, aber die Seele von wilden Thieren, außer daß von dieſen der erſte Anlauf verderblicher iſt. An wem aber dieſelben vorübergegangen, den ſuchen ſie nicht wieder; denn niemals iſt es etwas Anderes, als die Noth, die ſie antreibt, Schaden zu thun. Durch Hunger oder durch Furcht werden dieſe Thiere zum Kampfe gezwungen. Dem Menſchen beliebt es, den Menſchen zu verderben. Du jedoch bedenke, was vom Menſchen für Gefahr komme, ſo, daß Du bedenkſt, was des Menſchen Pflicht ſei. Auf den Einen ſieh', damit Du nicht verletzt werdeſt, auf den Andern, damit Du nicht verletzeſt. An dem Glück von Allen erfreue Dich, vom Unglück aber laß Dich rühren, und erinnere Dich an das, was Du zu leiſten, wie an das, wovor Du Dich zu hüten haſt. Indem Du alſo lebſt, was wirſt Du erreichen? Nicht daß ſie Dir nicht ſchaden, aber daß ſie Dich nicht hintergehen. So viel es aber möglich iſt, ziehe Dich zur Philoſophie zurück. Sie wird Dich in ihrem Schooße beſchützen; in ihrem Heiligthume wirſt Du ſicher, oder doch ſicherer ſein. Nur Diejenigen ſtoßen an einander, die auf Einer Straße wandeln. Dabei aber ſollſt Du mit der Philoſophie ſelbſt nicht prahlen. Für Viele wurde ſie Urſache der Gefahr, die mit Uebermuth und Trotz die Philoſophen ſpielten. Dir ſelbſt ſoll die Philoſophie die Fehler benehmen, nicht Andern vorwerfen. *Sie ſoll nicht* ſchroff der allgemeinen Sitte ſich entgegenſtellen *und nicht darauf* ausgehen, daß ſie, was ſie nicht thut, zu ver-

dammen ſcheine. Man kann weiſe ſein, ohne Gepränge, und ohne dem Haß ſich auszuſetzen.

Hundertundvierter Brief.

Aendern des Ortes und Reiſen kann die Seele, die nicht vorher frei iſt, niemals von Uebeln frei machen. Daß aber Freiheit der Seele möglich iſt, beweiſt ein Socrates und Cato.

Ich bin auf mein Nomentanum entflohen. Glaubſt Du vielleicht der Stadt? Nein, vielmehr dem Fieber, und zwar dem langſam heranſchleichenden. Schon hatte ſeine Hand mich gefaßt; ungeſäumt ließ ich daher den Wagen in Bereitſchaft ſetzen, obgleich meine Paulina mich zurückhielt. Der Arzt ſagte, es ſei der Anfang (des Fiebers), der Puls ſei unruhig und unſtet, und unterbreche den natürlichen Gang. Ich beharrte darauf, abzureiſen. Das Wort des Gallio, meines Herrn*), ward von mir angeführt, welcher einſt in Achaia**) von einem Fieber befallen, ohne Weiteres das Schiff be-

---

*) Seinen ältern Bruder Gallio (de vita beata 1.), der die Namen ſeines Adoptivvaters, Junius Gallio, trug (Tac. Ann. VI, 3. XV, 73. vergl. Caſſ. Dio LXII, 25. Euſeb. ad ann. 818.) und urſprünglich Annaeus Novatus hieß (vergl. de ira I, 1.), nennt Seneca ehrenvoll oder ſchmeichelnd — wie dieß ſonſt auch gebräuchlich war, ſ. Lipſ. Excurs. ad Tac. Annal. II. — ſeinen Herrn.

**) *Vergl. Ap. Geſch. 18, 12., wo Gallio als Proconſul Achaia's genannt iſt.*

ſtieg, indem er ausrief: es ſei keine Krankheit des Körpers, ſondern der Gegend. Dieß ſagte ich meiner Paulina, welche mir meine Geſundheit empfiehlt. Denn da ich weiß, daß auf meinem Leben das ihrige beruht, ſo beginne ich aus Sorge für ſie, für mich ſelbſt zu ſorgen. Und während das Alter mich in vieler Hinſicht furchtloſer gemacht hat, ſo verliere ich dieſe Wohlthat des Alters. Denn ich muß mich erinnern, daß in dieſem alten auch ein junges Leben geſchont wird. Darum, weil ich von ihr nicht erlangen kann, daß ihre Liebe zu mir ſtärker ſei, erlangt ſie von mir, daß meine Liebe zu mir beſorgter ſei. Denn edeln Empfindungen muß man nachgeben; und bisweilen muß man, auch wenn die Umſtände drängen, aus Achtung für die Seinigen ſogar mit eigener Qual den Athem zurückrufen und auf den Lippen ſelbſt zurück halten, da der Tugendhafte leben muß, nicht ſo lange es ihm gefällt, ſondern ſo lange es Pflicht iſt. Wer nicht ſeine Gattin, nicht einen Freund ſo werth hält, daß er länger im Leben verharre, wer auf dem Sterben beſteht, der iſt ein Weichling. Auch darin ſoll die Seele ſich beherrſchen, wenn es das Wohl der Angehörigen verlangt, und nicht blos wenn wir ſterben wollen, ſondern auch wenn wir zu ſterben angefangen haben, ſollen wir einhalten und uns den Unſrigen leihen. Es iſt das Merkmal einer erhabenen Seele, um Anderer willen zum Leben zurückzukehren, was große Männer oft gethan haben. Aber auch darin erkenne ich ein Zeichen der würdigſten Geſinnung, wenn man ſein Alter, deſſen höchſter Vortheil der iſt, daß man weniger ängſtlich für ſich ſorgt, und das Leben beherzter gebraucht, mit größerer Sorgfalt pflegt, wenn man weiß, daß es Einem der Seinigen angenehm, nützlich und wünſchenswerth iſt. Ueberdieß iſt mit einer ſolchen Handlungsweiſe keine geringe Freude und Belohnung verbunden. Denn was iſt angenehmer, als der Gattin ſo werth zu ſein, daß man ſich ſelbſt deßwegen werther

wird? Es kann daher meine Paulina nicht nur ihre eigene Fu
mir anrechnen, sondern auch die meinige.

Du fragst nun, wie mir mein Entschluß zur Reise bekom
sei? Sobald ich dem Drucke der Stadt entronnen war und je
Geruche der rauchenden Küchen, welche Alles, was sie von verp
tem Dunste bedeckt hatten, sowie sie in Gang gesetzt sind, zugleich
dem Staube verbreiten, so fühlte ich sogleich eine Veränderung
meinem Befinden. Wie viel glaubst Du sodann, daß ich an Krä
gewonnen, nachdem ich die Weinberge erreicht hatte? Auf die W
gelassen fiel ich über mein Futter her. So bin ich bereits wiede
mir gekommen. Verschwunden ist jene Mattigkeit des die Di
versagenden Körpers, bei welcher das Denken so schlecht von Sta
ging: ich fange an, mit ganzer Seele zu studiren. Nur wenig t
der Ort hiezu bei, wenn nicht die Seele sich selbst zu Willen ist, wel
wenn sie will, sogar mitten unter zerstreuenden Beschäftigungen
auf sich selbst zurückziehen kann. Jener dagegen, welcher die Ge
den aussucht, und nach Muße hascht, wird überall Etwas fin
wodurch er zerstreut wird. Wie denn Socrates Einem, der sich
klagte, daß seine Reisen ihm Nichts genützt hätten, geantwortet ha
soll: „nicht unverdient ist es Dir also gegangen; denn Du reistest
Dir selbst.“ O wie gut würde es Manchen kommen, wenn sie
von sich selbst verirrten! Jetzt beunruhigen, verführen und schre
sie vor Allem sich selbst. Was nützt es, über das Meer zu setzen
die Städte zu wechseln? Wenn Du dem, was Dich drückt, entflie
willst, so mußt Du nicht an einem anderen Orte, sondern ein And
sein. Setze, Du seiest nach Athen gekommen, oder nach Rhod
wähle nach Belieben die Stadt: was macht es aus, welche Sitt
hat? Du *wirst die* Deinigen mitbringen. Du hältst den Reic
für ein Gut: so wird die Armuth Dich plagen, und

Schlimmſte iſt, die eingebildete. Denn magſt Du auch viel beſitzen, ſo glaubſt Du doch, weil irgend Einer mehr hat, um ſo viel zu wenig zu beſitzen, als Jener mehr hat. Du hältſt Ehrenſtellen für ein Gut: ſo wird es Dir Kummer machen, daß Dieſer Konſul geworden, und Jener ſogar es mehrmals geworden. Du wirſt ſtets Dich ärgern, wenn Du Einen öfters in den Faſten leſen wirſt. So groß wird die Leidenſchaft Deines Ehrgeizes ſein, daß Du Keinen hinter Dir zu haben glaubſt, wenn Du Einen vor Dir haſt. Für das größte Uebel hältſt Du den Tod, während doch kein Uebel an ihm iſt, als was vor ihm iſt, nämlich daß er gefürchtet wird. Nicht blos Gefahren, ſondern ſelbſt Vermuthungen werden Dich ſchrecken. Stets wirſt Du von Einbildungen umgetrieben werden. Denn was wird es Dir nützen,

— — „ſo vielen argoliſchen Städten
„Glücklich entflohn'n und gerettet zu ſein von umringenden Feinden?“ *)

Der Friede ſelbſt wird Dir Grund zu Befürchtungen geben. Nicht einmal dem Sicheren wirſt Du trauen, wenn das Gemüth einmal beſtürzt iſt. Hat ſich dieſes an eine blinde Furchtſamkeit gewöhnt, ſo iſt es ſelbſt zur Sorge für ſeine Sicherheit ungeſchickt. Denn es geht nicht aus dem Wege, ſondern flieht: wir ſind aber mehr den Gefahren ausgeſetzt, wenn wir den Rücken kehren. Für das härteſte Uebel hältſt Du es, Einen von Denen, die Du liebſt, zu verlieren, während dieß eben ſo thöricht iſt, als zu weinen, daß den anmuthigen, Deine Wohnung zierenden Bäumen die Blätter abfallen. Was Dich erfreut, das ſiehe ebenſo an, wie Du dieſe anſiehſt, ſo lange ſie grünen. Immerhin wird der Zufall das eine an dieſem, das

*) *Virgil. Aen. III*, 282 f.

andere an jenem Tage abſchütteln. Aber wie der Abfall des Laubes leicht zu ertragen iſt, weil es wieder kommt, ſo auch der Verluſt von Denen, welche Du liebſt, und welche Du für die Freude Deines Lebens hältſt, weil ſie erſetzt werden, wenn ſie auch nicht wieder kommen. Aber es werden nicht dieſelben ſein. Auch Du wirſt nicht derſelbe ſein. Jeder Tag, jede Stunde verändert Dich: allein wenn Andere Dir geraubt werden, ſo fällt es Dir leichter in die Augen; bei Dir dagegen bleibt es verborgen, weil es nicht offen geſchieht. Andere werden uns hinweggerafft: wir ſelbſt aber werden uns heimlicher Weiſe entwandt. An das Alles denkſt Du nicht, und brauchſt keine Heilmittel für Deine Wunden. Du ſelbſt aber ſäeſt die Urſachen zum Kummer, bald durch Hoffen, bald durch Verzweifeln. Wenn Du weiſe biſt, ſo miſcheſt Du das Eine mit dem Andern, und hofft nicht, ohne zu verzweifeln, und verzweifelſt nicht, ohne zu hoffen. Was kann an ſich das Reiſen Einem helfen? Es mäßigt nicht die Lüſte, zähmt nicht die Begierden, unterdrückt nicht den Zorn, dämpft nicht den wilden Drang der Liebe, kurz befreit die Seele von keinem Uebel. Es verleiht kein richtiges Urtheil, und zerſtreut keinen Irrthum: ſondern wie einen Knaben, der das Unbekannte bewundert, feſſelt es auf kurze Zeit durch eine gewiſſe Neuheit der Gegenſtände. Im Uebrigen ſteigert gerade das Herumziehen die Unbeſtändigkeit der Seele, die am meiſten krank iſt, und macht ſie noch unſteter und haltloſer. Daher kommt es, daß ſie die Orte, welche ſie mit der größten Begierde geſucht hatten, mit noch größerer verlaſſen, wie Vögel vorüberfliegen, und ſchneller wieder gehen, als ſie gekommen waren. Das Reiſen wird Dich die Völker kennen lehren, und Dir neue Geſtalten von Bergen zeigen, unbeſuchte Strecken von Ländereien, durch *nie verſiegende Quellen* bewäſſerte Thäler, und wenn Du beobachten *willſt, die Natur von* irgend einem Fluſſe: ſei es, wie der Nil

Sommerszeit ſteigt und anſchwillt, oder wie der Tigris plötzlich den Augen entzogen wird, und nachdem er ſeinen Lauf durch verborgene Räume genommen, in ſeiner ganzen Größe wieder zu Tage kommt, oder wie der Mäander, für alle Dichter der Gegenſtand der Uebung und des Spieles, ſich in häufige Krümmungen verwickelt, und oft ſeinem Bette nahe gekommen, ehe er ſich in ſelbſt ergießt, wieder umbeugt: im Uebrigen wird es Dich weder beſſer noch geſünder machen. Unter Studien müſſen wir verweilen und unter den Meiſtern der Weisheit, damit wir lernen, was erforſcht iſt, und das noch nicht Gefundene erforſchen. So wird die Seele, die aus der elendeſten Knechtſchaft zu erlöſen iſt, in Freiheit geſetzt. So lange Du nicht weißt, was zu meiden, was zu erſtreben, was nothwendig, was überflüſſig, was gerecht, was ſittlich gut iſt, ſo wird das kein Reiſen ſein, ſondern ein Umherirren. Keine Hilfe wird jenes Wandern Dir gewähren: denn Du reiſeſt mit Deinen Leidenſchaften, und Deine Uebel folgen Dir. Und wenn ſie Dir nur folgten: ſie wären weiter entfernt; jetzt trägſt Du ſie mit Dir, läßſt ſie Dir nicht folgen. Darum drücken ſie Dich überall und quälen Dich mit ſtets gleichen Beſchwerden. Arznei muß der Kranke, nicht eine andere Gegend ſuchen. Hat Einer ein Bein gebrochen oder ein Glied verrenkt, ſo beſteigt er nicht Wagen oder Schiff, ſondern ruft den Arzt herbei, damit das gebrochene Glied zuſammengefügt, das ausgerenkte an ſeine Stelle gerückt werde. Wie nun? glaubſt Du, daß die an ſo vielen Stellen gebrochene und verrenkte Seele durch Ortsveränderung geheilt werden könne? Dieß Uebel iſt zu groß, als daß es durch Spazierentragen geheilt werden könnte. Das Reiſen macht Niemand zum Arzte, noch zum Redner. Keine Kunſt wird durch den Ort erlernt. Wie nun? *kann die Weisheit, die doch* von Allem das Höchſte iſt, auf der Reiſe *geſammelt werden?* Glaube mir, es gibt keinen Weg, der ſich außer-

halb des Bereichs der Begierden, des Zornes, der Furcht beſ
oder wenn es einen ſolchen gäbe, ſo würde das menſchliche Geſch
in Einem Zuge dahin pilgern. So lange wirſt Du, über Lä
und Meere ſchweifend, von jenen Uebeln geplagt und gepeinigt w
den, als Du die Urſachen der Uebel mit Dir herumträgſt. Du wi
derſt Dich, daß die Flucht Dir Nichts nütze? Du haſt Dasjeni
bei Dir, dem Du entfliehſt.

Dich ſelbſt alſo beſſere! Nimm Dir die Laſten ab, und beſſe
Deine Begierden! Das Maß, das Dein eigenes Wohl Dir vor
ſchreibt, halte feſt! Vertilge alle Verkehrtheit aus Deiner Seele.
Wenn Du angenehme Reiſen machen willſt, ſo heile Deinen Be
gleiter! Der Geiz wird Dir anhängen, ſo lange Du mit einem gei
zigen und ſchmutzigen Menſchen zuſammenlebſt; die Aufgeblaſenheit
wird Dir anhängen, ſo lange Du mit einem Stolzen umgehſt; nie
mals wirſt Du die Grauſamkeit ablegen, wenn der Henker Dein
Kamerade iſt; Deine Gelüſte werden durch die Genoſſenſchaft mit
Ehebrechern entflammt werden. Wenn Du Deine Fehler ablegen
illſt, ſo mußt Du weit von den Beiſpielen der Fehler zurücktreten.
)er Geizige, der Verführer, der Grauſame, der Betrüger, welche
ir viel geſchadet hätten, wenn ſie Dir nahe geweſen wären, ſind in
ir. Gehe zu Beſſeren über! Lebe mit den Catonen, mit Lälius,
t Tubero! Wenn Du auch gerne mit Griechen lebſt, ſo verkehre
Socrates, mit Zeno! Der Eine wird Dich ſterben lehren, wenn
öthig iſt, der Andere, ehe es nöthig iſt. Lebe mit Chryſippus,
Poſidonius! Dieſe werden Dir die Kenntniß des Menſchlichen
Göttlichen mittheilen; dieſe werden Dir gebieten thätig zu ſein,
icht blos geſchickt zu reden und zur Ergötzung der Zuhörer mit
en um Dich zu werfen, ſondern die Seele abzuhärten und gegen
ngen emporzurichten. Denn der einzige Hafen dieſes wogend

und ſturmbewegten Lebens iſt, das Zukünftige zu verachten, und treu und offen Stand zu halten; die Pfeile des Schickſals vorn auf der Bruſt zu empfangen, ohne ſich zu verſtecken oder den Rücken zu kehren. Die Natur hat uns hochherzig geſchaffen, und wie ſie einigen Thieren einen wilden, einigen einen verſchlagenen, einigen einen ängſtlichen Geiſt gegeben, ſo hat ſie uns einen ruhmbegierigen und erhabenen verliehen, welcher ſucht, das ehrenvollſte, nicht das ſicherſte Leben zu führen, ähnlich dem Weltall, welchem er, ſo weit es den Schritten der Sterblichen geſtattet iſt, nachfolgt und nacheifert. Er ſtellt ſich hervor, und vertraut, daß er gelobt werde und die Blicke auf ſich ziehe. Er iſt Herr von Allem, und erhaben über Alles: darum ſoll er ſich keinem Dinge unterwerfen. Nichts ſoll ihm ſchwer erſcheinen, Nichts, was den Mann zu beugen im Stande wäre.

„Schreckengeſtalten, entſetzlich zu ſchauen, der Tod und die Drangſal:“ *)

keineswegs Schreckengeſtalten, wenn Einer ſie mit feſtem Blicke anzuſchauen und die Finſterniß zu durchdringen vermöchte. Manches was bei der Nacht zum Schrecken gereichte, kehrt der Tag in's Lächerliche.

„Schreckengeſtalten, entſetzlich zu ſchauen, der Tod und die Drangſal,“

ſagt unſer Virgilius treffend. Nicht wirklich, ſagt er, ſeien es Schreckengeſtalten, ſondern zu ſchauen, das heißt, ſie ſcheinen es, und ſeien es nicht. Was iſt, frage ich, an jenen Dingen ſo furchtbar, wie es die gemeine Sage dafür ausgibt? Welchen Grund, ich bitte Dich, Lucilius, hätte der Mann, die Drangſal, und der Menſch, den Tod zu fürchten? So oft begegnen mir jene Leute, welche meinen, was ſie nicht thun können, das könne nicht geſchehen, und

*) *Virgil. Aen.* VI, 277.

behaupten, wir reden von Größerem, als was die menſchliche Natur ertrage. Aber wie viel beſſer denke ich von ihnen! Auch ſie ſelbſt vermögen das zu thun: aber ſie wollen es nicht. Wer iſt doch je zu Schanden geworden, der ſich daran wagte? Wem iſt es nicht in der Ausführung leichter erſchienen? Nicht weil es ſchwer iſt, wagen wir es nicht, ſondern weil wir es nicht wagen, iſt es ſchwer.

Wenn ihr jedoch ein Beiſpiel verlanget, ſo nehmet Socrates, den greiſen Dulder, durch alle Widerwärtigkeiten hin und her geworfen, und dennoch unbeſiegt durch die Armuth, welche häusliche Laſten ihm noch beſchwerlicher machten, und durch die Mühſeligkeiten, die er auch im Felde zu erdulden hatte, und von welchen er zu Hauſe heimgeſucht wurde, magſt Du nun an den unbändigen Charakter und die loſe Zunge ſeiner Frau, oder an die Ungelehrigkeit ſeiner Kinder denken, welche mehr der Mutter als dem Vater ähnlich waren. So verlebte er faſt die ganze Zeit entweder im Kriege oder unter der Tyrannei, oder in einer Freiheit, welche härter war als Kriege und Tyrannen. Siebenundzwanzig Jahre dauerte der Krieg; und als die Waffen ruhten, ſo wurde der Staat den 30 Tyrannen zur Strafe anheimgegeben, von welchen die meiſten ſeine Feinde waren. Das zuletzt über ihn ausgeſprochene Verdammungsurtheil war auf die ſchwerſten Beſchuldigungen geſtützt: man warf ihm Entweihung der Religion und Verführung der Jugend vor, die er gegen die Götter, gegen ihre Väter und gegen das Gemeinweſen aufhetzen ſollte. Hierauf folgte Gefängniß und Gift. Und dieß bewegte das Gemüth des Socrates ſo wenig, daß es nicht einmal ſeine Mienen bewegte. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte er jenes bewunderungswürdige und ausgezeichnete Lob: weder heiterer noch trauriger ſah Jemand den Socrates. Er blieb bei ſolcher Ungleichheit des Schickſals ſich ſelbſt *gleich*.

Willst Du ein anderes Beispiel? Nimm jenen jüngeren Cato, mit dem das Schicksal noch feindlicher und hartnäckiger verfuhr. Nachdem es ihm allenthalben und zuletzt noch im Tode zuwider gewesen, so gab er dennoch den Beweis, daß ein tapferer Mann dem Schicksal zum Trotze leben, und ihm zum Trotze sterben könne. Seine ganze Lebenszeit verbrachte er entweder in Bürgerkriegen, oder in einer Zeit, die bereits den Bürgerkrieg in ihrem Schoose trug. Auch von ihm darfst Du ebenso wie von Socrates sagen, daß er in Knechtschaft gelebt habe, wenn Du nicht etwa der Meinung bist, daß Cn. Pompejus und Cäsar und Crassus Genossen der Freiheit gewesen seien. Niemand sah den Cato verändert, da die Republik so oft sich veränderte: er zeigte sich als denselben in jeder Lage, in der Prätur, beim Fehlschlagen seiner Bewerbung, in der Anklage, in der Provinz, in der Volksversammlung, bei'm Heere, im Tode. Vor Allem in jener bangen Lage der Republik, als Cäsar auf der einen Seite stund, auf zehn der streitbarsten Legionen und ebensoviele Hülfstruppen auswärtiger Völker gestützt, und auf der andern Seite Pompejus, der allein gegen Alles genug war, und als die Einen zu Cäsar neigten und die Andern zu Pompejus, da bildete der einzige Cato auch eine Partei der Republik. Willst Du das Bild jener Zeit im Geiste zusammenfassen, so wirst Du auf der einen Seite den Bürgerstand und den ganzen auf Neuerungen gerichteten Pöbel, auf der anderen die Optimaten und den Ritterstand, was immer im Staate ehrwürdig und ausgezeichnet war, zwei aber in der Mitte allein gelassen sehen, die Republik und den Cato. Du wirst staunen, sage ich, wenn Du bemerken wirst

Priamus und den Atreiden, und Beiden ergrimmt den Achilles.*)

Denn Beide verwirft er, Beide entwaffnet er. Dieses Urtheil fällt er

*) *Virgil. Aen. I*, 458.

über Beide: „wenn Cäsar siege," sagt er, „so werde er sterben, und wenn Pompejus, so werde er in die Verbannung gehen." Wovor konnte der sich fürchten, welcher, ob Sieger oder Besiegter, sich ein Schicksal bestimmt hatte, das ihm nur die erbittertsten Feinde bestimmen konnten? Er ging also nach seinem eigenen Spruche unter. Du siehst, daß Menschen Drangsal ertragen können: mitten durch die Einöden Afrika's führte er zu Fuß sein Heer. Du siehst, daß sie Durst ertragen können: auf glühenden Hügeln ohne alles Gepäck die Reste des besiegten Heeres fortschleppend, ertrug er gepanzert den Mangel an Getränk, und so oft Wasser zu haben war, trank er zuletzt. Du siehst, daß man Ehre und Schimpf verachten kann: an demselben Tage, an welchem er mit einer Bewerbung auf dem Wahlplatze durchfiel, spielte er Ball. Du siehst, daß es möglich ist, die Macht der Höheren nicht zu fürchten: den Pompejus und Cäsar, von welchen Niemand den Einen zu beleidigen wagte, außer um den Andern sich verbindlich zu machen, forderte er zugleich heraus. Du siehst, daß man den Tod sowohl als die Verbannung verachten kann: er kündigte sich selbst die Verbannung und den Tod und inzwischen den Krieg an. Wir können also gegen jene Dinge so viel Muth haben, wenn wir nur unsern Hals dem Joche entziehen wollen. Vor Allem aber sind die Genüsse der Wollust zu verschmähen: sie entnerven und verweichlichen, und fordern viel von uns; viel aber müssen wir vom Glücke fordern.*) Sodann ist der Reichthum zu verachten; er ist der Knechtschaft Sold. Das Gold und Silber und was sonst die glücklichen Häuser beschwert, muß dahinten gelassen werden: die Freiheit kann nicht umsonst erlangt werden. Wenn Du diese hoch schätzest, so mußt Du Alles gering schätzen.

*) Zu ergänzen ist: wenn die Wollust befriedigt werden soll.

Hundertundfünfter Brief.

Regeln, ſich vor Menſchen ſicher zu ſtellen.

Was Du beobachten mußt, um ſicher zu leben, das will ich Dir ſagen. Du jedoch, denke ich, wirſt dieſe Vorſchriften in ſolchem Sinne hören, als wenn ich Dir vorſchriebe, auf welche Weiſe Du im Ardeatiniſchen die Geſundheit zu erhalten ſuchen ſolleſt.*) Erwäge, was es iſt, das einen Menſchen zum Verderben eines anderen anreizen kann: es iſt Hoffnung, Neid, Haß, Furcht, Verachtung. Von dieſem Allem iſt Verachtung ſo ſehr das Ungefährlichſte, daß Viele zu ihrem Schutze ſich in derſelben verborgen haben. Wenn man Einen verachtet, ſo tritt man wohl auf ihn, aber geht über ihn weg. Niemand ſucht einem von ihm Verachteten hartnäckig und vorſätzlich zu ſchaden. Auch im Treffen geht man an dem, der zu Boden liegt, vorüber, mit dem Stehenden kämpft man. Du wirſt der Hoffnung der Schlechten ausweichen, wenn Du Nichts haſt, was fremde und böſe Begierden reizen könnte, wenn Du Nichts, was ausgezeichnet iſt, beſitzeſt. Denn das Ausgezeichnete wird begehrt, auch wenn es wenig bekannt iſt. Dem Neide wirſt Du aber dann entgehen, wenn Du Dich den Blicken nicht aufdrängſt, wenn Du mit Deinen Gütern nicht prahlſt, wenn Du verſtehſt, Dich im Stillen zu freuen. Den Haß aber, der aus Beleidigung hervorgeht, wirſt Du dadurch vermeiden, daß Du Niemand ohne Urſache reizeſt: wovon Dich Dein geſunder Menſchenverſtand abhalten wird. Vielen ſchon wurde dies gefährlich. Auf

*) *Die Stadt* Ardea, ehemals Stadt der Rutuler, lag auf einem Felſen, von Sümpfen umgeben, in der ungeſundeſten Gegend Latiums. *Vgl. Strabo V. p. 231.*

Einige freilich ist Haß gefallen, ohne daß sie einen Feind hatten. Davor, daß Du nicht gefürchtet werdest, wird Dich die Mittelmäßigkeit Deiner Glücksumstände und die Sanftheit Deines Sinnes schützen. Die Menschen müssen wissen, daß Du ein Solcher seiest, den man ohne Gefahr beleidigen könne; Deine Versöhnung muß leicht und sicher sein. Gefürchtet zu werden ist aber so lästig zu Hause als auswärts, von Sklaven als von Freien. Keiner ist, der nicht Macht genug hätte zu schaden. Nimm' noch hinzu, daß wer gefürchtet wird, selbst auch fürchtet: Niemand kann ohne eigene Sorge furchtbar sein. Noch ist die Verachtung übrig, deren Maß in seiner eigenen Gewalt hat, wer sie absichtlich sich zugezogen hat, wer verachtet wird, weil er will, nicht weil er muß. Das Unbequeme derselben läßt der Umgang mit den Wissenschaften wie die Freundschaft mit Solchen vergessen, welche mächtig bei einem Mächtigen sind, an welche sich anzuschließen man wohl thut, aber nicht sich an dieselben zu ketten, damit nicht die Hülfe theurer zu stehen komme, als die Gefahr. Nichts jedoch wird so nützlich sein, als sich ruhig zu halten und so wenig als möglich mit Andern, so viel als möglich mit sich selbst zu reden. Es liegt in der Unterhaltung eine Süßigkeit, die sich einschleicht und schmeichelt, und nicht anders als Trunkenheit oder Liebe Geheimnisse an den Tag bringt. Niemand wird das, was er gehört hat, verschweigen, und Niemand nur sagen, soviel er gehört hat. Wer die Sache nicht verschweigt, wird auch den nicht verschweigen, von dem er sie weiß. Ein Jeder hat Einen, dem er so viel vertraut, als ihm selbst vertraut ist. Mag er auch seine Geschwätzigkeit bewachen und sich mit den Ohren eines Einzigen begnügen: aus dem Einen macht er doch eine Menge, und so wird das, was eben noch Geheimniß war, zum Stadtgespräch.

Die Sicherheit macht zum guten Theile aus, daß nichts

rechtes gethan wird. Menſchen, die ihrer Leidenſchaften nicht Meiſter ſind, führen ein verworrenes und unruhiges Leben. Sie fürchten ebenſoviel als ſie ſchaden, und ſind zu keiner Zeit frei. Denn ſie ſind in banger Sorge, nachdem ſie die That begangen haben. Sie ſind feſtgehalten; das Gewiſſen läßt ſie nichts Anderes thun, und zwingt ſie, immer wieder ſich vor ſich ſelbſt zu verantworten. Derjenige leidet ſchon Strafe, der dieſelbe erwartet; aber Jeder erwartet ſie, der ſie verdient hat. Ein Mittel der Sicherheit mag ſich Einer bei einem böſen Gewiſſen verſchaffen, aber keineswegs ein Mittel der Ruhe. Denn wenn er auch nicht entdeckt wird, ſo hält er die Entdeckung für möglich. Auch im Schlafe wird er beunruhigt, und ſo oft er von dem Verbrechen eines Andern redet, denkt er an ſein eigenes: es ſcheint ihm nicht hinlänglich vergeſſen, nicht hinlänglich verdeckt. Der Schuldige hat bisweilen das Glück, daß er verborgen bleibt, aber niemals die Gewißheit.

Hundertundſechster Brief.

Ob ein Gut ein Körper ſei?

Ich antworte ſpät auf Deine Briefe, nicht weil ich allzuviel beſchäftigt wäre: dieſe Entſchuldigung laß ja nicht gelten: ich habe Muße, und Alle haben Muße, welche wollen. Keinem gehen die Geſchäfte nach: man macht ſich ſelbſt mit ihnen zu ſchaffen und meint, Beſchäftigung ſei ein Kennzeichen des Glückes. Was war alſo die Urſache, daß ich auf das, worüber Du mich fragteſt, nicht alsbald *antwortete*? Die Sache fiel in den Zuſammenhang meines Werkes: denn Du weißt, daß ich die Moralphiloſophie umfaſſend behan-

ein*) und alle darauf bezüglichen Fragen erörtern will. Deßhalb war ich im Zweifel, ob ich Dich hinausschieben, oder, bis der gehörige Ort für jene Sache käme, außer der Ordnung Dir Recht sprechen sollte. Ich fand es artiger, einen so weit her Kommenden**) nicht aufzuhalten. Darum will ich sowohl diese Frage aus jener Reihe zusammenhängender Gegenstände herausgreifen, als auch, wenn es noch mehr dergleichen geben wird, ohne Dein Ersuchen Dir darüber schreiben. Du willst wissen, was für Fragen das seien? Deren Lösung mehr zur Unterhaltung als zum Nutzen gereicht, wie diejenige, die Du aufstellst: ob ein Gut ein Körper sei. Ein Gut wirkt: denn es nützt. Was wirkt, das ist ein Körper. Ein Gut setzt die Seele in Bewegung und gestaltet sie gewissermaßen und hält sie fest: das lauter Eigenschaften des Körpers sind. Güter eines Körpers sind selbst Körper: also auch Güter der Seele: denn auch diese ist ein Körper. Ein Gut des Menschen ist nothwendig ein Körper, da er selbst körperlich ist. Ich läge, wenn nicht das, was ein solches (Gut des Menschen) nährt und was die Gesundheit des Menschen bewahrt oder herstellt, zu den Körpern gehört: also ist auch ein Gut desselben ein Körper. Ich glaube nicht, daß Du zweifeln werdest, ob Seelenerregungen (Affekte) Körper seien (um auch etwas Anderes, worauf sich Deine Frage nicht bezieht, einzuschieben), wie der Zorn, die Liebe, die Trauer: wenn Du zweifelst, so siehe zu, ob sie uns nicht die Mienen verändern, die Stirne zusammenziehen, das Gesicht glätten, Röthe hervorrufen, das Blut zurücktreten machen. Wie nun? glaubst Du, daß so offenbare Merkmale einem Körper von etwas anderem eingedrückt werden als von einem Körper? Wenn Seelen-

*) *Vgl. Brief* 108, z. A., u. 109, z. E.
**) *Aus Sicilien*, wo Lucilius Prokurator war?

erregungen Körper ſind, ſo ſind es auch Seelenkrankheiten, wie der Geiz, die Grauſamkeit, verhärtete und unverbeſſerlich gewordene Fehler: alſo auch das Uebelwollen und alle ſeine Arten, die Bosheit, der Neid, der Uebermuth: alſo auch die Güter, für's Erſte, weil ſie dem Geſagten entgegengeſetzt ſind, und ſodann, weil ſie Dir dieſelben Anzeichen gewähren werden. Oder ſiehſt Du nicht, welches Leben die Tapferkeit dem Blicke verleiht? welche Spannung die Vorſicht? welche Zurückhaltung und Ruhe die Ehrfurcht? welche Heiterkeit die Freude? welche Starrheit die Strenge? welche Unbefangenheit die Wahrheit? Zu den Körpern alſo gehört, was die Farbe und die Haltung der Körper verändert, was in dieſen ſeine Herrſchaft ausübt. Alle Tugenden aber, die ich aufgeführt, ſind Güter, und was von ihnen ſtammt. Iſt ein Zweifel darüber, ob das, wovon Etwas berührt wird, ein Körper ſei?

„Nur der Körper berührt, und läſſet ſich wieder berühren," wie Lucretius ſagt*): alles Jenes von mir Genannte aber würde den Körper nicht verändern, wenn es nicht ihn berührte: es gehört alſo zu den Körpern. Ferner, was eine ſolche Kraft hat, daß es antreibt und nöthigt und zurückhält und gebietet, das iſt ein Körper. Wie nun? Hält nicht die Furcht zurück? Treibt nicht die Kühnheit an? Spornt nicht die Tapferkeit und macht hitzig zum Angriff? Zügelt nicht die Mäßigung, und ruft zurück? Erhebt nicht die Freude? Beengt nicht die Trauer? In Allem endlich, was wir thun, gehorchen wir entweder dem Gebote des Laſters oder der Tugend: was dem Körper gebietet, iſt ein Körper, was einwirkt auf den Körper, iſt ein Körper. Ein Gut des Körpers iſt körperlich. Ein Gut des Menſchen iſt auch ein Gut des Körpers: alſo iſt es körperlich. Weil ich

*) *De rer. nat.* I, 305.

Dir, wie Du wollteſt, gehorcht habe, ſo will ich nun ſelbſt ſagen, was ich vorausſehe, daß Du ſagen werdeſt. Wir ſpielen mit Steinchen. An Unnöthigem wird der Scharfſinn geübt. Dergleichen macht nicht tugendhaft, ſondern gelehrt. Etwas Klareres, ja Einfacheres iſt die Weisheit. Wenige Wiſſenſchaft braucht es zu tugendhafter Geſinnung. Wir aber, wie wir das Uebrige bis zum Unnöthigen ausdehnen, ſo die Philoſophie ſelbſt. Wie in Allem, ſo leiden wir auch in der Wiſſenſchaft an Unmäßigkeit: nicht für das Leben, ſondern für die Schule lernen wir.

Hundertundſiebenter Brief.

Wie die Unfälle des Lebens zu ertragen ſeien.

Wo iſt jene Deine Klugheit? Wo die Schärfe in Beurtheilung der Dinge? Wo die Größe? Eine ſo kleine Sache bekümmert Dich. Sklaven haben die Geſchäfte, die Dich in Anſpruch nahmen, für eine Gelegenheit zur Flucht gehalten. Wenn Freunde Dich hintergiengen (denn allerdings mögen ſie den Namen tragen, den ihnen unſer Epikur gegeben, und mögen ſo genannt werden, damit die Schande deſto größer wäre, wenn ſie in irgend einer Angelegenheit ſich Dir entzögen): aber Jene haben ſich entzogen, die Deine Bemühung zu nichte machten und in Dir eine Plage für Andere ſahen. Nichts der Art iſt ungewöhnlich und unerwartet. Ueber ſolche Dinge ſich zu grämen, iſt ſo lächerlich, als zu klagen, daß man auf der Straße beſpritzt oder im Kothe beſchmutzt werde. Im Leben geht es nicht anders als im Bade, *im Gedränge, auf* der Reiſe: Einiges wirſt Du durch Koſten, *anderes erleiden*, Einiges durch Zufall. Keine zärtliche Sache

erregungen Körper ſind, ſo ſind es auch Seelenkrankheiten, wie der Geiz, die Grauſamkeit, verhärtete und unverbeſſerlich gewordene Fehler: alſo auch das Uebelwollen und alle ſeine Arten, die Bosheit, der Neid, der Uebermuth: alſo auch die Güter, für's Erſte, weil ſie dem Geſagten entgegengeſetzt ſind, und ſodann, weil ſie Dir dieſelben Anzeichen gewähren werden. Oder ſiehſt Du nicht, welches Leben die Tapferkeit dem Blicke verleiht? welche Spannung die Vorſicht? welche Zurückhaltung und Ruhe die Ehrfurcht? welche Heiterkeit die Freude? welche Starrheit die Strenge? welche Unbefangenheit die Wahrheit? Zu den Körpern alſo gehört, was die Farbe und die Haltung der Körper verändert, was in dieſen ſeine Herrſchaft ausübt. Alle Tugenden aber, die ich aufgeführt, ſind Güter, und was von ihnen ſtammt. Iſt ein Zweifel darüber, ob das, wovon Etwas berührt wird, ein Körper ſei?

„Nur der Körper berührt, und läſſet ſich wieder berühren," wie Lucretius ſagt*): alles Jenes von mir Genannte aber würde den Körper nicht verändern, wenn es nicht ihn berührte: es gehört alſo zu den Körpern. Ferner, was eine ſolche Kraft hat, daß es antreibt und nöthigt und zurückhält und gebietet, das iſt ein Körper. Wie nun? Hält nicht die Furcht zurück? Treibt nicht die Kühnheit an? Spornt nicht die Tapferkeit und macht hitzig zum Angriff? Zügelt nicht die Mäßigung, und ruft zurück? Erhebt nicht die Freude? Beengt nicht die Trauer? In Allem endlich, was wir thun, gehorchen wir entweder dem Gebote des Laſters oder der Tugend: was dem Körper gebietet, iſt ein Körper, was einwirkt auf den Körper, iſt ein Körper. Ein Gut des Körpers iſt körperlich. Ein Gut des Menſchen iſt auch ein Gut des Körpers: alſo iſt es körperlich. Weil ich

*) *De rer. nat.* I, 305.

Dir, wie Du wollteſt, gehorcht habe, ſo will ich nun ſelbſt ſagen, was ich vorausſehe, daß Du ſagen werdeſt. Wir ſpielen mit Steinchen. An Unnöthigem wird der Scharfſinn geübt. Dergleichen macht nicht tugendhaft, ſondern gelehrt. Etwas Klareres, ja Einfacheres iſt die Weisheit. Wenige Wiſſenſchaft braucht es zu tugendhafter Geſinnung. Wir aber, wie wir das Uebrige bis zum Unnöthigen ausdehnen, ſo die Philoſophie ſelbſt. Wie in Allem, ſo leiden wir auch in der Wiſſenſchaft an Unmäßigkeit: nicht für das Leben, ſondern für die Schule lernen wir.

Hundertundſiebenter Brief.

Wie die Unfälle des Lebens zu ertragen ſeien.

Wo iſt jene Deine Klugheit? Wo die Schärfe in Beurtheilung der Dinge? Wo die Größe? Eine ſo kleine Sache bekümmert Dich. Sklaven haben die Geſchäfte, die Dich in Anſpruch nahmen, für eine Gelegenheit zur Flucht gehalten. Wenn Freunde Dich hintergiengen (denn allerdings mögen ſie den Namen tragen, den ihnen unſer Epikur gegeben, und mögen ſo genannt werden, damit die Schande deſto größer wäre, wenn ſie in irgend einer Angelegenheit ſich Dir entzögen): aber Jene haben ſich entzogen, die Deine Bemühung zu nichte machten und in Dir eine Plage für Andere ſahen. Nichts der Art iſt ungewöhnlich und unerwartet. Ueber ſolche Dinge ſich zu grämen, iſt ſo lächerlich, als zu klagen, daß man auf der Straße beſpritzt oder im Kothe beſchmutzt werde. Im Leben geht es nicht anders als im Bade, im Gedränge, auf der Reiſe: Einiges wirſt Du durch Abſicht *Anderer erleiden*, *Einiges* durch Zufall. Keine zärtliche Sache iſt

verlassen nicht diese Bahn des herrlichen Werkes, in das alle unsere Begegnisse verflochten sind. Und also mögen wir Jupiter anreden, durch dessen Steuer der ganze Körper gelenkt wird, wie unser Kleanthes in den beredtesten Versen ihn anredet, welche in unsere Sprache zu übersetzen das Beispiel des beredten Cicero mir gestattet. Gefallen sie Dir, so wirst Du zufrieden sein; mißfallen sie Dir, so wirst Du Dich erinnern, daß ich darin dem Beispiel Cicero's gefolgt bin:

„O Vater und des Himmels Herrscher, führe mich,
„Wohin es Dir gefällt: ich folg' ohn' Aufenthalt
„Und Zögern. Wollt' ich nicht, so folgt' ich seufzend Dir,
„Und litt' als böse, was ich leiden konnt' als gut.
„Den Will'gen führt das Schicksal, schleppt den Sträubenden.*)

Also wollen wir leben, also sprechen: gerüstet und unverdrossen finde uns das Schicksal. Das ist ein hoher Sinn, der sich Gott ergibt; dagegen niedrig und unedel ist derjenige, der widerstrebt und von der Weltordnung übel denkt und lieber die Götter bessern will als sich.

---

*) Erhalten sind diese Jamben des Kleanthes bei Epiktet. Enchirid. LII.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Römiſche Proſaiker

in

neuen Ueberſetzungen.

Herausgegeben

von

C. N. v. Oſiander, Prälaten zu Ulm,

und

G. Schwab, Ober-Conſiſtorial- und Studienrath zu Stuttgart.

Hundertſechsundſiebenzigſtes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

1851.

Lucius Annäus Seneca des Philoſophen

Werke.

Siebenzehntes Bändchen.

Briefe,

überſetzt

von

Dr. A. Haakh in Stuttgart.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

1851.

Hundertundachter Brief.

Wie die Philosophie zu erlernen sei.

Dasjenige, worüber Du mich befragst, gehört zu dem, was zu wissen nur den Zweck hat, daß man es wisse. Dessen ungeachtet, weil es einen Zweck für Dich hat, so eilst Du, und willst die Bücher nicht erwarten, die ich eben ordne, und die den ganzen auf die Sittenlehre sich beziehenden Theil der Philosophie enthalten. Ich werde die Sache alsbald vornehmen: doch will ich vorher Dir schreiben, wie Du die Begierde zu lernen, von welcher ich Dich brennen sehe, in Ordnung halten sollest, damit sie nicht selbst sich hindere. Man darf weder diese und jene Theile herausgreifen, noch gierig über das Ganze herfallen: durch die Theile muß man zum Ganzen gelangen. Wir müssen die Last nach den Kräften bemessen, und nicht mehr, als wir zu tragen im Stande sind, auf uns nehmen. Nicht so viel Du willst, sondern so viel Du fassen kannst, mußt Du schöpfen. Habe nur guten Muth: so wirst Du fassen, so viel Du willst. Je mehr die Seele aufnimmt, desto mehr erweitert sie sich. Diese Lehre erhielten wir, wie ich mich erinnere, von Attalus*), als wir seine Schule belagerten und zuerst bei ihm erschienen und zuletzt von ihm weggingen, auch auf Spaziergängen ihn zu Unterredungen über Welt

*) Stoiker aus der Zeit des Tiberius: s. M. Sen. Rhetor

und Jenes aufforderten, ihn, der dem Lernenden nicht nur zu Willen war, sondern entgegenkam. „Dasselbe Ziel," sagte er, „muß der Lehrende und Lernende sich vorsetzen: jener, daß er nütze, dieser, daß er Nutzen ziehe." Wer zu einem Philosophen kommt, soll täglich etwas Gutes mit sich nehmen: er soll, wenn er nach Hause kehrt, entweder gesünder oder leichter zu heilen sein. Und dieß wird der Fall sein: denn das ist die Kraft der Philosophie, daß sie nicht blos Diejenigen, die sich ihrer befleißigen, sondern auch Diejenigen, die nur mit Philosophen umgehen, fördert. Wer in die Sonne gekommen ist, der wird, wenn er gleich nicht mit der Absicht kam, gebräunt werden. Wer sich in einer Salbenbude niedergelassen und etwas länger daselbst aufgehalten hat, der nimmt den Geruch des Ortes mit sich. Und wer bei einem Philosophen gewesen ist, der muß etwas Nützliches davon tragen, auch wenn er träg ist. Merke was ich sage: wenn er träg ist, nicht widerspenstig.

Wie aber? kennen wir nicht Leute, die viele Jahre bei einem Philosophen saßen, und nicht einmal eine andere Farbe annahmen? Wie sollte ich nicht solche Leute kennen? und zwar äußerst beharrliche und allzeit gegenwärtige, die ich nicht die Schüler, sondern die Miethsleute der Philosophen nenne. Einige kommen, um zu hören, nicht um zu lernen, wie das Vergnügen uns in das Theater führt, um unsere Ohren durch Rede oder Gesang oder Schauspiel zu ergötzen. Groß wirst Du diese Klasse der Zuhörer finden, der die Schule der Philosophen als ein Ort für den Zeitvertreib dient. Nicht das bezwecken sie, daß sie diese oder jene Fehler darin ablegen, oder daß sie ein Lebensgesetz empfangen, wornach sie ihre Sitten bilden, sondern daß sie einen Ohrenschmaus genießen. Etliche jedoch kommen *sogar mit Schreibtafeln, nicht* um die Gedanken aufzuzeichnen, *sondern nur die Worte,* und diese mit ebensowenig Vortheil für Andere

nachzusagen, als sie für sich selbst sie gehört. Bei Einigen erwacht der Sinn für die herrlichen Sprüche*), und sie nehmen die Gemüthsbewegung der Redenden in sich auf, in der Miene wie in der Seele lebendig erregt. Und nicht anders werden sie in Bewegung gesetzt als die phrygischen Halbmänner durch den Ton der Flöte, die in Folge des Befehles in Begeisterung gerathen. Was diese Leute hinreißt und antreibt, ist die Schönheit der Gedanken, nicht der Schall der leeren Worte. Wenn ein tapferer Spruch gegen den Tod, und ein standhafter gegen das Schicksal gesprochen ist, so freuen sie sich sofort, das Gehörte zu thun. Ihr Gemüth wird von den Reden ergriffen, und sie sind, wie man sie ermahnt, daß sie sein sollen, wenn nur diese Verfassung des Gemüthes Bestand hätte, und wenn nur nicht die herrliche Begeisterung alsbald der Menge, welche abräth vom Guten, zum Opfer würde. Wenige können die Gesinnung, die sie angenommen, bis nach Hause tragen. Es ist leicht, den Hörer zu der Begierde nach dem Guten zu erregen; denn Allen hat die Natur die Grundlagen und den Keim der Tugenden verliehen. Wir Alle sind zu dem Allem geboren. Wenn Einer von Außen einen Reiz übt, so lösen sich gleichsam jene Güter der Seele und kommen zum Vorschein. Siehst Du nicht, wie die Schauspielhäuser zusammentönen, so oft Etwas gesagt wird, was wir allgemein anerkennen, und wovon wir durch unsere Beistimmung bezeugen, daß es wahr sei?

„Der Armuth mangelt Vieles, Alles fehlt dem Geiz."
„Der Geizige ist Niemand gut, am wenigsten sich selbst."

---

*) Der obige Sinn der Worte (ad magnificas voces excitantur) ergibt sich durch Vergleichung einer Stelle, die zu Ende des Briefes folgt (§. 34): non ut verba prisca aut ficta captemus —, sed ut profutura praecepta et magnificas voces et animosas, quae mox rem transferantur, s. unt. S. 2038, z. E.

und Jenes aufforderten, ihn, der dem Lernenden nicht nur zu Willen war, sondern entgegenkam. „Dasselbe Ziel," sagte er, „muß der Lehrende und Lernende sich vorsetzen: jener, daß er nütze, dieser, daß er Nutzen ziehe." Wer zu einem Philosophen kommt, soll täglich etwas Gutes mit sich nehmen: er soll, wenn er nach Hause kehrt, entweder gesünder oder leichter zu heilen sein. Und dieß wird der Fall sein: denn das ist die Kraft der Philosophie, daß sie nicht blos Diejenigen, die sich ihrer befleißigen, sondern auch Diejenigen, die nur mit Philosophen umgehen, fördert. Wer in die Sonne gekommen ist, der wird, wenn er gleich nicht mit der Absicht kam, gebräunt werden. Wer sich in einer Salbenbude niedergelassen und etwas länger daselbst aufgehalten hat, der nimmt den Geruch des Ortes mit sich. Und wer bei einem Philosophen gewesen ist, der muß etwas Nützliches davon tragen, auch wenn er träg ist. Merke was ich sage: wenn er träg ist, nicht widerspenstig.

Wie aber? kennen wir nicht Leute, die viele Jahre bei einem Philosophen saßen, und nicht einmal eine andere Farbe annahmen? Wie sollte ich nicht solche Leute kennen? und zwar äußerst beharrliche und allzeit gegenwärtige, die ich nicht die Schüler, sondern die Miethsleute der Philosophen nenne. Einige kommen, um zu hören, nicht um zu lernen, wie das Vergnügen uns in das Theater führt, um unsere Ohren durch Rede oder Gesang oder Schauspiel zu ergötzen. Groß wirst Du diese Klasse der Zuhörer finden, der die Schule der Philosophen als ein Ort für den Zeitvertreib dient. Nicht das bezwecken sie, daß sie diese oder jene Fehler darin ablegen, oder daß sie ein Lebensgesetz empfangen, wornach sie ihre Sitten bilden, sondern daß sie einen Ohrenschmaus genießen. Etliche jedoch kommen *sogar mit Schreibtafeln*, nicht um die Gedanken aufzuzeichnen, *sondern nur die Worte*, und diese mit ebensowenig Vortheil für Andere

nachzusagen, als sie für sich selbst sie gehört. Bei Einigen erwacht der Sinn für die herrlichen Sprüche*), und sie nehmen die Gemüthsbewegung der Redenden in sich auf, in der Miene wie in der Seele lebendig erregt. Und nicht anders werden sie in Bewegung gesetzt als die phrygischen Halbmänner durch den Ton der Flöte, die in Folge des Befehles in Begeisterung gerathen. Was diese Leute hinreißt und antreibt, ist die Schönheit der Gedanken, nicht der Schall der leeren Worte. Wenn ein tapferer Spruch gegen den Tod, und ein standhafter gegen das Schicksal gesprochen ist, so freuen sie sich sofort, das Gehörte zu thun. Ihr Gemüth wird von den Reden ergriffen, und sie sind, wie man sie ermahnt, daß sie sein sollen, wenn nur diese Verfassung des Gemüthes Bestand hätte, und wenn nur nicht die herrliche Begeisterung alsbald der Menge, welche abräth vom Guten, zum Opfer würde. Wenige können die Gesinnung, die sie angenommen, bis nach Hause tragen. Es ist leicht, den Hörer zu der Begierde nach dem Guten zu erregen; denn Allen hat die Natur die Grundlagen und den Keim der Tugenden verliehen. Wir Alle sind zu dem Allem geboren. Wenn Einer von Außen einen Reiz übt, so lösen sich gleichsam jene Güter der Seele und kommen zum Vorschein. Siehst Du nicht, wie die Schauspielhäuser zusammentönen, so oft Etwas gesagt wird, was wir allgemein anerkennen, und wovon wir durch unsere Beistimmung bezeugen, daß es wahr sei?

„Der Armuth mangelt Vieles, Alles fehlt dem Geiz."
„Der Geizige ist Niemand gut, am wenigsten sich selbst."

*) Der obige Sinn der Worte (ad magnificas voces excitantur) ergibt sich durch Vergleichung einer Stelle, die zu Ende des Briefes folgt (§. 34): non ut verba prisca aut ficta captemus —, sed ut profutura praecepta et magnificas voces et animosas, quae mox in rem transferantur, *s.* unt. S. 2038, z. E.

jener Zeit an verzichtete ich auf Austern und Schwämme für das ganze Leben: denn es sind nicht Speisen, sondern Leckereien, die die Gatten zum Essen nöthigen, und wie es den Essern erwünscht ist, welche mehr in sich stopfen als sie fassen können, ebenso leicht, als sie hinabgehen, wieder zurückkehren. Von jener Zeit enthalte ich mich für mein ganzes Leben der Salbe, weil der beste Geruch am Körper keiner ist. Von jener Zeit entbehrt mein Magen des Weines. Von jener Zeit meide ich für mein ganzes Leben das Bad: denn den Körper abzukochen und durch Schweiße auszusieden hielt ich für unnütz und weichlich zugleich. Das Uebrige, was ich weggeworfen, ist zurückgekehrt, so jedoch, daß ich in Dingen, in welchen ich die Enthaltung aufgegeben, Maß halte, und zwar ein der Enthaltung ziemlich nahe kommendes, welches vielleicht noch schwerer ist als diese, weil man leichter aus der Seele Etwas ausrottet als vermindert.

Weil ich begonnen habe, Dir zu erzählen, mit wie viel größerem Eifer ich als Jüngling die Bahn der Philosophie betreten habe, als ich im Alter darauf fortwandle, so will ich mich nicht scheuen, zu bekennen, welche Liebe zu Pythagoras mir Sotion*) eingeflößt hat. Er sagte mir, warum jener der thierischen Nahrung sich enthalten habe, warum später Sextius.**) Der Beweggrund für Beide war verschieden, aber beidemal ein herrlicher. „Dieser glaubte, der Mensch habe unblutige Nahrung genug, und werde an Grausamkeit gewöhnt, wenn die Zerfleischung dem Genusse diene. Er setzte bei, man müsse

*) Peripatetischer Philosoph aus Alexandria, der auch ep. 49, 2. (s. ob. S. 1591.) als Lehrer des Seneca genannt ist.

**) Vgl. ep. 59, 6. (ob. S. 1640.), 64, 2. (S. 1653.), 98, 13. (S. 1972.), *de ira III*, 36. (S. 170.), und Bähr, in Pauly's Real-*encyclop. VI, 1.* S. 1144.

den Stoff der Schwelgerei beschränken. Er zog den Schluß, daß manchfache und unsern Körpern fremde Nahrungsmittel der Gesundheit zuwider seien. Pythagoras dagegen sagte, daß Alles mit Allem verwandt sei, und daß es einen Verkehr der Seelen gebe, die von einer Gestalt zur andern übergehen. Keine Seele, wenn Du ihm glauben willst, geht unter oder ruht auch nur, mit Ausnahme der kurzen Zeit, so lange sie in einen andern Körper versetzt wird. Wir werden sehen, durch welche Wechsel der Zeiten hindurch und wann sie, nachdem sie mehrere Wohnungen durchirrt hat, in den Menschen zurückkehrt. Inzwischen flößte er den Menschen Furcht vor Verbrechen und Vatermord ein, indem sie unwissend auf die Seele des eigenen Vaters stoßen und dieselbe durch Messer oder Biß verletzen können, wenn in diesem oder jenem Körper ein verwandter Geist seine Wohnung hätte." Nachdem Sotion dieß auseinandergesetzt und durch seine Beweisgründe bekräftigt hatte, so sprach er: „glaubst Du nicht, daß die Seelen in andere und immer wieder andere Körper verwiesen werden? und daß eine Wanderung sei, was wir Tod nennen? Glaubst Du nicht, daß in diesen zahmen oder wilden oder in das Wasser versenkten Thieren eine Seele weile, die einst einem Menschen gehörte? Glaubst Du nicht, daß Nichts in dieser Welt untergehe, sondern den Ort vertausche? und daß nicht nur die Himmelskörper durch gewisse Umläufe sich bewegen, sondern auch die Thiere ihre Orte wechseln, und die Seelen im Kreise umgetrieben werden? Große Männer haben dieß geglaubt; daher verschiebe Dein Urtheil, und stelle Dich im Uebrigen auf alle Fälle sicher! Ist jener Glaube wahr, so hältst Du Dich frei von einer Schuld, wenn Du thierischer Nahrung Dich enthältst; ist er falsch, so zeigst Du Dich als mäßig. Was ist es für ein Verlust, wenn Deiner Grausamkeit ein Ende gemacht wird? Ich nehme Dir die Nahrung von Löwen und Geiern." Durch diese Reden an

jener Zeit an verzichtete ich auf Austern und Schwämme für das ganze Leben: denn es sind nicht Speisen, sondern Leckereien, die die Gatten zum Essen nöthigen, und wie es den Essern erwünscht ist, welche mehr in sich stopfen als sie fassen können, ebenso leicht, als sie hinabgehen, wieder zurückkehren. Von jener Zeit enthalte ich mich für mein ganzes Leben der Salbe, weil der beste Geruch am Körper keiner ist. Von jener Zeit entbehrt mein Magen des Weines. Von jener Zeit meide ich für mein ganzes Leben das Bad: denn den Körper abzukochen und durch Schweiße auszusieden hielt ich für unnütz und weichlich zugleich. Das Uebrige, was ich weggeworfen, ist zurückgekehrt, so jedoch, daß ich in Dingen, in welchen ich die Enthaltung aufgegeben, Maß halte, und zwar ein der Enthaltung ziemlich nahe kommendes, welches vielleicht noch schwerer ist als diese, weil man leichter aus der Seele Etwas ausrottet als vermindert.

Weil ich begonnen habe, Dir zu erzählen, mit wie viel größerem Eifer ich als Jüngling die Bahn der Philosophie betreten habe, als ich im Alter darauf fortwandle, so will ich mich nicht scheuen, zu bekennen, welche Liebe zu Pythagoras mir Sotion*) eingeflößt hat. Er sagte mir, warum jener der thierischen Nahrung sich enthalten habe, warum später Sextius.**) Der Beweggrund für Beide war verschieden, aber beidemal ein herrlicher. „Dieser glaubte, der Mensch habe unblutige Nahrung genug, und werde an Grausamkeit gewöhnt, wenn die Zerfleischung dem Genusse diene. Er setzte bei, man müsse

---

*) Peripatetischer Philosoph aus Alexandria, der auch ep. 49, 2. *(s. ob. S. 1591.)* als Lehrer des Seneca genannt ist.

**) *Vgl. ep. 59, 6.* (ob. S. 1640.), 64, 2. (S. 1653.), 98, 13. *S. 1972.), de ira* III, 36. (S. 170.), und Bähr, in Pauly's Real-*cyclop. VI, 1.* S. 1144.

bleiben wir zurück. Es drängt uns und wird gedrängt der eilende Tag. Wir werden unvermerkt fortgerissen. Alles verschieben wir auf die Zukunft, und während die Dinge sich jählings bewegen, so schleichen wir;" — sondern um zu bemerken, daß Virgil, so oft er von der Schnelligkeit der Zeit spricht, das Zeitwort fugit gebraucht.

„Jeglicher bessere Tag in der armen Sterblichen Leben
„Fliehet zuerst: es erscheint Krankheit und trauriges Alter:
„Mühsal rafft uns dahin und die Strenge des grausamen Todes." *)

Wessen Ziel die Philosophie ist, der gibt auch diesen Worten die rechte Beziehung. Niemals, sagt er, gebraucht Virgil den Ausdruck, daß die Tage gehen, sondern daß sie fliehen, weil dies die schleunigste Art des Laufens ist, und von den besten Tagen sagt er, daß sie zuerst hinweggerafft werden: was zögern wir also, uns selbst in schleunige Bewegung zu setzen, damit wir die Geschwindigkeit dessen, was am reißendsten sich bewegt, erreichen können? Das Bessere fliegt vorüber, das Schlimmere tritt an die Stelle. Wie aus einem Kruge das Lauterste zuerst ausfließt, das Schwerste aber und das Trübe sich setzt, so kommt in unserem Leben, was das Beste ist, zuerst. Daß dieses ausgeschöpft werde, geben wir lieber bei Anderen zu, um für uns den Satz zu behalten. Fest hafte jener Spruch in unserer Seele und gelte gleichsam als Orakelspruch:

„Jeglicher bessere Tag in der armen Sterblichen Leben
„Fliehet zuerst."

Warum der bessere? Weil, was zurückbleibt, unsicher ist. Warum der bessere? Weil wir als Jünglinge lernen können, weil wir die empfängliche und noch bildsame Seele auf das Bessere richten können; weil diese Zeit zu Anstrengungen geeignet ist, geeignet, um den Geist

*) *Georg. III, 66 ff.*

durch Studien in Bewegung zu ſetzen und den Körper durch Arbeiten zu üben. Was übrig iſt, das iſt träger und matter und dem Ende näher. Deßhalb wollen wir mit ganzer Seele darnach ſtreben, und alles Zerſtreuende bei Seite laſſend, auf das Eine hinarbeiten, daß wir nicht dieſe Schnelligkeit der eilenden Zeit, die wir nicht zurückhalten können, erſt gewahr werden, wenn wir zurückgeblieben ſind. Jeder erſte Tag gelte uns als der beſte und werde zu dem unſrigen gemacht. Das Fliehende muß ergriffen werden. Solche Gedanken hat derjenige nicht, welcher jenes Gedicht mit den Augen des Grammatikers lieſt, daß je der erſte Tag deßhalb der beſte ſei, weil Krankheiten nachkommen, weil das Alter auf dem Fuße folgt, und während wir noch an Jugend denken, über unſerem Haupte iſt: ſondern er ſagt, daß Virgil beſtändig „Krankheiten und Alter" zuſammen ſetze. Nicht mit Unrecht bei Gott: denn das Alter iſt eine unheilbare Krankheit. Außer dem, ſagt er, gibt er dem Alter dieſen Beinamen, er nennt es „traurig":

„es erſcheint Krankheit und trauriges Alter."

An einem andern Orte ſagt er:

„Blaß auch wohnen umher Krankheiten und trauriges Alter." *)

Du darfſt Dich nicht wundern, daß aus demſelben Stoffe ein Jeder entnimmt, was für ſeine Studien paßt. Auf derſelben Wieſe ſucht der Stier das Gras, der Hund den Haſen, der Storch die Eidechſe. Wenn hier ein Philologe, dort ein Grammatiker, dort ein Solcher, der ſich der Philoſophie widmet, das Buch von Cicero über den Staat zur Hand nimmt: ſo richtet jeder ſeine Aufmerkſamkeit anderswohin. Der Philoſophe wundert ſich, daß gegen die Gerechtigkeit ſo viel geſprochen werden konnte. Wenn der Philologe ganz das

*) *Aen. VI, 275.* Vergl. Brief 107, 3. (ob S. 2020.).

Gleiche zu lesen unternommen hat, so bemerkt er: daß es zwei römische Könige gebe, von denen der eine keinen Vater, der andere keine Mutter hat. Denn über die Mutter des Servius ist man im Zweifel. Von Ancus wird kein Vater genannt: er heißt der Enkel des Numa. Außerdem bemerkt er, daß derjenige, welchen wir Dictator nennen und in den Geschichtsbüchern so genannt finden, bei den Alten magister populi (Oberster des Volkes) geheißen habe. Heute noch findet sich dies in den Augural-Büchern, und wird dadurch bestätigt, daß der von Jenem Ernannte magister equitum (Reiter-Oberst) heißt. Ebenso bemerkt er, daß Romulus bei einer Sonnenfinsterniß umgekommen sei; daß Berufung an das Volk auch von den Königen Statt gefunden habe: dieß glauben in den Pontifikal-Büchern sowohl Andere als Festella zu finden. Hat dagegen der Grammatiker dieselben Bücher aufgeschlagen, so trägt er zuerst in seine Erklärung ein, daß Cicero die (alten) Worte reapse (d. i. reipsa), und ebenso sese (d. i. seipse) gebrauche. Dann geht er zu demjenigen über, was die Gewohnheit eines Jahrhunderts geändert hat, wie z. B. Cicero sagt: quoniam sumus ab ipsa calce ejus interpellatione revocati.*) Die Linie, welche wir jetzt in der Rennbahn creta nennen, wurde von den Alten calx genannt.

Sodann sammelt er die Verse des Ennius, und vorzüglich jene auf Africanus:

*) „Weil wir durch sein Dazwischenreden vom Ziele selbst zurück gerufen sind." Calx (oder creta) bezeichnete eine Linie, die am Ziele der Rennbahn (vgl. Plin. Hist. Nat. XXXV, 17. s. 58., ad victoriae notam, nebst Cic. Cato 23, 83. und Propert. IV, 2, 58) mit Kalk (oder Kreide) gezogen war. Da indessen die Rennbahn umkreist ward, so fiel diese Linie mit dem Ausgang zusammen und diente zugleich, um die Wagen vor der Abfarth in Fronte zu bringen (vgl. *Krause, in Pauly's Realencyclop.*, Bd. II. S. 383 f.).

Cui nemo civis neque hostis
Quivit pro factis reddere operae pretium.
(Dem weder Freund noch Feind
Bezahlen konnte ſeiner Thaten würd'gen Lohn.)

Hieraus, ſagt er, ſehe er, daß bei den Alten opera (in der Einzahl) nicht blos auxilium (Hilfe), ſondern auch opera (in der Mehrzahl, = Thaten) bezeichnet habe; denn er ſagt, weder Freund noch Feind habe können dem Scipio operae pretium reddere (den Lohn ſeiner Thaten bezahlen).

Sodann hält er ſich für glücklich, daß er gefunden, wie Virgil auf die Worte gekommen ſei:

Quem super ingens
Porta tonat coeli —
(Ueber ihm tönet
Mächtig das himmliſche Thor —)

Er ſagt, daß Ennius dies dem Homer und Virgil dem Ennius entwandt habe. Denn es finde ſich bei Cicero in eben den Büchern vom Staate folgendes Epigramm:

Si fas endo plagas coelestum ascendere cuiquam est,
Mi soli coeli maxima porta patet.
(Iſt je Einem vergönnt, zu erſteigen der Himmliſchen Räume:
Offen das himmliſche Thor ſteht mir, das mächt'ge, allein.)

Aber damit ich nicht ſelbſt, während ich auf etwas Anderes ausgehe, unvermerkt zum Philologen und Grammatiker werde, ſo erinnere ich daran, daß das Hören und Leſen der Philoſophen auf den Zweck eines ſeligen Lebens zu beziehen ſei, nicht damit wir alte oder künſtliche Worte und geſteigerte Metaphern und Redefiguren ſuchen, ſondern Vorſchriften, die uns nützlich werden mögen, und herrliche und *hochherzige* Sprüche, welche bald in die That ſollen übergeſetzt werden. *Alſo ſollen wir* Philoſophie erlernen, daß aus den Worten

erke werden. Von Niemand aber glaube ich, daß er ſich ſchlechter
n alle Sterblichen verdient mache, als wer die Philoſophie wie eine
ile Kunſt erlernt hat, und anders lebt, als er lehrt, daß man leben
üſſe. Solche Leute ſind lebendige Beiſpiele ihrer unnützen Lehre,
dem ſie von keinem der Laſter, gegen welche ſie zu Feld ziehen, frei ſind.
in Lehrer dieſer Art kann mir ebenſowenig nützen, als ein Steuermann,
r im Sturme ſeekrank wird. Das Steuer muß in den reißenden
ogen feſtgehalten, mit dem Meere ſelbſt muß gekämpft, die Segel
üſſen dem Winde entriſſen werden: was kann mich ein Lenker des
ahrzeugs helfen, der die Beſinnung verloren hat und ſpeit? Von
nem wieviel größeren Sturme, glaubſt Du, daß das Leben umher
:worfen werde, als irgend ein Fahrzeug? Nicht reden, ſondern
:uern muß man. Alles, was ſie ſagen, und womit ſie vor der Menge
rer Zuhörer prahlen, iſt fremdes Eigenthum. Plato hat dies ge-
gt, Zeno hat es geſagt und Chryſippus und Poſidonius und die
oße Schaar ſo vieler ähnlicher Männer. Wie ſie beweiſen kön-
n, daß es ihr Eigenthum ſei, das will ich Dir offenbaren: ſie
rfen nur thun, was ſie ſagen. Weil ich nun geſagt habe, was
) an Dich bringen wollte, ſo will ich jetzt Deinem Wunſch willfah-
n und die ganze von Dir angeregte Frage einem andern Briefe
weiſen, damit Du nicht an einen dornigen Gegenſtand, der mit ge-
itzten und neugierigen Ohren gehört werden muß, ermattet geheſt.

Hundertundneunter Brief.

Ob der Weiſe dem Weiſen nütze, wünſchest Du
ſen. — Wir ſagen, daß der Weiſe voll von allem Guten
Seneca. 178 Bdchn. 2

und das Höchste erreicht habe: wie nun Einer einem Solchen nützen könne, der das höchste Gut besitzt, das fragt sich. Die Guten nützen sich gegenseitig: denn sie üben die Tugenden und erhalten die Weisheit in ihrem Stande. Jeder von Beiden bedarf Einen, mit dem er sich bespreche und mit dem er Untersuchungen anstelle. Die im Ringkampf Erfahrenen üben sich an einander. *) Der Tonkünstler wird durch Denjenigen gefördert, der das Gleiche gelernt hat. Auch der Weise hat nöthig, daß seine Tugenden in Uebung erhalten werden: wie er sich nun selbst in Bewegung setzt, so wird er von einem anderen Weisen in Bewegung gesetzt. Was wird der Weise dem Weisen nützen? Er wird ihm einen Antrieb geben, und wird ihm Gelegenheiten zu edeln Handlungen aufzeigen. Außerdem wird er diese und jene Gedanken, die er gehabt hat, ihm offenbaren, und wird ihn von dem, was er gefunden hat, unterrichten. Denn immer bleibt Manches auch dem Weisen in der Ferne, was er erst noch finden muß, und worauf seine Seele ausgehen muß. Der Böse schadet dem Bösen. Er macht ihn noch schlimmer durch die Steigerung seines Zorns, **) durch die Billigung seiner Trauer, durch das Lob seiner Lüste: und dann ist der Zustand der Bösen am schlimmsten, wenn dieselben eine Menge von Lastern gemischt und alle Schlechtigkeit vereinigt haben. Umgekehrt wird also der Gute dem Guten nützen. Auf welche Weise? sagst Du. Er wird Freude in ihm erwecken, das Vertrauen in ihm bestärken. Durch den wechselseitigen Anblick ihrer Ruhe wird die Heiterkeit Beider zunehmen. Außerdem wird er ihm

*) Peritos luctandi usus exercet. Nach dem Zusammenhange ist zu usus nicht artis, sondern peritorum zu suppliren.

**) *Der Sinn* scheint die Lesart iram ejus (statt iram metus) *zu verlangen, die durch* einige Handschriften unterstützt ist.

gewisse Kenntnisse mittheilen: denn der Weise weiß nicht Alles, und wenn er auch Alles wüßte, so könnte Einer kürzere Wege ausdenken und solche aufzeigen, auf welchen die ganze Aufgabe leichter vollendet wird. Nützen wird der Weise dem Weisen nicht durch seine Kräfte, sondern durch die Kräfte dessen, dem er hilft. Auch allein gelassen kann der Weise seine Pflicht erfüllen. Er wird seine eigene Schnelligkeit gebrauchen, aber nichtsdestoweniger hilft ihm derjenige, der ihn im Laufe ermuntert. Nicht der Weise nützt dem Weisen, sondern es nützt sich Einer selbst: das merke Dir! Nimm' dem Einen die eigene Kraft, und der Andere richtet Nichts aus. Auf dieselbe Art könntest Du sagen, es sei im Honig keine Süßigkeit: denn Zunge und Gaumen des Genießenden selbst muß für das Kosten einer solchen Speise so eingerichtet sein, daß er ebenso sie schmeckt, wie sie geboten wird: denn allerdings gibt es Leute, die in Folge einer Krankheit den Honig für bitter halten. Beide müssen so beschaffen sein, daß der Eine zu nützen im Stande, und der Andere für den, der ihm nützen soll, ein geeigneter Stoff sei.

„Für Dasjenige," sagt man, was den höchsten Grad von Wärme erreicht hat, ist es überflüssig, weiter erwärmt zu werden. Und so ist Demjenigen, der bis zum höchsten Gute gelangt ist, ein Anderer, der ihm nütze, überflüssig. Verlangt ein Landmann, der mit allem Nöthigen ausgerüstet ist, von einem Andern ausgerüstet zu werden? Hat ein Soldat, der bewaffnet ist, wie es für Einen hinreicht, der in die Schlacht ziehen will, noch weiter Waffen nöthig? Ebenso wenig der Weise: denn er ist gehörig ausgerüstet für das Leben, und gehörig bewaffnet." Hierauf antworte ich: was im höchsten Grad von Wärme ist, hat noch weitere Wärme nöthig, um den Grad, den es erreicht hat, zu behalten. „Aber," sagt man, „die *Wärme erhält sich selbst.*" Für's Erste ist ein großer Unterschi-

2*

zwiſchen dem, was verglichen wird: denn die Wärme iſt einfach, das Nützen aber mannichfaltig. Sodann hilft der Wärme die Hinzufügung von Wärme nicht, daß ſie warm werde. Der Weiſe kann nicht in der Verfaſſung ſeiner Seele beharren, wenn er nicht einige Freunde zuläßt, die ihm ähnlich ſind, und denen er ſeine Tugenden mittheilen kann. Nimm' hinzu, daß eine Freundſchaft zwiſchen allen Tugenden beſteht. Derjenige nützt alſo, der die Tugenden eines Anderen, die den ſeinigen gleich ſind, liebt, und die ſeinigen wiederum zu lieben gibt. Was ähnlich iſt, macht Freude, zumal wenn es edel iſt und Beifall zu geben und ſelbſt zu gewinnen weiß. Außerdem iſt kein Anderer geſchickt, auf die Seele eines Weiſen zu wirken, als ein Weiſer, ſowie auf einen Menſchen kein Anderer auf vernünftige Weiſe wirken kann, als ein Menſch. Wie alſo Vernunft nöthig iſt, um auf Vernunft zu wirken, ſo iſt vollkommene Vernunft nöthig, um auf vollkommene Vernunft zu wirken. Man ſagt zwar auch von Denjenigen, daß ſie nützen, durch welche uns Mittelding zu Theil werden, wie Geld, Gunſt, geſicherte Lage, und Anderes, was für das praktiſche Leben von Werth oder nöthig iſt: in dieſen Dingen wird man auch von dem Thoren ſagen, daß derſelbe dem Weiſen nütze. Nützen aber heißt, der Natur gemäß auf die Seele wirken, ſowohl durch eigene Kraft, als durch die Kraft deſſen, auf den man wirkt. Dieß wird nicht ohne Vortheil für Denjenigen ſelbſt, welcher nützt, geſchehen; denn durch Uebung der fremden Kraft muß er nothwendig auch die ſeinige üben. Allein um Solches bei Seite zu laſſen, was entweder zu den höchſten Gütern gehört oder dieſe hervorbringt, ſo können die Weiſen nichts deſto weniger ſich gegenſeitig nützen. Denn einen Weiſen zu finden, iſt dem Weiſen an ſich etwas Wünſchenswerthes: *weil alles Gute von Natur dem Guten werthvoll iſt, und folglich ein Jeder ſich mit dem Guten gleichwie mit ſich ſelbſt befreundet.*

Es iſt um der Sache willen nöthig, von dieſer Frage zu einer anderen überzugehen. Es fragt ſich nämlich, ob der Weiſe eine Berathſchlagung anſtellen, und ob er zum Rathe einen Andern herbeirufen werde. Dieß muß er nothwendig thun, wenn es um dieſe bürgerlichen, häuslichen und ſo zu ſagen ſterblichen Dinge ſich handelt. In dieſen bedarf er fremden Rath ſo gewiß als einen Arzt, einen Steuermann, einen Anwalt und Ordner des Prozeſſes. Der Weiſe wird alſo dem Weiſen in manchen Fällen nützen: denn er wird ihn berathen. Allein auch in jenen großen und göttlichen Angelegenheiten wird er ihm, wie wir ſagten, durch gemeinſames Ueben des Guten und durch die Vereinigung der Seelen und Gedanken nützlich ſein. Außerdem iſt es der Natur gemäß, auch die Freunde zu umfaſſen, und am Thun ſeiner Freunde wie am eigenen Thun ſich zu erfreuen. Denn wenn wir es nicht ſo machen, ſo wird uns auch die Tugend nicht bleiben, die durch Umgang erſtarkt.*) Die Tugend aber mahnt uns, die Gegenwart wohl anzuwenden, für die Zukunft zu ſorgen, zu Rathe zu gehen und die Geiſteskraft anzuſtrengen: leichter wird Derjenige ſich anſtrengen und das Schwere überwinden, welcher Jemand ſich zugeſellt. Er ſucht daher entweder einen vollkommenen Mann, oder einen ſolchen, welcher fortſchreitet und der Vollkommenheit nahe iſt. Nützen aber wird ihm der Vollkommene, wenn er die Berathung durch Mittheilung ſeiner Einſicht fördert. Man ſagt, daß die Menſchen in fremder Sache mehr als in eigener ſehen: ſo geht es den Leuten, die die Liebe zu ſich ſelbſt verblendet, und welchen die Furcht bei Gefahren die Einſicht in das,

*) Die Worte exercendo se (quae ex. se usu valet) ſcheinen uns mit *Schweighäuſer* aus einem alten Scholion (welches jedoch *den Sinn verfehlte*) eingeſchlichen.

was vortheilhaft ist, benimmt. Ein solcher wird anfangen klug zu sein, wenn er sicher ist und nicht mehr zu fürchten hat. Aber nichts destoweniger gibt es Einiges, was auch Weise schärfer an einem Andern als an sich selber sehen. Ueberdieß wird der Weise dem Weisen jene süße und edle Uebereinstimmung im Wollen und Nichtwollen gewähren: am gleichen Joche wird er das edle Werk vollführen.

Ich habe gelöst, was Du gefordert, obgleich es in die Reihe der Gegenstände gehörte, die wir in den „Büchern der Moralphilosophie" umfassen. Bedenke, was ich Dir oft zu sagen pflege, daß in solcherlei Dingen nichts Anderes als der Scharfsinn geübt wird. So oft kehre ich zu der Frage zurück: „was nützt mich dieß? macht es mich tapferer, gerechter, mäßiger? Noch ist es nicht Zeit zu Uebungen: noch bedarf ich eines Arztes. Was verlangst Du von mir eine unnütze Wissenschaft? Du hast Großes verheißen: ich sehe Kleines. Du sagtest, ich würde unerschrocken sein, auch wenn Schwerter um mich blitzten, auch wenn die Spitze des Degens die Kehle berührte. Du sagtest, ich würde unbesorgt sein, auch wenn Feuerbrände um mich loderten, auch wenn ein plötzlicher Wirbelwind mein Schiff auf dem ganzen Meere umherwürfe. Dazu verhilf mir inzwischen, daß die Lust und der Ruhm von mir verachtet werde: nachher erst magst Du mich lehren, Verwickeltes aufzulösen, Zweideutiges zu unterscheiden, Unklares zu durchschauen: jetzt aber lehre mich, was nöthig ist!"

Hundertundzehnter Brief.

Jedem ſind die Götter gnädig, der mit ſich ſelbſt verſöhnt iſt. Vor jeder eitlen Sorge bewahrt aber die Philoſophie, die nicht nur das Ueberflüſſige, ſondern ſelbſt das Nothwendige verachten lehrt.

Von meinem Nomentanum aus grüße ich Dich und wünſche Dir guten Muth, das heißt die Gunſt aller Götter: welche Jedem gnädig und hold ſind, der mit ſich ſelbſt verſöhnt iſt. Lege für jetzt bei Seite, was Einige annehmen: daß Jedem von uns ein Gott zum Führer gegeben werde, keiner von den vornehmen zwar, ſondern einer von niederer Gattung, aus der Zahl Derjenigen, welche bei Ovid de plebe Dei (Götter aus dem Volke)*) heißen. Doch wünſche ich, Du legeſt dieß alſo bei Seite, daß Du Dich erinnerſt, unſere Vorfahren, welche dieß glaubten, ſeien Stoiker geweſen: denn dieſe gaben Jedem einen Genius und eine Juno. Nachher wollen wir ſehen, ob die Götter ſo viel Zeit haben, daß ſie um die Angelegenheiten der Einzelnen ſich bekümmern. Inzwiſchen ſollſt Du ſo viel wiſſen: mögen wir einem Gotte zugetheilt, oder mögen wir verſäumt und dem Zufall überlaſſen ſein, ſo könneſt Du Keinem etwas Härteres anwünſchen, als wenn Du ihm anwünſcheſt, daß er ſich ſelbſt zürne. Du haſt aber keinen Grund, daß Du Einem, den Du für ſtrafwürdig hältſt, die Götter zu Feinden wünſcheſt: denn er hat ſie zu Feinden, ſage ich, auch wenn ihre Gunſt ihn hervorzuziehen ſcheint. Steh' Dir die Sache genau an, und ſchaue zu, was unſere Schickſale ſeien, nicht wie ſie heißen: ſo wirſt Du finden, daß mehrere Uebel zu unſerem

*) *Metamorph.* I, 595.

Glücke als zu unſerem Unglücke dienen. Denn wie oft war die Urſache und der Anfang des Glückes, was ein Unglück hieß? Wie oft hat ein Begegniß, das mit großem Glückwünſchen aufgenommen wurde, ſich eine Stufe zum Abgrund gebaut, und Einen, der ſchon emporragte, noch höher gehoben, als es er noch da ſtände, wo das Fallen keine Gefahr bringt? Allein das Fallen ſelbſt hat gar nichts Schlimmes an ſich, wenn Du auf den Ausgang ſiehſt, über welchen hinaus die Natur Keinen zu Fall bringt. Nahe iſt das Ende aller Dinge: kurz iſt, ſage ich, die Bahn, aus welcher der Glückliche ausgeſtoßen und der Unglückliche entlaſſen wird. Wir dehnen beide Bahnen aus und machen ſie lang durch Furcht und Hoffnung. Wenn Du aber weiſe biſt, ſo miß Alles nach menſchlichem Verhältniß, und ziehe zugleich, was Dich erfreut und was Du fürchteſt, zuſammen! Es gewährt aber ſo großen Nutzen, über Nichts ſich lange zu freuen, um vor Nichts ſich lange zu fürchten.

Allein warum ziehe ich dem Uebel jene Grenzen? Es iſt kein Grund, daß Du irgend Etwas für furchtbar halteſt. Eitel ſind jene Befürchtungen, die uns in Unruhe ſetzen und außer uns bringen. Keiner von uns hat die Wahrheit ergründet, ſondern Einer hat dem Andern die Furcht überliefert. Keiner hat gewagt, zu dem, was ihn beunruhigte, heranzutreten, und das Wahre und das Gute von dem, was er fürchtet, kennen zu lernen. Darum wird etwas Falſches und Eitles noch geglaubt, weil es nicht widerlegt wird. Halten wir es der Mühe werth, die Augen anzuſtrengen: bald wird ſich zeigen, wie kurz, wie ungewiß, wie gefahrlos iſt, was wir fürchten. Eine ſolche Verwirrung unſerer Seelen findet Statt, wie Serenus meinte:*)

„Denn wie die Kinder erſtarren und Alles fürchten im Dunkeln,
„Alſo fürchten auch wir uns im hellen Lichte des Tages.“

*) De rer. nat. II, 54 f.

Wie nun? Sind wir nicht thörichter als jeder Knabe, die wir uns im Lichte fürchten? Allein es ist falsch, o Lucretius! Wir fürchten uns nicht im Lichte: Alles haben wir zur Finsterniß gemacht. Wir gewahren Nichts, weder was uns schaden, noch was uns nützen könnte. Unser Leben lang rennen wir an, und halten doch nicht inne oder setzen den Fuß mit größerer Vorsicht. Du siehst aber, was für eine tolle Sache es um die Hitze in der Finsterniß ist. Allein wir gehen wahrhaftig darauf aus, daß wir recht weit zurückgerufen werden müssen: und während wir nicht wissen, wohin wir verschlagen werden, so beharren wir doch darauf, dahin zu eilen, wohin wir die Richtung genommen. Allein es kann Tag werden, wenn wir nur wollen.

Nur auf Eine Weise aber kann dieß geschehen, wenn Einer diese Wissenschaft des Menschlichen und Göttlichen in sich aufnimmt; wenn er sich nicht oberflächlich von ihr berühren, sondern sich von ihr durchdringen läßt, wenn er dasselbe, obgleich er es kennt, von Neuem vornimmt und oft auf sich anwendet; wenn er untersucht, was Güter und was Uebel seien, und welchen Dingen dieser Name fälschlich beigelegt sei; wenn er über das Edle, das Schändliche, über die Vorsehung Untersuchungen anstellt. Und der menschliche Forschungsgeist bleibt nicht in diesen Grenzen stehen: er verlangt auch über die Welt hinauszuschauen, wohin sie geht, wovon sie ausgegangen, zu welchem Ziele solche Schnelligkeit der Dinge eile. Von dieser göttlichen Betrachtung haben wir die Seele abgelenkt und in ein schmutziges und niedriges Gebiet gezogen, damit sie dem Geize fröhne, und die Welt und ihre Grenzen und ihre Alles bewegenden Gebieter verlassend, die Erde ausspüre, und suche, welches Uebel sie aus derselben ausgrabe, nicht zufrieden mit denen, die von Außen entgegenkommen. Was uns zum Guten dienen sollte, hat unser Gott und Vater in unsere *nächste Nähe gesetzt*. Er hat nicht auf unser Suchen darnach gewar

Glücke als zu unſerem Unglücke dienen. Denn wie oft war die Urſache und der Anfang des Glückes, was ein Unglück hieß? Wie oft hat ein Begegniß, das mit großem Glückwünſchen aufgenommen wurde, ſich eine Stufe zum Abgrund gebaut, und Einen, der ſchon emporragte, noch höher gehoben, als ob er noch da ſtünde, wo das Fallen keine Gefahr bringt? Allein das Fallen ſelbſt hat gar nichts Schlimmes an ſich, wenn Du auf den Ausgang ſiehſt, über welchen hinaus die Natur Keinen zu Fall bringt. Nahe iſt das Ende aller Dinge: kurz iſt, ſage ich, die Bahn, aus welcher der Glückliche ausgeſtoßen und der Unglückliche entlaſſen wird. Wir dehnen beide Bahnen aus und machen ſie lang durch Furcht und Hoffnung. Wenn Du aber weiſe biſt, ſo miß Alles nach menſchlichem Verhältniß, und ziehe zugleich, was Dich erfreut und was Du fürchteſt, zuſammen! Es gewährt aber ſo großen Nutzen, über Nichts ſich lange zu freuen, um vor Nichts ſich lange zu fürchten.

Allein warum ziehe ich dem Uebel jene Grenzen? Es iſt kein Grund, daß Du irgend Etwas für furchtbar halteſt. Eitel ſind jene Befürchtungen, die uns in Unruhe ſetzen und außer uns bringen. Keiner von uns hat die Wahrheit ergründet, ſondern Einer hat dem Andern die Furcht überliefert. Keiner hat gewagt, zu dem, was ihn beunruhigte, heranzutreten, und das Weſen und das Gute von dem, was er fürchtet, kennen zu lernen. Darum wird etwas Falſches und Eitles noch geglaubt, weil es nicht widerlegt wird. Halten wir es der Mühe werth, die Augen anzuſtrengen: bald wird ſich zeigen, wie kurz, wie ungewiß, wie gefahrlos iſt, was wir fürchten. Eine ſolche Verwirrung unſerer Seelen findet Statt, wie Lucretius meinte: *)

„Denn wie die Kinder erzittern und Alles fürchten im Finſtern,
„Alſo fürchten auch wir uns im hellen Lichte des Tages."

*) *De rer. nat.* II, 54 f.

Wie nun? Sind wir nicht thörichter als jeder Knabe, die wir uns im Lichte fürchten? Allein es iſt falſch, o Lucretius! Wir fürchten uns nicht im Lichte: Alles haben wir zur Finſterniß gemacht. Wir gewahren Nichts, weder was uns ſchaden, noch was uns nützen könnte. Unſer Leben lang rennen wir an, und halten doch nicht inne oder ſetzen den Fuß mit größerer Vorſicht. Du ſiehſt aber, was für eine tolle Sache es um die Hitze in der Finſterniß iſt. Allein wir gehen wahrhaftig darauf aus, daß wir recht weit zurückgerufen werden müſſen: und während wir nicht wiſſen, wohin wir verſchlagen werden, ſo beharren wir doch darauf, dahin zu eilen, wohin wir die Richtung genommen. Allein es kann Tag werden, wenn wir nur wollen.

Nur auf Eine Weiſe aber kann dieß geſchehen, wenn Einer dieſe Wiſſenſchaft des Menſchlichen und Göttlichen in ſich anfnimmt; wenn er ſich nicht oberflächlich von ihr berühren, ſondern ſich von ihr durchdringen läßt, wenn er daſſelbe, obgleich er es kennt, von Neuem vornimmt und oft auf ſich anwendet; wenn er unterſucht, was Güter und was Uebel ſeien, und welchen Dingen dieſer Name fälſchlich beigelegt ſei; wenn er über das Edle, das Schändliche, über die Vorſehung Unterſuchungen anſtellt. Und der menſchliche Forſchungsgeiſt bleibt nicht in dieſen Grenzen ſtehen: er verlangt auch über die Welt hinauszuſchauen, wohin ſie geht, wovon ſie ausgegangen, zu welchem Ziele ſolche Schnelligkeit der Dinge eile. Von dieſer göttlichen Betrachtung haben wir die Seele abgelenkt und in ein ſchmutziges und niedriges Gebiet gezogen, damit ſie dem Geize fröhne, und die Welt und ihre Grenzen und ihre Alles bewegenden Gebieter verlaſſend, die Erde ausſpüre, und ſuche, welches Uebel ſie aus derſelben ausgrabe, nicht zufrieden mit denen, die von Außen entgegenkommen. Was uns zum Guten dienen ſollte, hat unſer Gott und Vater in unſere *nächſte Nähe geſetzt.* Er hat nicht auf unſer Suchen darnach gewa

ket, und hat es von ſelbſt gegeben: was uns ſchaden ſollte, hat er tief hinabgedrückt. Nur über uns ſelbſt können wir uns beklagen: wir haben dasjenige, was uns zum Verderben gereichen ſollte, wider den Willen der Natur, die es vor uns verbarg, hervorgeholt. Wir haben unſere Seele der Luſt geweiht, welcher nachzugeben der Anfang aller Uebel iſt. Wir haben ſie dem Ehrgeiz und dem Ruhme und andern ebenſo eiteln und leeren Dingen überliefert. Was ermahne ich Dich alſo jetzt zu thun? Nichts Neues: denn für keine neuen Uebel werden Heilmittel geſucht; ſondern dieß zuerſt, daß Du bei Dir ſelbſt unterſucheſt, was nothwendig und was überflüſſig ſei. Das Nothwendige wird Dir überall entgegenkommen: das Ueberflüßige mußt Du immer und mit aller Anſtrengung ſuchen. Du haſt aber keine Urſache, Dich ſehr zu loben, wenn Du goldene Bettſtellen und mit Edelſteinen beſetztes Geräthe verachteſt: denn was für eine Tugend iſt es, Ueberflüſſiges zu verachten? Dann bewundere Dich, wenn Du das Nothwendige verachteſt. Damit thuſt Du nichts Großes, daß Du ohne einen rechten Prunk zu leben im Stande biſt, daß Du nicht nach tauſendpfündigen Ebern, noch Zungen von Phönikoptern (Rothfedern) noch anderen Seltenheiten einer Schwelgerei Verlangen trägſt, die bereits ganze Thiere verſchmäht, und gewiſſe Glieder von einzelnen ausliest. Dann werde ich Dich bewundern, wenn Du auch das geringſte Brod nicht verachteſt, wenn Du denkſt, daß Gras, wo es nöthig iſt, nicht blos für das Vieh, ſondern auch für den Menſchen wachſe; wenn Du weißt, daß die Spitzen vom Laube der Bäume*) den Magen füllen können, in welchen wir ſo Koſtbares zuſammentragen, als ob er das Empfangene bei ſich behielte. Ohne ekle Auswahl muß er gefüllt

*) Wie der Cyniker Diogenes ſie aß; vgl. Aelian. Var. Hist. XIII, 25.

werden: denn was kommt darauf an, was er empfängt, da er Alles, was er empfängt, verlieren muß? Es ergötzt Dich, aufgestellt zu ſehen, was in Land und Meer gefangen wird, das Eine deſto angenehmer, wenn es friſch auf die Tafel gebracht wird, das Andere, wenn es lange gemäſtet, und genöthigt fett zu werden, ſchmilzt, und kaum ſein Fett zuſammenhalten kann. Es ergötzt Dich der künſtlich hervorgebrachte Glanz dieſer Dinge. Aber wahrlich, wenn dieſe ſorgfältig aufgeſpürten und auf allerlei Weiſe zugerichteten Speiſen in den Leib gekommen ſind, ſo wird Eine und dieſelbe Häßlichkeit ſich über ſie verbreiten. Willſt Du die Wolluſt der Speiſen verachten? Siehe ihren Abgang! Ich erinnere mich, daß Attalus unter großer Bewunderung aller Zuhörer alſo ſprach: „Lange,“ ſagte er, „täuſchte mich der Reichthum; ich ſtaunte, wenn ich Etwas von ihm an dieſem oder jenem Orte hatte glänzen ſehen. Ich glaubte, das Verborgene ſei Demjenigen ähnlich, was gezeigt werde. Aber einſt bei einem Aufzug ſah ich allen in der Stadt vorhandenen Reichthum an Bildwerk in Gold und Silber und in Stoffen, die den Werth von Gold und Silber hinter ſich gelaſſen haben, ausgeſuchte Farben und Zeuge, die nicht nur jenſeits unſerer, ſondern jenſeits der feindlichen Grenzen geholt ſind, hier die Schaaren von Knaben, ausgezeichnet durch Putz und Geſtalt, dort die Schaaren von Frauen, und Anderes, was das Glück des größten Reiches, ſeine Beſitzungen muſternd, hervorgeholt hatte. Was heißt das Anderes, ſagte ich, als die Begierden der Menſchen reizen, die an ſich ſchon rege ſind? Was ſoll dieſes Geldgepränge? Um die Habſucht zu lernen, ſind wir zuſammengekommen. Aber bei Gott, ich nehme weniger Begierde mit fort, als ich mitgebracht. Ich verachtete den Reichthum, nicht weil er überfluſſig, ſondern weil er ärmlich iſt. Haſt Du geſehen, wie innerhalb *weniger Stunden jener* Zug, obwohl langſam und in Ordnung,

überging? Das soll unser ganzes Leben einnehmen, was einen ganzen Tag nicht einnehmen konnte? Auch dieß kam dazu: der Reichthum schien mir den Besitzern so überflüssig, als er es den Beschauern war. Das sage ich also mir selbst, so oft etwas Aehnliches meine Augen blendet, so oft mir ein glänzendes Haus, eine geputzte Schaar von Sklaven, eine von schönen Dienern getragene Sänfte entgegentritt: was wunderst Du Dich? was staunst Du? Es ist Gepränge. Diese Dinge werden gezeigt, nicht besessen, und gehen vorüber, indem sie gefallen. Wende Dich vielmehr zu wahrem Reichthum! Lerne mit Wenigem zufrieden sein, und rufe groß und muthvoll das Wort aus: „Wir haben Wasser, wir haben Brod! Mit Jupiter selbst wollen wir im Glücke es aufnehmen!“ Das wollen wir, ich bitte Dich, auch wenn Jenes uns fehlt. Es ist schimpflich, ein glückliches Leben in Gold und Silber zu setzen, und ebenso schimpflich in Wasser und Brod. Was soll ich also thun, wenn ich dieß nicht habe? Du fragst, was das Mittel gegen den Mangel sei? Den Hunger endigt der Hunger. Im Uebrigen, was liegt daran, ob Dasjenige groß oder klein sei, was Dich Sklave zu sein nöthigt? Was kommt darauf an, wie wenig es sei, was das Schicksal Dir verweigern kann? Dieses Wasser und Brod selbst gehört zu dem, was von fremder Entscheidung abhängt: frei aber ist nicht Derjenige, über den das Schicksal wenig, sondern über den es gar Nichts vermag. So ist es: Du mußt Nichts bedürfen, wenn Du Jupiter herausfordern willst, der Nichts bedarf.“ So sprach Attalus zu uns: die Natur hat so zu Allen gesprochen. Willst Du dieß fleißig bedenken, so wirst Du dahin gelangen, daß Du glücklich seist, nicht scheinest, und daß Du es Dir, nicht Andern zu sein scheinest.

Hundertundeilfter Brief.

Die Sophiſtik und die Philoſophie.

Wie die Sophismata lateiniſch genannt werden, haſt Du mich gefragt. Viele haben verſucht, ihnen einen Namen beizulegen, aber keiner hatte Beſtand: natürlich, weil die Sache ſelbſt von uns nicht aufgenommen wurde und nicht in Gebrauch war, ſo widerſtrebte man auch dem Namen. Der beſte ſcheint mir jedoch, den Cicero gebrauchte: er nennt ſie cavillationes (verfängliche Reden). Wer mit dieſen ſich abgibt, der ſchlingt zwar allerhand liſtige kleine Fragen, allein für das Leben gewinnt er Nichts: er wird weder tapferer, noch mächtiger, noch erhabener. Derjenige dagegen, der, um ſich zu beſſern, die Philoſophie getrieben, wird groß am Geiſte, voll Vertrauen, unüberwindlich, und größer, je näher man ihm tritt. Wie es mit großen Bergen geht, deren Höhe, von Ferne geſehen, weniger in das Auge fällt, während beim Herantreten erſt ſich zeigt, in welcher Höhe der Gipfel ſei: ebenſo, mein Lucilius, mit dem ächten und nicht in Kunſtſtücken, ſondern in Thaten ſich bewährenden Philoſophen. In der Höhe ſteht er, bewundernswerth, erhaben, von wahrer Größe. Er erhöht ſeine Sohlen nicht und geht nicht auf den Spitzen der Zehen, nach der Weiſe Derjenigen, welche durch Lüge ihrem Wuchſe zu Hülfe kommen und größer ſcheinen wollen als ſie ſind: er iſt zufrieden mit ſeiner Größe. Warum ſollte er nicht mit einer Höhe zufrieden ſein, bis zu welcher die Hand des Schickſals nicht reicht? Er iſt alſo erhaben über das Menſchliche, und ſich ſelbſt gleich bei jedem Stande der Dinge, mag das Leben in günſtigem Fluſſe ſich bewegen, oder unter Hemmniſſen und Schwierigkeiten hin und her wogen. Dieſe Stetigkeit können jene verfänglichen Reden, von welchen

kurz zuvor sprach, nicht gewähren. Der Geist spielt mit ihnen, ohne durch sie gefördert zu werden, und zieht die Philosophie von ihrer Höhe auf den ebenen Boden herab. Gleichwohl möchte ich Dich nicht abhalten, solche Beschäftigungen zuweilen vorzunehmen, aber dann nur, wenn Du Dich mit Nichts beschäftigen willst. Das Schlimme jedoch haben sie an sich, daß sie auf gewisse Weise sich angenehm machen, und indem sie den Geist durch den Schein der Scharfsinnigkeit täuschen, ihn fesseln und aufhalten, während eine solche Masse von Dingen ihn ruft, und während kaum das ganze Leben hinreicht, um das Eine zu lernen, das Leben zu verachten. Nicht es zu regieren? sagst Du; dieß ist die zweite Aufgabe: denn Niemand regiert das Leben gut, der es nicht verachtet.

Hundertundzwölfter Brief.

Ein alter Sünder ist schwer zu bessern.

Ich wünsche in der That, daß Dein Freund gebildet und unterwiesen werde, wie Du verlangst: aber er faßt sich sehr hart an, oder vielmehr, was schlimmer ist, sehr weich, und durch die üble und lange Gewohnheit geschwächt. Ich will Dir aus unserer Kunst ein Beispiel geben. Nicht jede Rebe erträgt das Propfen: wenn sie alt und abgezehrt, schwach und dünn ist, so wird sie entweder das Propfreis nicht annehmen, oder nicht nähren und sich nicht aneignen, und nicht in die Beschaffenheit und Natur desselben übergehen. Darum pflegen wir sie über der Erde anzuschneiden, damit, wenn der Erfolg nicht entspricht, man das Glück zum zweiten Male versuchen, und sie noch einmal angreifen und unter der Erde propfen kann. Derjenige, wel-

welchem Du mir schreibst, und den Du mir empfiehlst, hat keine Kräfte: er hat sich den Lastern hingegeben, und ist zugleich verwelkt und verhärtet. Er kann die Vernunft nicht annehmen, kann sie nicht nähren. Allein er wünscht es selbst. Das glaub' ihm nicht! Ich sage nicht, er lüge Dir: er meint, daß er es wünsche. Die Schwelgerei hat ihm übel gemacht: bald wird er sich wieder mit ihr versöhnen. Allein er sagt, er ärgere sich über seinem Leben. Ich will es nicht leugnen: denn wer ärgert sich nicht? Die Menschen lieben zugleich und hassen ihr Leben. Dann also wollen wir unsere Stimme über ihn geben, wenn er uns die Ueberzeugung beigebracht, daß ihm die Schwelgerei sogar verhaßt sei: jetzt besteht nur Verdruß zwischen beiden.

Hundertunddreizehnter Brief.

Lehre der Stoiker, daß die Tugenden lebende Wesen seien. Nutzlosigkeit solcher Fragen für die wahren Zwecke der Philosophie.

Du verlangst, daß ich Dir schreiben soll, was ich über die bei den Unsrigen vielbesprochene Frage denke: ob die Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit und die übrigen Tugenden lebende Wesen seien? Durch solche Spitzfindigkeit haben wir es dahin gebracht, mein theurer Lucilius, daß wir unter eiteln Spielen unsern Geist zu üben und durch nutzlose Verhandlungen die Zeit zu vertreiben glauben. Ich will thun, was Du verlangst, und die Meinung der Unsrigen und *einander setzen*. Allein ich gestehe, daß ich anderer Ansicht bin.

denke, gewiſſe Dinge ſchicken ſich für Leute, welche griechiſchen Schuh und Mantel tragen.

Was alſo die alten Philoſophen in dieſer Frage geleitet hat, das will ich Dir ſagen. Es iſt unbeſtritten, daß die Seele ein lebendes Weſen ſei (animum animal esse), da ſie bewirkt, daß wir lebende Weſen ſind, und da von ihr die lebenden Weſen (animalia) ihren Namen tragen. Die Tugend aber iſt nichts Anderes als die Seele in einer gewiſſen Verfaſſung: alſo iſt ſie ein lebendes Weſen. Sodann: die Tugend wirkt Etwas. Gewirkt aber kann Nichts werden ohne einen Trieb: wenn ſie einen Trieb hat, den nur ein lebendes Weſen hat, ſo iſt ſie ein lebendes Weſen. Wenn die Tugend ein ſolches iſt, wird eingewendet, ſo beſitzt ſie ſelbſt Tugend. Warum ſollte ſie nicht ſich ſelbſt beſitzen? Wie der Weiſe Alles durch die Tugend thut, alſo die Tugend durch ſich. Demnach, ſagen die Gegner, ſind auch alle Künſte lebende Weſen, und Alles was wir denken und im Geiſte umfaſſen. Es folgt, daß viele tauſend lebende Weſen in dieſer engen Bruſt wohnen, und daß wir einzelne Menſchen viele lebende Weſen ſeien oder viele ſolche haben. Du fragſt, was hierauf geantwortet werde? Jedes einzelne von jenen Dingen wird ein lebendes Weſen ſein, allein es werden nicht viele lebende Weſen ſein. Wie iſt das möglich? Ich will es Dir ſagen, wenn Du mir Deinen Scharfſinn und Deine Aufmerkſamkeit zuwendeſt. Jedes einzelne lebende Weſen muß eine beſondere Subſtanz haben. Jene Alle haben Eine Seele: folglich können ſie einzelne lebende Weſen ſein, aber viele können es nicht ſein. Ich bin ſowohl ein lebendes Weſen als ein Menſch, und doch wirſt Du nicht ſagen, es ſeien zwei. Warum? Weil Zwei getrennt ſein müſſen; getrennt ſage ich: der Eine muß *vom Andern abgeſondert* ſein, damit es zwei ſeien. Was in Einem *vielfältig iſt, das fällt* unter Eine Natur, und iſt deßhalb nur Eines.

Sowohl meine Seele ist ein lebendes Wesen als ich: und gleichwo sind wir nicht Zwei. Warum? Weil die Seele ein Theil von m ist. Dann mag Etwas für sich gezählt werden, wenn es für sich be steht: wenn es aber ein Glied eines Andern ist, so kann es nicht für etwas Anderes angesehen werden. Warum? Ich will Dir's sagen: weil, was ein Andres ist, sein eigen und ganz und in sich vollendet sein muß.

Ich habe bekannt, daß ich anderer Ansicht sei. Denn nicht nur die Tugenden werden lebende Wesen sein, wenn dieß angenommen wird, sondern auch die ihnen entgegengesetzten Laster und Affekte, wie der Zorn, die Furcht, die Traurigkeit, der Argwohn. Noch weiter wird jene Annahme führen: alle Meinungen, alle Gedanken werden lebende Wesen sein, was auf keine Weise angenommen werden kann. Denn nicht Alles, was vom Menschen geschieht, ist Mensch. Was ist die Gerechtigkeit? sagt man. Die Seele in einer gewissen Verfassung. Wenn daher die Seele ein lebendes Wesen ist, so ist es auch die Gerechtigkeit. Keineswegs: denn diese ist eine gewisse Beschaffenheit und eine gewisse Kraft der Seele. Dieselbe Seele wandelt sich in verschiedene Formen, und ist nicht so oft ein anderes lebendes Wesen, als sie etwas Anderes thut. Auch ist nicht Das, was von der Seele geschieht, ein lebendes Wesen. Wenn die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die übrigen Tugenden lebende Wesen sind: warten sie von Zeit zu Zeit auf, es zu sein, um wieder anzufangen, oder sind sie es immer? Die Tugenden können nicht aufhören. Also finden sich viele, ja unzählige lebende Wesen in dieser Seele auf. Sind nicht viele, sagt man, weil sie an Eines geknüpft und Theile oder Glieder von Einem sind. Auf dieselbe Weise stellen wir uns das *Aussehen der Seele* vor, wie das der Hyder, welche viele *Häupter hat, von denen jeder für sich kämpft und für sich schadet*

Aber keiner von jenen Köpfen iſt ein lebendes Weſen, ſondern der Kopf eines lebenden Weſens; im Uebrigen iſt ſie ſelbſt ein einziges lebendes Weſen. Niemand hat behauptet, daß an der Chimära der Löwe oder der Drache ein lebendes Weſen ſei. Dieſelben waren ihre Theile: die Theile aber ſind nicht lebende Weſen.

Woraus ſchließeſt Du, daß die Gerechtigkeit ein lebendes Weſen ſei? Sie wirkt Etwas, ſagt man, und nützt: was aber Etwas wirkt und nützt, das hat einen Trieb: was aber einen Trieb hat, das iſt ein lebendes Weſen. Es iſt wahr, wenn es ſeinen eigenen Trieb hat: es hat aber nicht ſeinen eigenen Trieb, ſondern den der Seele. Jedes lebende Weſen, bis es ſtirbt, iſt dasjenige, was es von Anfang war: der Menſch, bis er ſtirbt, iſt Menſch, das Pferd Pferd, der Hund Hund: es kann keines in ein anderes übergehen. Die Gerechtigkeit, das heißt die Seele in einer gewiſſer Verfaſſung, iſt ein lebendes Weſen. Nehmen wir es an. Sodann iſt ein lebendes Weſen die Tapferkeit, das heißt die Seele in einer gewiſſen Verfaſſung. Welche Seele? Diejenige, welche eben Gerechtigkeit war? Sie wird in dem früheren lebenden Weſen feſtgehalten, und kann nicht in ein anderes übergehen: in demjenigen, in welchem ſie angefangen hat zuerſt zu ſein, muß ſie beharren. Außerdem kann Eine Seele nicht zweien lebenden Weſen angehören, viel weniger mehreren. Wenn die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Mäßigung und die übrigen Tugenden lebende Weſen ſind, wie können ſie Eine Seele haben? Eine jede muß ihre beſondere haben, oder ſind ſie nicht lebende Weſen. Es kann nicht Einen Körper für mehrere lebende Weſen geben: das geſtehen ſie ſelbſt zu. Was iſt der Körper der Gerechtigkeit? Die Seele. Was iſt aber der Körper der Tapferkeit? Dieſelbe Seele. Aber Ein Körper kann nicht zweien lebenden Weſen angehören. Wenn dieſelbe Seele, ſagt man, nimmt die Beſchaffenheit der Ge-

rechtigkeit und der Tapferkeit und der Mäßigkeit an. Dieß könnte geschehen, wenn zu der Zeit, in welcher die Gerechtigkeit wäre, die Tapferkeit nicht wäre, zu der Zeit, in welcher die Tapferkeit wäre, die Mäßigkeit nicht wäre. Nun aber sind alle Tugenden zugleich. Wie können also die einzelnen lebende Wesen sein, da es Eine Seele ist, welche mehr als Ein lebendes Wesen nicht ausmachen kann? Endlich ist kein lebendes Wesen Theil eines andern. Die Gerechtigkeit aber ist ein Theil der Seele: folglich ist sie kein lebendes Wesen.

Es scheint mir, ich verschwende die Mühe in einer außer allem Zweifel stehenden Sache. Man sollte mehr darüber unwillig werden, als streiten. Kein lebendes Wesen ist Theil eines andern. Betrachte rings um Dich her die Körper von allen: ein jedes hat seine eigene Farbe und Figur und Größe. Unter Anderem scheint mir der Geist des göttlichen Künstlers auch deßhalb bewundernswerth, weil er bei solcher Menge von Dingen nie auf dasselbe verfallen ist: auch was sich ähnlich scheint, ist bei angestellter Vergleichung verschieden. So viele Arten von Blättern hat er hervorgebracht, bei deren keinem die eigenthümlichen Merkmale fehlen; so viele lebende Wesen, bei deren keinem eine völlige Aehnlichkeit, sondern stets ein Unterschied Statt findet. Er hat sich zum Gesetze gemacht, daß, was ein Anderes ist, auch unähnlich und ungleich sei. Alle Tugenden, wie ihr saget, sind gleich: folglich sind sie keine lebende Wesen. Jedes lebende Wesen wirkt Etwas durch sich: die Tugend aber wirkt Nichts durch sich, sondern mit dem Menschen. Alle lebende Wesen sind entweder vernünftig, wie die Menschen und wie die Götter; oder sie sind unvernünftig, wie die wilden Thiere und wie das Vieh. Die Tugenden sind allerdings vernünftig. Allein sie sind weder Menschen noch *Götter: also sind sie keine* lebende Wesen. Kein vernünftiges Leben

des Wesen thut Etwas, als wenn es zuerst durch die Vorstellung einer Sache gereizt ist, und hierauf einen Antrieb bekommen hat, welchen sodann die Zustimmung bestärkt hat. Was die Zustimmung sei, will ich Dir sagen: ich muß gehen: dann erst gehe ich, wenn ich mir dieß gesagt und diese meine Meinung gebilligt habe. Ich muß sitzen: auch hier muß dasselbe vorausgehen. Diese Zustimmung findet bei der Tugend nicht Statt. Nimm' die Klugheit: wie könnte sie dem Satze zustimmen: ich muß gehen? Dieß läßt die Natur nicht zu; denn die Klugheit sorgt für Denjenigen, der sie besitzt, und nicht für sich. Sie kann weder gehen noch sitzen. Deßhalb kann sie nicht zustimmen; und was nicht zustimmen kann, ist kein vernünftiges lebendes Wesen. Wenn die Tugend ein lebendes Wesen ist, so ist sie ein vernünftiges; sie ist aber kein vernünftiges, also kein lebendes Wesen. Wenn die Tugend ein lebendes Wesen ist, die Tugend aber ein Gut: so ist jedes Gut ein lebendes Wesen. Dieß geben die Unsrigen zu. Seinen Vater zu retten, ist ein Gut; in der Rathsversammlung weise zu stimmen, ist ein Gut; gerecht zu richten, ist ein Gut: also ist das Retten des Vaters ein lebendes Wesen, und das weise Stimmen ein lebendes Wesen. So weit wird die Sache führen, daß Du das Lachen nicht halten kannst. Klüglich zu schweigen ist ein Gut; wohl zu speisen, ist ein Gut: also ist das Schweigen und das Speisen ein lebendes Wesen. Ich will bei Gott nicht aufhören zu kitzeln und mir einen Spaß aus jenen spitzfindigen Albernheiten zu machen. Wenn Gerechtigkeit und Tapferkeit lebende Wesen sind, so sind es gewiß irdische. Jedes irdische lebende Wesen friert, hungert, dürstet: folglich friert die Gerechtigkeit, hungert die Tapferkeit, dürstet die Gnade. Was weiter? Soll ich jene Philosophen nicht *fragen, welche Gestalt* diese lebenden Wesen haben? Ob die eines *Menschen, oder eines* Pferdes, oder eines wilden Thieres? Geben

sie ihnen eine runde, wie sie Gott sie beilegen, so will ich fragen, ob auch der Geiz und die Schwelgerei und der Wahnsinn gleichfalls rund seien? denn auch diese sind lebende Wesen. Machen sie auch diese rund, so will ich noch weiter fragen, ob ein verständiges Spazierengehen ein lebendes Wesen sei? Sie müssen mir nothwendig Rede stehen, und mögen also sagen, das Spazierengehen sei ein lebendes Wesen, und zwar ein rundes. Damit Du aber nicht glaubest, ich seie der Erste von den Unsrigen, der nicht nach der Vorschrift rede, sondern seine eigene Ansicht habe: Kleanthes und sein Schüler Chrysippus waren nicht einig, was das Gehen sei. Kleanthes sagt: es seie der Lebensgeist, von der Grundkraft bis in die Füße fortgeleitet; Chrysippus: es seie die Grundkraft selbst. Warum sollte also nicht, nach dem Beispiele des Chrysippus selbst, ein Jeder seine Freiheit sich erhalten, und über jene Menge von lebenden Wesen, welche die Welt selbst nicht fassen kann, lachen? Die Tugenden, sagt man, sind nicht viele lebende Wesen, und doch sind es lebende Wesen. Denn wie Einer sowohl Dichter als Redner ist und doch nur Einer: so sind jene Tugenden lebende Wesen, allein es sind nicht viele. Die gerechte Seele und die weise und die tapfere ist Eine und dieselbe Seele, die in Beziehung auf die einzelnen Tugenden eine gewisse Beschaffenheit hat. Der Streit ist geschlossen, wir haben uns verständigt. Denn auch ich gebe inzwischen zu, daß die Seele ein lebendes Wesen sei, indem ich nachher sehen will, was ich hierüber für eine Ansicht aufstellen soll: daß ihre Handlungen lebende Wesen seien, leugne ich. Sonst wären auch alle Worte und alle Verse lebende Wesen. Denn wenn eine verständige Rede ein Gut ist, jedes Gut aber ein lebendes Wesen: so ist die Rede ein lebendes Wesen. Ein verständiger Vers ist ein Gut. Jedes Gut aber ist ein lebendes Wesen: folglich ist der *Vers ein lebendes Wesen.* So ist also

„Waffen beſing' ich ꝛc." *)

ein lebendes Weſen, was ſie indeſſen nicht rund nennen können, da es ſechs Füße hat. Das iſt bei Gott lauter Spinngewebe, ſagſt Du, womit man ſo eifrig ſich abgibt. Ich platze vor Lachen, wenn ich mir vorſtelle, daß ein Sprachfehler, eine barbariſche Redeweiſe, ein Vernunftſchluß lebende Weſen ſeien, und wenn ich ihnen wie ein Maler angemeſſene Geſichter zutheile. Hierüber ſtreiten wir mit zuſammengezogenen Brauen und faltiger Stirne. Ich kann hier jenes Wort des Cäcilius **) nicht anwenden: „O traurige Albernheiten!" Es ſind lächerliche. Warum treiben wir daher nicht lieber Etwas, das uns nützlich und heilſam iſt, und unterſuchen, wie wir zu den Tugenden gelangen können, und welcher Weg uns zu ihnen führt? Lehre mich nicht, ob die Tapferkeit ein lebendes Weſen ſei, ſondern daß kein lebendes Weſen glücklich ſei ohne Tapferkeit, wenn es nicht gegen den Zufall erſtarkt iſt, und allen Ereigniſſen, ehe es ſie an ſich kommen läßt, durch Nachdenken ihre Macht genommen hat. Was iſt die Tapferkeit? Eine nicht zu erobernde Feſtung der menſchlichen Schwäche. Wer ſich mit dieſer umgeben hat, der dauert ſorglos aus in dieſer Belagerung des Lebens: denn er gebraucht ſeine eigenen Kräfte, ſeine eigenen Waffen. Ich will Dir an dieſem Orte einen Gedanken unſeres Poſidonius anführen: „Glaube nie durch die Waffen des Schickſals geſichert zu ſein! Bekämpfe es ſelbſt mit Deinen eigenen! Das Schickſal gibt keine Waffen. Daher iſt man gegen die Feinde gerüſtet, und gegen das Schickſal waffenlos." Alexander rieb zwar auf und machte fliehen die Perſer und Hyrkaner *und Inder, und was* für Völker noch der Oſten bis zum Ocean aus-

*) *Anfang der Aeneide.*

**) *Cäcilius Statius*, Zeitgenoſſe des Ennius und Plautus, *gleich dem Letzteren Nachahmer der griechiſchen Komödie.*

dehnt: allein er selbst lag bald nach Ermordung, und bald nach dem Verluste eines Freundes in der Finsterniß, indem er das eine Mal sein Verbrechen, das andere Mal den Gegenstand seiner Sehnsucht betrauerte. Der Besieger so vieler Könige und Völker unterlag dem Zorne und der Traurigkeit: denn so weit hatte er es gebracht, daß er Alles eher in seiner Gewalt hatte, als seine Leidenschaften. O wie groß sind die Irrthümer, von welchen jene Menschen eingenommen sind, die ihr Herrscherrecht über Meere hinüber zu erstrecken wünschen, und ihr größtes Glück darein setzen, wenn sie viele Provinzen durch Soldaten besetzt halten, und noch neue zu den alten hinzufügen, ohne jenes große und götterähnliche Königthum zu kennen. Sich selbst zu beherrschen, ist die größte Herrschaft. Das soll mich Einer lehren, welche ehrwürdige Sache die Gerechtigkeit sei, die auf das Beste Anderer sieht, und Nichts von sich fordert als die Uebung ihrer selbst. Nichts habe sie zu schaffen mit Ehrgeiz und Ruhm: sich selbst gefalle sie! Davon vor Allem überzeuge sich Jeder: ich muß gerecht sein ohne Lohn! Noch nicht genug. Auch davon überzeuge er sich: es muß mir Freude machen, mich freiwillig dieser herrlichen Tugend zu opfern! Mein ganzes Denken muß von eigenem Vortheil so weit als möglich entfernt sein! Du darfst nicht darauf sehen, daß eine Sache, die gerecht ist, ihren Lohn habe: größer ist der Lohn der ungerechten. Noch präge Dir das ein, was ich kurz zuvor sagte: daß es nicht darauf ankomme, wie Viele Deine edle Gesinnung kennen. Wer will, daß seine Tugend bekannt werde, der bemüht sich nicht um die Tugend, sondern um den Ruhm. Willst Du nicht gerecht sein ohne Ruhm? Bei Gott, Du wirst oft gerecht sein müssen mit Schande! Und dann, wenn Du weise bist, erfreue Dich ein schlechter Ruf, der auf gute Art erworben ist.

Hundertundvierzehnter Brief.

Einfluß der Sitten auf die Schreibart.

Du fragst, warum zu gewissen Zeiten eine verderbte Redeweise aufgekommen, und wie die Neigung der Geister zu gewissen Fehlern entstanden sei, so daß bald ein schwülstiger, bald ein matter und nach Art des Monologs sich hinschleppender Vortrag*) im Schwange gieng? Warum bald kühne und über das Wahrscheinliche hinausgehende Gedanken gefallen haben, bald aber abgerissene und geheimnißvolle Sprüche, bei denen mehr zu errathen als zu hören ist? Warum es ein Zeitalter gegeben, das von dem Recht des uneigentlichen Ausdrucks ohne alles Maß Gebrauch machte? Weil, was Du insgemein hören kannst, und was bei den Griechen ins Sprüchwort übergieng, die Sprache der Menschen ihrem Leben gleich ist. Wie aber die Handlungsweise des Einzelnen seiner Rede ähnlich ist, so ahmt die Redeweise bisweilen die öffentlichen Sitten nach. Wenn die Zucht des Staates leidet und der Weichlichkeit sich hingibt, so zeugt von der allgemeinen Ueppigkeit die Ausgelassenheit der Rede, sofern sie nicht bei dem Einen oder Andern sich zeigt, sondern allgemein gebilligt und aufgenommen ist. Seele und Geist können nicht von verschiedener Färbung sein. Ist jene gesund, geordnet, ernst und mäßig, so muß auch der Geist besonnen und nüchtern sein: ist jener verdorben, so wird auch dieser angesteckt. Siehst Du nicht, wenn die Seele matt

*) Explicatio in morem cantici ducta. Canticum bedeutet hier schwerlich Gesang überhaupt, sondern steht in der engeren Bedeutung, in welcher das Wort eine Art Monolog im Schauspiel, gesangartig unter Flötenbegleitung vorgetragen, bezeichnete.

ſt, daß dann die Glieder geſchleppt werden und die Füße ſich träge ewegen? wenn ſie weibiſch iſt, daß im Gange ſelbſt die Weichlichkeit ich zeigt? wenn ſie raſch und heftig iſt, daß der Schritt beſchleunigt vird? wenn ſie wüthet, oder was der Wuth verwandt iſt, wenn ſie ürnt, daß der Körper ſich mit Ungeſtüm bewegt, und nicht geht, ondern fortgeriſſen wird? Wie viel mehr, glaubſt Du, daß dieß bei em Geiſte eintrete, welcher ganz mit der Seele verſchlungen iſt? Von ihr wird er gebildet, ihr gehorcht er, von ihr empfängt er ſein Geſetz.

Wie Mäcenas lebte, iſt allzu bekannt, als daß ich jetzt zu erzählen brauchte, wie er einhergieng, wie weichlich er war, wie er wünſchte, geſehen zu werden, und wie wenig er wollte, daß ſeine Fehler verborgen bleiben. Wie nun? Iſt nicht ſeine Rede gerade ſo loſe, wie er ſelbſt in ſeiner Kleidung? Sind nicht ſeine Worte ſo geucht als ſein Putz, ſein Gefolge, ſein Haus, ſeine Gemahlin? Er wäre ein Mann von großem Geiſte geweſen, wenn er dieß auf geraderem Wege erſtrebt hätte, wenn er nicht dem Verſtändniß ſich mit Abſicht entzogen hätte, wenn nicht auch in der Rede das Maß ihm remd wäre. Daher wirſt Du bei ihm die in Dunkel gehüllte, mherirrende, ausgelaſſene Beredtſamkeit eines Trunkenen finden. Mäcenas in der Schrift über ſeine Lebensweiſe.*) Kann man ſich abſcheulicher ausdrücken? „Der Strom iſt mit Laub, und durch Wälder das Ufer bedeckt.**) Sieh', wie ſie das Bett mit

*) De cultu suo. Cultus iſt hier, wie es ſcheint, in einem weiteren Sinne zu faſſen; über die engere Bedeutung ſ. unt. die Note zu ep. 115, 2. (S. 2073.).

**) Amne silvisque ripa comantibus. Der Härte des lateinischen Ausdrucks entſpricht die wörtliche Ueberetragung. Etwas leichter

heim Mahle und prüfen bei der Flasche die Häuser, und fort Hoffnung den Tod ein." ***) — „Der Genius, der kaum bei Feste Zeuge ist, und die Fäden des dünnen Wachslichts, klappernde Mühle und der Heerd werden von Mutter oder bekleidet." †) — Muß Dir nicht sogleich, wenn Du Dieses einfallen, das sei der Mann, der zu jeder Zeit mit aufgelöstem Kleide in der Stadt einhergieng? (denn auch als er die Stelle wesenden Cäsar vertrat, gab er ungegürtet die Losung:) das Mann, der auf dem Richterstuhle, auf der Rednerbühne, öffentlichen Versammlung so erschien, daß der Kopf mit dem

---

und verständlicher würde sich der Ausdruck bei einer kleinen V rung gestalten: „der Strom ist mit Laub, wie durch Wälder b bedeckt." Das sich Spiegeln der Wälder im Flusse liegt schauung zu Grunde.

*) Wir folgen der Erklärung des Lipsius: fanari

schen Mantel bedeckt, und nur die Ohren beiderseits frei waren, gerade wie im Lustspiel die Flüchtlinge*) aufzutreten pflegen? das sei der Mann, der im ärgsten Lärm der Bürgerkriege, da die Stadt voll Angst und in Waffen war, zwei Verschnittene, welche gleichwohl mehr Männer waren als er selbst, zum Gefolge auf der Straße hatte? Das sei der Mann, der tausendmal eine Frau nahm, während er nur Eine hatte? Diese so regellos gefügten, so nachläßig hingeworfenen, so gegen die allgemeine Gewohnheit gesetzten Worte beweisen, daß auch seine Sitten nicht weniger neu und verkehrt und auffallend gewesen seien. Das größte Lob, das ihm ertheilt wird, ist das der Milde: er sparte das Schwert, er enthielt sich des Blutes, und bewies seine Macht durch nichts Anderes, als durch die Freiheit seiner Sitten. Eben dieses sein Lob verdarb er durch jene Tändeleien seiner seltsamen Redeweise: denn es zeigt sich, daß er weichlich, nicht mild war. Davon müssen jene Windungen des Satzbau's, die Worte, so schief wie sie gestellt sind, die Gedanken, welche häufig zwar groß sind, aber abgeschwächt, bis das Ende erreicht ist, jeden Leser überzeugen. Das allzugroße Glück verrückte ihm den Kopf: woran bisweilen der Mensch und bisweilen die Zeit die Schuld trägt. Wenn das Glück einen allgemeinen Ueberfluß verbreitet hat, so beginnt die Ueppigkeit mit einer sorgfältigeren Pflege des Körpers. Sodann macht man sich mit dem Hausgeräth zu schaffen. Hierauf richtet sich die Sorge auf die Häuser selbst, daß sie bis zu der Weite eines Landguts sich aus-

*) Die Lesart Fickerts, divites fugitivi, ist als widersinnig zu verwerfen, und wahrscheinlich ist divites (wie Lipsius, Epist. quaest. III, 23. meinte) von Denjenigen beigesetzt, die in nummo, statt in mimo, lasen, obgleich auch die Lesart Divitis oder Divite (vgl. Lipsius im *Comment., z. d. St.*), wonach Dives der Titel eines mimus gewesen wäre, nicht als unpassend erscheint.

dehnen, daß die Wände von Marmor erglänzen, der über Meere herbeigeholt iſt, daß die Decken mit Gold geziert werden, daß den Feldern der Decke der Schimmer der Fußböden entſpreche. Hierauf wird der Glanz auf die Mahlzeiten übergetragen, und hier in die Neuheit und Umkehrung der gewohnten Ordnung ein Ruhm geſetzt, ſo daß, was die Mahlzeit zu ſchließen pflegt, zuerſt aufgetragen, und was den Ankommenden gereicht ward, den Abgehenden gegeben wird. Wenn die Seele ſich gewöhnt hat, das Gebräuchliche zu verſchmähen, und wenn ihr das Gewohnte für gemein gilt: ſo wird auch in der Rede, was neu iſt, geſucht, und es werden bald veraltete und vergeſſene Wörter zurückgeführt und hervorgeholt, bald auch unbekannte neu gemacht und umgebildet, bald hält man, wie es neuerdings Sitte wurde, kühne und zahlreiche Bilder für Schmuck. Es gibt Solche, die ihre Gedanken beſchneiden, und dadurch zu gefallen hoffen, wenn der Sinn in der Schwebe iſt und dem Hörenden zu rathen gibt. Es gibt Solche, die ihre Gedanken feſthalten, und ſie ſtrecken. Es gibt Solche, die nicht dem Fehler nahe kommen (denn wer etwas Großes verſucht, der muß dieſes thun), ſondern vielmehr den Fehler lieben.

Wo immer Du alſo ſiehſt, daß eine verderbte Redeweiſe gefalle, da darfſt Du nicht zweifeln, daß auch die Sitten vom rechten Wege abgewichen ſeien. Wie die Ueppigkeit in Gaſtmählern und in Kleidern die Anzeichen eines kranken Staates ſind, ſo beweist auch die Ausgelaſſenheit der Rede, ſo wie ſie häufig iſt, daß auch die Seelen, von denen die Worte ausgehen, geſunken ſeien. Wundern darfſt Du Dich nicht, daß das Verdorbene nicht blos von einem niedrigen Zuhörerkreiſe, ſondern auch von dieſer gebildeteren Menge mit Beifall aufgenommen werde: denn beide unterſcheiden ſich durch ihre Togen, *und nicht durch ihre* Urtheile. Darüber kannſt Du mehr Dich wundern, *daß nicht blos* das Fehlerhafte, ſondern die Fehler gelobt werden.

Denn jenes ist immer geschehen: kein Geist hat gefallen, der nicht Nachsicht bedurft hätte. Nenne mir irgend einen Mann von großem Namen: ich will Dir sagen, was ihm sein Zeitalter verziehen, und was es mit Absicht an ihm übersah. Ich will Dir Viele nennen, welchen ihre Fehler nicht geschadet, und Einige, welchen sie genützt haben. Ich will Dir, sage ich, Männer vom größten Rufe, und solche, die unter die Wunder gerechnet werden, nennen, die durch Verbesserung vernichtet werden; denn die Fehler sind so mit den Vorzügen vermischt, daß sie diese mit sich wegnehmen würden. Füge noch hinzu, daß die Rede keine bestimmte Regel hat. Die Sitte eines Volkes, welche niemals lang auf demselben Punkte stehen bleibt, erhält sie in Bewegung. Viele holen Worte aus einem fremden Jahrhundert, und reden die Sprache der zwölf Tafeln. Gracchus und Crassus und Curio sind ihnen zu geschmückt und zu neu: bis zu Appius und Coruncanius gehen sie zurück. Einige dagegen, indem sie Nichts als das Alltägliche und Gebräuchliche wollen, verfallen in das Niedrige. Beides ist in verschiedener Art verkehrt, so gewiß als nur glänzende und tönende und dichterische Worte gebrauchen zu wollen, die nothwendigen und gebräuchlichen aber zu vermeiden: der Eine fehlt wie der Andere. Dieser schmückt sich mehr als recht ist, und Jener vernachläßigt sich mehr als recht ist: Dieser rupft das Haar an den Beinen, und Jener nicht einmal unter den Achseln aus. — Gehen wir zum Style über: wie viele fehlerhafte Arten desselben kann ich Dir angeben! Einige lieben einen abgebrochenen und rauhen; sie zerstören absichtlich, was etwa einen gefälligen Fluß hatte. Keine Fuge darf glatt sein. Ein holpriger, das Ohr erschütternder Styl erscheint ihnen männlich und kraftvoll. Bei Einigen ist's nicht Styl, sondern Melodie: so einschmeichelnd und weich fließt derselbe dahin. *Was soll ich* von jenem reden, in welchem die Worte hinw

geſchoben werden, und nachdem man ſie lange erwartet hat, kaum wieder am Schluſſe erſcheinen? Was von jenem, welcher langſam ſich verlauft, wie der des Cicero, der abwärts geneigt und ſachte anhaltend, nicht anders als wie er es gewohnt iſt, nach ſeiner Art und in ſeinem Schritte ſich bewegt? Nicht blos in der Art der Gedanken liegt der Fehler, wenn ſie entweder kleinlich und kindiſch ſind, oder übermäßig und gewagter als der Anſtand es erlaubt; ſondern wenn ſie blumig und allzuſüß ſind, und wenn ſie ins Leere auslaufen, und ohne eine Wirkung hervorzubringen, nichts als tönen. Dieſe Fehler führt Einer ein, der gerade an der Spitze in der Beredtſamkeit ſteht. Die Uebrigen ahmen ſie nach, und der Eine überliefert ſie dem Andern. So galten, als Salluſt in der Blüthe war, abgeſchnittene Gedanken, und ehe man es erwartet, abbrechende Worte und dunkle Kürze für Schönheit. L. Arruntius, ein Mann von ſeltener Mäßigkeit, der „Geſchichten des Puniſchen Krieges" ſchrieb, war Salluſtianer und neigte zu jener Weiſe. Bei Salluſt heißt es: **exercitum argento fecit**, er machte ein Heer mit Silber, d. h. er ſchuf es mit Geld. Dieß gewann Arruntius lieb, und ſetzte es ſofort auf allen Seiten. Er ſagt an einer Stelle: **Fugam nostris fecere**, ſie machten den Unſrigen die Flucht. An einer andern Stelle: **Hiero, rex Syracusanorum, bellum fecit**, Hiero, König der Syracuſaner, machte den Krieg. Und an einer andern Stelle: **Quae audita Panormitanos dedere Romanis fecere**, dieſe Nachricht machte die Panormitaner den Römern übergeben. Ich wollte Dich nur koſten laſſen: das ganze Buch iſt mit Dergleichen durchwebt. Was bei Salluſt ſelten *war, kommt* bei ihm häufig und beinahe beſtändig vor, und nicht *ohne Urſache; denn* jener verfiel darauf, dieſer dagegen ſuchte darnach. *Du ſiehſt aber*, was die Folge iſt, wenn Einem ein Fehler um *Beiſpiel dient.* Salluſt ſagte: **aquis hiemantibus**, da das

Waſſer winterte (die Winterdecke anzog). Arruntius ſagt im erſten Buche ſeines Puniſchen Krieges: **repente hiemavit tempestas**, plötzlich winterte das Wetter. Und an einer andern Stelle, da er ſagen wollte, das Jahr ſeie kalt geweſen, ſagt er: **totus hiemavit annus**, das ganze Jahr winterte. Und an einer andern Stelle: **Inde sexaginta onerarias leves praeter militem et necessarios nautarum** niemante aquilone misit: von da ließ er ſechszig, mit Ausnahme der Soldaten und des nöthigen Theils der Schiffsleute unbeladene Laſtſchiffe, während der Aquilo winterte, abgehen. Er hört nicht auf, dieſes Wort an allen Stellen anzubringen. An einer Stelle ſagt Salluſt: **Inter arma civilia aequi bonique famas petit**, unter den Bürgerkriegen gieng er auf die Nachreden alles Guten und Löblichen aus. Arruntius konnte ſich nicht enthalten, gleich im erſten Buche zu ſetzen: **ingentes esse famas de Regulo**, groß ſeien die Nachreden von Regulus. Dieſe und ähnliche Fehler nun, welche Einem die Nachahmung aufgeprägt hat, ſind nicht Anzeichen von Ueppigkeit oder verderbtem Sinne: denn diejenigen, aus welchen Du die Affekte eines Menſchen beurtheilen kannſt, müſſen ihm eigenthümlich und aus ihm ſelbſt entſprungen ſein. Eines zornigen Menſchen Rede iſt zornig, eines heftig bewegten allzu raſch, eines weichlichen zärtlich und zerfließend. Worauf Du Diejenigen ausgehen lehſt, die den Bart entweder ganz oder ſtellenweiſe ausraufen, ihn um die Lippen ſorgfältig ſcheeren und abkratzen, an den andern Stellen aber ſtehen und wachſen laſſen, welche Oberkleider von ſchreiender

*) Der Zuſammenhang entſcheidet gegen die Fickert'ſche Lesart **quot** ſtatt **quod vides istos sequi**. Zu **quod vides** etc. ergänze **alis est oratio** der Nachſatz, der freilich nicht regelrecht angefügt iſt.

Farbe, und eine durchsichtige Toga tragen, welche Nichts thun n
was den Blicken der Leute entgehen könnte; sie locken sie a
ziehen sie auf sich; sie wollen selbst getadelt werden, wenn n
nur sieht: von gleicher Art ist die Rede des Mäcenas und all
dern, welche nicht durch Zufall irren, sondern mit Wissen und L
Dieß rührt von einem großen Uebel der Seele her. Wie beim T
die Zunge nicht früher stammelt, als bis die Beschwerung den
überwältigt und gebeugt oder völlig erdrückt hat: so ist jene
weise (was ist sie Anders als Trunkenheit?) Niemand beschw
wenn nicht die Seele wankt. Daher soll diese geheilt werden
ihr gehen die Gedanken, von ihr die Worte aus, von ihr
unsere Haltung, unsere Miene und unser Gang. Ist sie gesu
kräftig, so ist auch die Rede stark, kraftvoll und männlich; li
darnieder, so folgt auch das Uebrige ihrem Fall.

„Wenn nur der König lebt, sind All' einträchtigen Sinnes:
„Ist er verloren, zerreißt sich der Bund." *)

Unser König ist die Seele: ist diese unversehrt, so thut das U
seinen Dienst, und ist willig und gehorsam; wenn jene im Mi
wankt, so ist auch das Uebrige unsicher. Hat sie aber der L
nachgegeben, so verlieren auch ihre Fähigkeiten und Handlung
Mark, und die Mattheit und Schlaffheit zeigt sich an Allem
sie unternimmt. Weil ich mich dieses Gleichnisses bedient ha
will ich darin fortfahren. Unsere Seele ist bald König, bald T
sie ist König, wenn sie das Gute im Auge hat, für das Wo
ihr anvertrauten Körpers Sorge trägt, und demselben nichts Sc
liches, nichts Niedriges auferlegt; ist sie aber zügellos, wollüst
weichlich, so zieht sie sich einen andern, abscheulichen und fluchwü

*) *Virgil. Georg.* IV, 212 f.

men zu, und wird zum Tyrannen. Dann bemeistern sich ihrer
d bedrängen sie zügellose Affekte, die im Anfang zwar genießen,
e das Volk genießt, das von schädlicher Spende vergeblich ange-
lt, noch betastet, was es nicht verschlingen kann. Wenn aber die
ankheit die Kräfte mehr und mehr verzehrt und die Ueppigkeit das
ark und die Nerven angegriffen hat: so ist sie froh an dem Anblick
rjenigen, denen sie durch allzugroße Gier sich unnütz gemacht hat,
d nimmt zum Ersatz für eigene Wollust das Schauspiel fremder,
3 Handreicher und Zeuge von Lüsten, deren Möglichkeit sie durch
1 Genuß sich geraubt hat. Und es ist ihr nicht so viel werth, an
en Annehmlichkeiten Ueberfluß zu haben, als schmerzlich, daß sie
ht jene ganze Zurüstung durch Kehle und Magen gehen läßt, daß
nicht mit der ganzen Schaar von unzüchtigen Knaben und Weibern
) herumwälzt. Sie betrauert, daß ein großer Theil ihres Glückes,
rch die Enge ihres Körpers ausgeschlossen, brach liegt. Ist denn
s, mein Lucilius, nicht ein Zeichen von Wahnsinn, daß Keiner von
is denkt, daß er sterblich, und Keiner, daß er schwach sei? und voll-
ds, daß Keiner von uns denkt, daß er ein Einziger sei? Schau'
ıfere Küchen und die Köche an, die unter so vielen Feuern hin und
r laufen: könnte Einer glauben, daß es ein einziger Magen sei,
r welchen mit so großem Getümmel die Speise bereitet wird?
chau' unsere Lager von alten Weinen, und die mit den Lesen von
elen Jahrhunderten gefüllten Kammern an: könnte Einer glauben,
ß es ein einziger Magen sei, für welchen Weine von so vielen Con-
ln*) und Gegenden verschlossen gehalten werden? Schau', an wie
elen Orten die Erde umgekehrt wird, wie viele Tausende von Land-

*) *So vielen Jahren, — da die Jahre nach den Consuln*
chnet wurden.

bauern pflügen und graben: könnte Einer glauben, daß es ein einziger Magen sei, für den man sät in Sicilien und Afrika? Wir würden vernünftig und mäßig in unsern Wünschen sein, wenn ein Jeder sich zählen*) und zugleich seinen Körper messen, und erkennen würde, wie so gar nicht viel und wie gar nicht lang er das Wenige fassen kann. Nichts jedoch kann Dir für die Mäßigkeit in allen Dingen so nützlich sein, als ein häufiges Bedenken der Kürze und dazu noch der Unsicherheit des Menschenlebens. Was Du auch thun magst, habe stets den Tod vor Augen!

Hundertundfünfzehnter Brief.

Warnung, der Schreibart allzuviele Sorgfalt zu widmen. Preis der Tugend und Philosophie.

Ich will nicht, mein Lucilius, daß Du allzuängstlich um die Worte und den Styl seist: ich kenne Größeres, wofür Du sorgen sollst. Laß es Dir angelegen sein, was Du schreibest, nicht wie; und selbst nicht daß Du schreibest, sondern daß Du denkest: daß Du das, was Du denkst, Dir mehr zu eigen machest und gleichsam einprägest. Findest Du die Rede eines Menschen ängstlich und gefeilt, so wisse, daß auch seine Seele nicht weniger mit kleinlichen Dingen beschäftigt sei. Der große Mann spricht freier und dreister: *in Allem, was* er sagt, zeigt sich mehr Zuversicht als Sorgfalt. Du *kennst manche junge* Männer mit glänzendem Bart und Haupthaar, *ganz aus dem* Putzkästchen hervorgegangen: Nichts, was mannhaft,

*) *Seine* Jahre zählen.

und Nichts, was tüchtig ist, darfst Du von diesen erwarten. Die Rede ist der Schmuck*) der Seele: ist dieselbe umschoten und geschminkt und mit Kunst gefertigt, so beweist sie, daß auch die Seele nicht ächt sei, und irgend einen Schaden habe. Geziertheit ist kein männlicher Schmuck. Wenn die Anschauung der Seele des tugendhaften Mannes uns vergönnt wäre, o welche schöne Gestalt, welche ehrwürdige, in stiller Hoheit strahlende, würden wir erblicken, indem hier die Gerechtigkeit, dort die Tapferkeit, hier die Mäßigung und Weisheit leuchteten! Außer diesen Tugenden würde die Einfachheit und Enthaltsamkeit und Geduld und die Freigebigkeit und Milde und Menschenfreundlichkeit — die bei dem Menschen (wer sollte es glauben?) ein seltenes Gut ist — die Gestalt mit ihrem Glanze bestrahlen. Sodann die Ueberlegung mit dem feinen Urtheile, und die Hochherzigkeit, die vor Allem hervorragt, welchen Schmuck, ihr guten Götter, welches Gewicht und welche Bedeutung würden sie ihr verleihen! wie groß wäre ihr Ansehen, das vereint wäre mit Anmuth! Niemand würde sie liebenswürdig nennen, der sie nicht auch ehrwürdig nennte. Wenn Jemand diese Gestalt erblickte, höher und glänzender als Alles, was das Auge in dieser Menschenwelt zu sehen gewohnt ist: würde er nicht, wie bei der Begegnung einer Gottheit, staunend inne halten, und ein stilles Gebet sprechen, daß der Anblick ihm nicht zur Sünde gerechnet werde? Dann durch die einladende Güte des Antlitzes selbst zum Herantreten

*) Cultus. Das Wort bezeichnet in spezieller Bedeutung die Kleidung nebst Allem, was sonst zur Toilette gehört. Der deutschen Einfachheit fehlt ein entsprechender Ausdruck für diesen Begriff; und Schmuck kann da, wo nicht gerade etwas Ungehöriges oder Außergewöhnliches bezeichnet werden soll, noch eher gesetzt werden, als Putz.

ermuthigt, würde er nicht ſich in Anbetung beugen, und nach langer Betrachtung der emporragenden, und über die Größe der Körper die wir ſonſt unter uns erblicken ſich erhebenden Geſtalt, mit ihren mildſtrahlenden, und dennoch in lebhaftem Feuer erglänzenden Augen, würde er nicht zuletzt voll Ehrfurcht und Staunen in jene Worte unſers Virgil ausbrechen:

„O, wie red' ich Dich an, Jungfrau? Kein ſterbliches Antlitz
„Zeigſt Du, die Stimm' ertönet nicht menſchlich.
„Sei uns gnädig, und wer Du auch ſeiſt, erleichtre die Noth uns! *)

Und ſie wird uns beiſtehen und die Noth uns erleichtern, wenn wir nur ſie verehren wollen. Verehrt aber wird ſie nicht durch abgeſchlachtete fette Stierleiber, noch durch aufgehängtes Gold und Silber, noch durch Gaben, in ihren Schatz gelegt, ſondern durch fromme und gute Geſinnung. Jeder, ſage ich, würde von Liebe zu ihr entbrennen, wenn es uns zu Theil würde, ſie zu ſchauen: denn jetzt ſteht Mancherlei entgegen, und blendet uns entweder durch allzugroßen Glanz das Geſicht oder hemmt es durch Dunkelheit. Wie man aber die Sehkraft der Augen durch gewiſſe Heilmittel zu ſchärfen und zu reinigen pflegt: ſo hängt es nur von unſerm Willen ab, die Sehkraft des Geiſtes von Hemmniſſen zu befreien, und die Tugend, auch umhüllt von dem Körper, und auch dann, wenn die Armuth entgegenſteht, und die Niedrigkeit und Schmach in dem Wege liegt, zu erblicken. Wir werden, ſage ich, jene Schönheit ſchauen, ſelbſt wenn ſie von Unrath bedeckt wäre. Und wiederum werden wir die Bosheit und den Schmutz einer unglücklichen Seele auch dann erblicken, wenn ein noch ſo großer, ſie umgebender Glanz von ſtrahlenden Reichthümern das Sehen hindert, und wenn hier ein falſches Licht von Ehrenſtellen,

*) *Aen. I, 327 ff.* (nach Heyne).

dort von großer Macht dem Auge des Schauenden wehe thut. Dann werden wir begreifen können, wie Verachtungwürdiges wir bewundern, den Knaben ähnlich, die jedes Spielzeug werthschätzen. Denn um weniges Geld gekaufte Halsbänder ziehen sie ihren Eltern und ebenso ihren Geschwistern vor. „Was ist also zwischen uns und jenen für ein Unterschied," wie Aristo sagt, „als daß uns, die wir über Gemälden und Bildsäulen zu Narren werden, unsere Albernheit höher zu stehen kommt?" Jene ergötzen sich an glatten und bunten Steinchen, die sie am Ufer finden, und wir an den Flecken von ungeheuren Säulen: mögen diese aus dem Sande Aegyptens oder aus den Wüsten Afrika's herbeigeschafft, eine Halle oder einen für ein Volk nicht zu engen Speisesaal tragen. Wir bewundern mit dünnem Marmor belegte Wände, und während wir wissen, wie das beschaffen sei, was verdeckt wird, betrügen wir unsere Augen. Und wenn wir die Decken mit Gold überziehen, was thun wir anders als uns einer Lüge freuen? Denn wir wissen, daß häßliches Holz unter jenem Gold verborgen ist. Und nicht blos Wände oder Decken werden mit dünner Verzierung bekleidet. Die Glückseligkeit von allen denen, die Du hoch einhergehen siehst, ist mit Goldblech überzogen. Untersuche, und Du wirst erfahren, wie viel Böses unter jener dünnen Oberfläche von Würde steckt. Seit eben dieses Ding, das so viele Behörden und Richter fesselt, das Behörden und Richter macht, seit das Geld geschätzt zu werden anfieng, hat die wahre Schätzung der Dinge aufgehört: und indem wir Käufer und zugleich verkäuflich geworden sind, fragen wir nicht nach der Beschaffenheit, sondern nach dem Preise der Dinge. Um Lohn sind wir gewissenhaft, um Lohn gewissenlos, und bleiben dem Guten treu, so lange einige Hoffnung dabei ist, bereit, zum Gegentheile überzugehen, wenn Frevelthaten mehr versprechen. *Schon die Eltern haben uns das Gold und Silber bewundern gelehrt*

und die dem zarten Alter eingeflößte Begierde hat sich tiefer gesetzt und ist mit uns gewachsen. Sodann kommt das ganze Volk, im Uebrigen uneinig, in diesem überein: dieß achten sie hoch, dieß wünschen sie den Ihrigen, dieß weihen sie den Göttern als das Größte unter den menschlichen Dingen, wenn sie dankbar scheinen wollen. Mit einem Worte, dahin ist es mit den Sitten gekommen, daß die Armuth als Fluch und Schande gilt, den Reichen verächtlich, den Armen verhaßt. In ihrem Theile wirken sodann die Gesänge der Dichter mit, welche unsere Leidenschaften entzünden, in welchen der Reichthum als der einzige Schmuck und die einzige Zierde des Lebens gepriesen wird. Ihnen scheinen die Götter Nichts Besseres geben zu können, noch Besseres zu besitzen.

„Hoch war des Sonnenbeherrschers Palast auf ragenden Säulen,
„Hell von schimmerndem Gold."

Schaue seinen Wagen an:

„Gold war die Achse, die Deichsel von Gold, und von Gold auch des Rades
„Aeußerster Kranz, und von Silber der Speichen geordnete Reihen."*)

Endlich nennen sie das Zeitalter, welches sie für das beste erklären, das goldene. Und auch bei den griechischen Tragikern fehlt es nicht an Solchen, die Unschuld, Sicherheit, guten Ruf für Gewinn vertauschen.

„Mögt ihr mich nennen schlecht, wenn ihr nur reich mich nennt!
„Ob Einer reich sei, fragen Alle, nicht ob gut.
„Man fragt nur, was Du hast, nicht wie und nicht woher.
„So viel als er besitzt, gilt überall der Mann.
„Was zu besitzen uns zum Schimpf gereiche? Nichts.
„Zu leben wünsch' ich reich; als arm wünsch' ich den Tod.
„Erwünscht ist dessen Tod, der noch im Tod gewinnt. —

*) *Ovid Metamorph.* II, 1 f. 107 f.

„O Gold, Du größtes Gut des sterblichen Geschlechts,
„Dem nicht der Mutter, nicht des holden Kindes Lust,
„Und nicht der Vater gleicht, ehrwürdig durch Verdienst.
„Wenn solche Süßigkeit aus Venus' Antlitz strahlt,
„So brennt mit Recht von Liebe Mensch und Göttersohn." *)

Als diese letzten Verse in einer Tragödie des Euripides gesprochen wurden, erhob sich wie auf Einen Antrieb das ganze Volk, um die Spieler und das Schauspiel auszuzischen, bis Euripides selbst hervorsprang und bat, sie möchten warten und zusehen, welchen Ausgang der Bewunderer des Goldes nehme. Bellerophontes erlitt in jenem Stücke die Strafe, welche Jeder in dem seinigen erleidet. Denn keine Habsucht bleibt ohne Strafe, ob sie gleich selbst Strafe genug ist. O wie viele Thränen, wie viele Anstrengungen kostet sie! wie unglückselig macht sie durch das Ersehnte, wie unglückselig durch das Erworbene! Nimm' die täglichen Sorgen hinzu, welche Jeden nach dem Maß seines Besitzes peinigen. Größere Qual verursacht das Besitzen des Geldes, als das Erwerben. Wie seufzen sie über Verluste,

*) Wie schon Lipsius (zu der Stelle) und Valckenaer (Diatribe in Eurip. deperdit. dram. reliqu., p. 165 f) bemerkten, sind die sieben ersten Verse ohne Zweifel aus verschiedenen Tragödien (von Euripides und Sophokles) zusammengestellt. Die fünf letzten, deren griechischer Text bei Athenäus, Stobäus, Maximus und Andern erhalten ist, sind von Seneca (im Folgenden) dem Bellerophontes des Euripides zugeschrieben; allein bei Maximus, wie in einigen Codices des Stobäus ist die Danaë genannt, und daß sich Seneca in seiner Anführung, so wie in der von ihm erzählten Anekdote (die von Plutarch, quomodo adol. poëtas audire deb., c. 4., in Beziehung auf den Ixion des Euripides mitgetheilt wird) geirrt habe, ist um so wahrscheinlicher, da nirgends sonst die Habsucht als Eigenschaft des Bellerophon erscheint. vgl. Bothe, Eurip. fabul. fragmenta. Lips. 1834. p. 103 f.

die ihnen zustoßen, und die groß sind und größer noch scheinen! Am Ende, wenn ihnen das Schicksal Nichts nimmt, ist Verlust, was sie nicht noch weiter erwerben. „Allein die Leute nennen einen Solchen glücklich und reich, und sie wünschen zu erlangen, so viel er besitzt.“ Ich gebe es zu. Aber gibt es eine schlimmere Lage als Derjenigen, die das Elend und den Neid dazu haben? Daß doch Diejenigen, die sich Reichthum wünschen möchten, mit den Reichen zu Rathe giengen! und Diejenigen, die nach Ehrenstellen trachten möchten, mit den Ehrgeizigen und auf die höchste Stufe der Würde Erhobenen! Wahrlich sie hätten bald ihre Wünsche geändert, während jene inzwischen neue hegen, nachdem sie die alten verworfen. Denn Keinen gibt es, dem sein Glück, auch wenn dasselbe im Laufe kommt, genug thäte. Sie klagen über ihre Pläne und Erfolge, und ziehen stets dasjenige vor, was sie aufgegeben. Darum wird Dir die Philosophie gewähren, was ich für das Höchste halte: Du wirst einmal Reue über Dich empfinden. Zu diesem so dauerhaften Glücke, das kein Ungewitter erschüttern kann, werden Dich geschickt zusammengefügte Worte und eine sanft fließende Rede nicht führen. Sie mögen gehen, wie sie wollen, wenn nur der Seele ihre Fassung bleibt, wenn sie groß und um die Meinungen unbekümmert und gerade um dessen willen, was Andern mißfällt, mit sich zufrieden ist, indem sie ihren Fortschritt nach dem Leben mißt, und so viel als sie nicht wünscht und nicht fürchtet, zu wissen glaubt.

Hundertundſechszehnter Brief.

Die Affekte ſind auszutreiben, nicht zu mäßigen.

Ob es beſſer ſei, mäßige oder gar keine Affekte zu haben, wurde jefragt. Die Unſrigen (die Stoiker) treiben ſie aus, die Peri-tiker mäßigen ſie. Ich ſehe nicht, wie irgend eine Mittelmäßig-der Krankheit heilſam oder nützlich ſein könne. Fürchte Dich :: ich entreiße Dir Nichts von dem, was Du Dir nicht verſagen n willſt. Ich werde mich leicht und nachgiebig in Beziehung auf ge erweiſen, nach denen Du ſtrebſt, und die Dir nothwendig für Leben oder nützlich oder angenehm ſcheinen: nur den Fehler de ich nicht beſtehen laſſen. Denn wenn ich Dir verbieten werde egehren, ſo werde ich Dir erlauben, zu wollen, damit Du das iche ohne Furcht und mit klarerem Bewußtſeyn thueſt, und die uden ſelbſt deſto mehr empfindeſt. Glaubſt Du nicht, daß ſie eher Dir gelangen werden, wenn Du ihnen gebieteſt, als wenn Du n dienſt? Allein es iſt naturgemäß, ſagſt Du, daß die Sehnſucht dem Freunde mich peinigt, indem ich den Thränen mich hingebe, ſo rechtmäßig fließen. Es iſt naturgemäß, von den Meinungen Leute berührt und durch ungünſtige betrübt zu werden: warum ſt Du mir dieſe ſo lobenswerthe Furcht vor übler Meinung nicht ſtehen? Jeder Fehler findet Vertheidigung; bei jedem iſt der ang beſcheiden und leicht zu gewähren; allein von dieſem aus reitet er ſich weiter. Du wirſt das Aufhören nicht in Deiner alt haben, wenn das Anfangen geſtattet iſt. Schwach im Be-e iſt jeder Affekt: ſodann treibt er ſich ſelbſt an und gewinnt, m er *fortſchreitet*, Kräfte: das Ausſchließen iſt leichter als das *treiben*. *Wer läugnet*, daß alle Affekte aus einer gleich-

natürlichen Quelle fließen? Die Natur hat uns die Sorge für uns aufgegeben: allein wenn Du der letzteren allzuviel nachgibst, so wird sie zum Fehler. Die Natur hat das Vergnügen den nothwendigen Dingen beigegeben, nicht damit wir darauf ausgehen, sondern damit uns sein Hinzutreten dasjenige, ohne was wir nicht leben können, angenehmer mache: wenn es selbstständig kommt, so ist es Ueppigkeit. Darum wollen wir dem Eintritt der Affekte widerstehen, weil es wie gesagt leichter ist, sie gar nicht aufzunehmen, als sie zu entfernen. Bis zu einer gewissen Grenze, sagst Du, gestatte die Trauer, und bis zu einer gewissen Grenze die Furcht. Allein die Grenze wird weit erstreckt, und erscheint nicht, wo Du willst. Der Weise braucht die Vorsicht nicht, sich ängstlich zu bewachen; er wird seinen Thränen und seinem Vergnügen ein Ziel setzen, wo er will; für uns dagegen, weil es nicht leicht ist, zurückzugehen, ist es das Beste, nicht vorwärts zu gehen. Trefflich scheint mir Panätius einem jungen Menschen, der ihn fragte, ob der Weise lieben dürfe, geantwortet zu haben. „Von dem Weisen," sagte er, „wollen wir nachher reden: ich und Du, die wir noch weit von dem Weisen entfernt sind, dürfen es nicht geschehen lassen, daß wir in eine heftige und unbändige Leidenschaft verfallen, die einem Andern sich zum Eigenthum hingibt und sich selbst Nichts werth ist. Denn erhört uns der Geliebte, so reizt uns seine Freundlichkeit; verachtet er uns, so entzündet uns sein Stolz. Gleich schädlich ist die glückliche und die unglückliche Liebe: die glückliche nimmt uns gefangen, mit der unglücklichen müssen wir kämpfen. Darum wollen wir, unserer Schwäche uns bewußt, in der Ruhe bleiben. Weder dem Weine, noch der Schönheit, noch der Schmeichelei, noch irgend einem verführerisch lockenden Gegenstande wollen wir *die schwache* Seele vertrauen." Was Panätius auf die Frage über *die Liebe antwortete*, das sage ich von allen Affekten. So viel wir

nen, wollen wir uns von ſchlüpfrigem Boden ferne halten: auch
f trockenem ſtehen wir keineswegs feſt. Du wirſt mir hier mit
ier allgemein den Stoikern gemachten Einrede entgegentreten:
hr verſprechet zu Großes und verlanget zu Hartes. Wir ſind
wache Menſchen, und können uns nicht Alles verſagen. Wir wol-
trauern, aber wenig; wir wollen begehren, aber gemäßigt; wir
llen zürnen, aber uns verſöhnen.“ Weißt Du, warum wir Jenes
ht können? Weil der Glaube an das Können fehlt. Wahrhaftig,
iſt anders in der Wirklichkeit. Weil wir unſere Fehler lieben,
theidigen wir ſie, und wollen ſie lieber entſchuldigen, als abſchütteln.
e Natur hat dem Menſchen Stärke genug gegeben, wenn wir ſie
r gebrauchen, und unſere Kräfte zuſammennehmen und vollſtändig
r uns, oder wenigſtens nicht *gegen* uns in Bewegung ſetzen. Das
ht Wollen iſt die Urſache, das nicht Können der Vorwand.

Hundertundſiebenzehnter Brief.

Über die Lehre der Stoiker, daß die Weisheit ein Gut ſei, das Weiſeſein aber nicht.

Du wirſt mir viel zu ſchaffen machen, und ohne daß Du
weißt, mir großen Zwieſpalt und Verdruß verurſachen, indem
i mir ſolche kleine Fragen vorlegſt, in welchen ich den Unſrigen
ver widerſprechen kann, ohne die Freundſchaft, noch denſelben bei-
timmen, ohne mein Gewiſſen zu verletzen. Du fragſt, ob es wahr
, was die Stoiker behaupten, daß die Weisheit ein Gut ſei, das
iſeſein aber nicht. Ich will zuerſt die Meinung der Stoiker an

einanderſetzen, und dann meine Anſicht auszuſprechen wagen. — Die Unſrigen behaupten, was ein Gut iſt, ſei ein Körper, weil was ein Gut iſt, wirkt, und Alles, was wirkt, ein Körper iſt. Was ein Gut iſt, nützt: es muß aber Etwas wirken, um zu nützen: wenn es wirkt, ſo iſt es ein Körper. Die Weisheit, ſagen ſie, ſei ein Gut: und daraus folgt, daß ſie dieſelbe auch körperlich nennen müſſen. Allein mit dem Weiſeſein, meinen ſie, verhalte es ſich nicht ebenſo. Es iſt unkörperlich und kommt zu dem Andern, d. h. zur Weisheit nur hinzu: und deßhalb wirkt es weder Etwas noch nützt es. Wie nun? wird eingewendet; ſagen wir nicht, es ſei ein Gut, weiſe zu ſein? Wir ſagen es, mit Bezug auf das, worauf es beruht, d. h. auf die Weisheit ſelbſt. — Höre nun, was gegen Dieſe von Andern geantwortet wird, bevor ich ſelbſt mich in Bewegung ſetze, um die Seite, auf der ich ſtehe, zu verlaſſen, und auf die andere zu treten.

Auf ſolche Weiſe, wird geſagt, iſt auch das glücklich Leben kein Gut. Sie mögen wollen oder nicht, ſie müſſen antworten, das glückliche Leben ſei ein Gut, aber glücklich zu leben, ſei kein Gut. Ferner wird auch dieß den Unſrigen eingewandt: Ihr wollt weiſe ſein. Alſo iſt das Weiſeſein etwas Wünſchenswerthes. Wenn Etwas wünſchenswerth iſt, ſo iſt es ein Gut. Die Unſrigen werden genöthigt, den Worten Gewalt zu thun, und Eine Sylbe mit dem Worte expetere (wünſchen) zu verbinden, welche unſere Sprache beizufügen nicht geſtattet. Ich will ſie mit Deiner Erlaubniß hinzufügen. Expetendum est (es iſt wünſchenswerth), was ein Gut iſt: expetibile (wünſchbar), was uns zu Theil wird, wenn wir das Gut erlangt haben. Es wird alſo nicht als ein Gut gewünſcht, ſondern kommt zu dem gewünſchten Gute hinzu. Ich bin nicht dieſer Anſicht, und glaube, *die Unſrigen nehmen* hiezu ihre Zuflucht, weil ſie einmal durch das *erſte Band gefeſſelt ſind*, und die Formel nicht ändern dürfen.

Wir pflegen auf die Meinung aller Menſchen viel zu halten, und bei uns gilt als Zeugniß der Wahrheit, daß Alle einen Glauben heilen: wir wir auf das Daſein von Göttern unter Anderem daraus ſchließen, daß die Vorſtellung von Göttern in Alle gelegt iſt, und daß ein Volk auf dem Erdboden ſo von Geſetzen und Sitten verlaſſen iſt, daß es gar keine Götter glaube. Wenn wir von der Ewigkeit der Seele reden, ſo hat die Uebereinſtimmung der Menſchen, die entweder die Unterirdiſchen fürchten oder dieſelben verehren, kein geringes Gewicht bei uns. Ich kann mich dieſer allgemeinen Ueberzeugung bedienen: Du wirſt Niemand finden, der nicht der Meinung wäre, daß die Weisheit und das Weiſeſein ein Gut ſei. Ich will nicht thun, was die (im Kampfſpiel) Beſiegten zu thun pflegen, daß ich an das Volk appellire: ich will anfangen, mit eigenen Waffen zu kämpfen. Was zu einem Andern hinzugekommen, iſt das außerhalb des Gegenſtands, zu dem es hinzugekommen, oder in demſelben? Iſt es in dem Gegenſtand, zu dem es hinzugekommen, ſo iſt es eben ſo wohl Körper, als der Gegenſtand, zu dem es hinzugekommen. Denn Nichts kann hinzukommen ohne eine Wirkung: was wirkt, das iſt ein Körper. Iſt es außerhalb des Gegenſtands, ſo hat es, nachdem es hinzugekommen, ſich entfernt. Was ſich entfernt hat, das hat Bewegung: was Bewegung hat, das iſt ein Körper.

Du hofft, ich werde ſagen, daß der Lauf Nichts Anderes ſei, als das Laufen, die Wärme Nichts Anderes als das Warmſein, das Licht Nichts Anderes als das Leuchten. Ich gebe zu, daß das Genannte ein Anderes ſei, aber nicht von verſchiedenem Werthe. Wenn die Geſundheit gleichgültig iſt, ſo iſt das Geſundſein gleichgültig. Wenn die Schönheit gleichgültig iſt, ſo iſt es auch das Schönſein. Wenn die Gerechtigkeit ein Gut iſt, ſo iſt es auch das Gerechtſein. Wenn die Ehrloſigkeit ein Uebel iſt, ſo iſt auch das Ehrloſeſein er

Uebel: ſo gewiß, als wenn die Triefäugigkeit ein Uebel iſt, auch das Triefäugigſein ein Uebel iſt. Damit Du es wiſſeſt, es kann Keines ohne das Andere ſein. Wer Weisheit beſitzt, iſt weiſe: wer weiſe iſt, beſitzt Weisheit. So wenig kann gezweifelt werden, ob dieſes ſei, was jenes iſt, daß von Einigen Beides für Ein und daſſelbe gehalten wird. Aber das möchte ich gerne fragen: da alle Dinge entweder Uebel oder Güter oder gleichgültige Dinge ſind, in welche Klaſſe das Weiſeſein gehöre? Es wird geleugnet, daß es ein Gut ſei. Ein Uebel iſt es in keinem Falle: es folgt daher, daß es ein Mittelding ſei. Ein Mittelding und ein gleichgültiges Ding nennen wir aber, was ebenſowohl dem Böſen wie dem Guten zu Theil werden kann, wie Geld, Schönheit, Adel. Daß er weiſe ſei, kann nur dem Guten zu Theil werden: alſo iſt es Nichts Gleichgültiges. Aber es iſt auch kein Uebel, was den Böſen nicht zu Theil werden kann: alſo iſt es ein Gut. Was nur der Gute hat, das iſt ein Gut. Das Weiſeſein hat nur der Gute: alſo iſt es ein Gut.

Es kommt, wird geſagt, zu der Weisheit nur hinzu. Bewirkt nun dasjenige die Weisheit, was Du Weiſeſein nennſt, oder empfängt ſie? [Ob es jene bewirkt oder empfängt,] es iſt jedenfalls ein Körper. Denn was leidet und was thätig iſt, das iſt ein Körper; und wenn es ein Körper iſt, ſo iſt es ein Gut; denn nur das Eine fehlte ihm, um ein Gut zu ſein, daß es unkörperlich ſein ſollte. Die Peripatetiker behaupten, es ſeie kein Unterſchied zwiſchen der Weisheit und dem Weiſeſein, da in jedem von Beiden auch das Andere ſei. Denn glaubſt Du, daß irgend Einer, weiſe ſei, der nicht die Weisheit beſitzt? Meinſt Du, daß irgend Einer, der weiſe iſt, die Weisheit nicht beſitze? *) Die alten Dialektiker machen jenen Unter-

*) In beiden Sätzen hat Seneca — Daſſelbe geſagt, nämlich daß das

ſchied: von ihnen pflanzte ſich die Scheidung zu den Stoikern fort. Was dieſelbe bedeute, will ich angeben.

Ein Anderes iſt ein Acker, und ein Anderes, einen Acker zu beſitzen. Begreiflich, da das Ackerbeſitzen den Beſitzer, nicht den Acker angeht. So iſt die Weisheit ein Anderes, und das Weiſeſein ein Anderes. Du wirſt, wie ich glaube, zugeben, daß das Beſeſſene und der Beſitzende zweierlei ſei: die Weisheit wird beſeſſen; wer weiſe iſt, beſitzt. Die Weisheit iſt die vollkommene oder die zu dem Höchſten und Beſten gelangte Seele: denn ſie iſt die Kunſt des Lebens. Was iſt das Weiſeſein? Ich kann nicht ſagen, die vollkommene Seele, ſondern das, was demjenigen zu Theil wird, der die vollkommene Seele beſitzt. Ein Anderes iſt alſo die gute Seele, und ein Anderes gleichſam, die gute Seele zu beſitzen.

* Es ſind, ſo ſagt man, Körpernaturen, wie z. B. Dieß ein Menſch und Dieß ein Pferd iſt. Dieſe (Körpernaturen) ziehen ſodann Bewegungen der Seele nach ſich, die eine Ausſage von den Körpern enthalten. Dieſe (Seelenbewegungen) haben Etwas Eigenthümliches und von den Körpern Getrenntes. Wie ich z. B. den Cato gehen ſehe, ſo zeigt mir dieß der Sinn, und die Seele glaubt es. Der Körper iſt es, den ich ſehe, und auf den ich Augen und Seele gerichtet habe. Ich ſage ſodann: Cato geht. Das iſt nicht der Körper, ſagt man, *) was ich jetzt nenne, ſondern Etwas, das vom

---

Weiſeſein die Weisheit enthalte. Allein die Frage iſt: ob auch umgekehrt die Weisheit das Weiſeſein enthalte?

*) Für inquit (non corpus est, inquit) iſt das gleichfalls in Handſchriften ſich findende quidem (vgl. Fickert, Barr.) vielleicht die richtigere Lesart. Der Satz enthält die Fortführung der begonnenen Gedankenreihe.

Körper ausgesagt wird, was Einige einen Ausspruch (effatum), Andere eine Aussage (enuntiatum), Andere einen Satz (dictum) nennen. So, wenn wir die Weisheit nennen, verstehen wir Etwas Körperliches: wenn wir sagen: „er ist weise," so reden wir von dem Körper. Es ist aber ein großer Unterschied, ob Du die Sache nennst oder von der Sache redest.*) Nehmen wir für jetzt an, dieß sei zweierlei, denn ich spreche noch nicht aus, was meine Ansicht sei: was hindert, daß dasjenige, was ein Anderes ist, nicht dennoch ein Gut sei? Du sagtest kurz vorhin, ein Anderes sei ein Acker, und ein Anderes, einen Acker zu besitzen. Begreiflich; denn von anderer Natur ist der Besitzende, von anderer das Besessene: dieses ist Erde, jener ist ein Mensch. Allein in dem Falle, von dem es sich handelt, ist Beides von derselben Natur, sowohl derjenige, der die Weisheit besitzt, als diese selbst, die besessen wird. Außerdem ist in jenem Falle das Besessene ein Anderes, und der Besitzende ein Anderer: in diesem Falle fällt das Besessene und der Besitzende zusammen. Einen Acker besitzt man durch ein Recht, die Weisheit von Natur: der erstere kann veräußert und einem Andern übergeben werden, die letztere weicht nicht von ihrem Herrn. Du vergleichst also mit Unrecht, was sich unähnlich ist. Ich hatte angefangen, davon zu reden, daß jenes Beides**) zweierlei sein, und daß doch Beides ein Gut sein könne:

---

*) In dieser Ausführung nimmt Seneca von dem Gegensatz des Concreten und Abstracten (in der Form des Dings und der Vorstellung von dem Dinge) seinen Ausgang, vermischt aber alsbald denselben mit dem Gegensatz des Subjects und Prädicats, der zunächst als ein grammatischer zu fassen war, ohne daß ihn Seneca als solchen faßt oder festhält. Die stumpfe Dialektik unsers Autors ist offenbar *seine schwächste Seite.*

**) *Die Weisheit* und das Weisesein.

wie die Weisheit und der Weise zweierlei sind, und doch beide ein Gut, wie Du zugibst. Gleichwie nun Nichts im Wege steht, daß die Weisheit ein Gut sei, und zugleich der Besitzer der Weisheit: so steht auch Nichts im Wege, daß die Weisheit ein Gut sei, und zugleich das Besitzen der Weisheit, d. h. das Weisesein. Ich will ein Weiser sein, in der Absicht, weise zu sein. Wie nun? Ist nicht dieß ein Gut, ohne welches auch das Andere kein Gut ist? Wenigstens sagt Ihr selbst, daß die Weisheit, wenn sie ohne Gebrauch verliehen werde, nicht annehmungswürdig sei. Was ist der Gebrauch der Weisheit? Das Weisesein: dieß ist an ihr das Köstlichste; nimmt man dieß davon, so wird sie überflüssig. Wenn die Foltern Uebel sind, so ist auch das Gefoltertwerden ein Uebel, so zwar, daß jene keine Uebel sind, wenn Du das, was sie nach sich ziehen, hinwegnimmst. Die Weisheit ist die Verfassung der vollkommenen Seele, das Weisesein der Gebrauch der vollkommenen Seele. Wie kann der Gebrauch derselben kein Gut sein, da sie ohne den Gebrauch kein Gut ist? *) Ich frage Dich, ob die Weisheit wünschenswerth sei? Du gibst es zu. Ich frage, ob der Gebrauch der Weisheit wünschenswerth sei? Du gibst es zu, denn Du sagst, Du würdest sie nicht annehmen, wenn Du verhindert würdest, sie zu gebrauchen. Was wünschenswerth ist, das ist ein Gut. Das Weisesein ist der Gebrauch der Weisheit, wie das Reden der Gebrauch der Beredtsamkeit, das Sehen der Gebrauch der Augen ist: ebenso ist das Weisesein der Gebrauch der Weisheit. Der Gebrauch der Weisheit aber ist wünschenswerth: das Weisesein also ist wünschenswerth. Wenn es wünschenswerth ist, so ist es ein Gut. Schon lange verdamme ich mich selbst, der ich Jene nachahme,

*) Der Sinn erfordert nothwendig: quae sine usu bonum no[illegible] est.

indem ich sie anklage, und Worte an eine von selbst sich verstehende Sache verschwende. Denn wem kann es zweifelhaft sein, daß, wenn die Hitze ein Uebel ist, es auch ein Uebel sei, Hitze zu haben? daß, wenn der Frost ein Uebel ist, es auch ein Uebel sei, Frost zu haben? daß, wenn das Leben ein Gut ist, es auch ein Gut sei, zu leben?

Alle jene Fragen bewegen sich um die Weisheit, nicht in ihr selbst; allein wir sollen in ihr selbst uns niederlassen. Wollen wir uns auch ein wenig ergehen, so hat sie weite und geräumige Seitengänge. Ueber die Natur der Götter wollen wir Untersuchungen anstellen; über die Urstoffe der Gestirne;*) über die so verschiedenen Bahnen der Sterne; ob nach ihren Bewegungen die menschlichen Dinge sich bewegen; ob von dorther für die Körper und Seelen von Allen der Anstoß komme; ob auch das, was zufällig genannt wird, durch ein bestimmtes Gesetz gebunden sei, und Nichts in dem Wechsel dieser Welt von Ungefähr und außer der Ordnung eintrete. Solche Untersuchungen sind bereits der Bildung der Sitten fremd: allein sie richten die Seele auf und erheben sie zu der Größe der Gegenstände, mit denen sie umgeht. Diejenigen aber, von welchen ich kurz vorhin sprach, verkleinern und beugen die Seele und schwächen sie, statt sie nach Eurer Meinung zu schärfen. Ich bitte Euch, die so nothwendige Sorge, die wir größeren und besseren Dingen schuldig sind, verschwenden wir an eine, wenn nicht unwahre, doch wenigstens unnütze Sache! Was kann es mir nützen, zu wissen, ob die Weisheit etwas Anderes sei, als das Weisesein? Was kann es mir nützen, zu wissen, daß jene ein Gut sei [und dieses keines]? Ich will so leichtsinnig sein, und die Wette eingehen: Dir mag die Weisheit und mir das Weisesein

*) *Die Lesart* elementis (statt alimento) *ist nicht nur durch den Sinn, sondern auch durch die Mehrzahl der codd. unterstützt.*

zufallen: wir werden einander gleich ſein. Trachte vielmehr darnach, mir den Weg zu zeigen, auf welchem ich dazu gelange. Sage, was ich meiden, und was ich erſtreben ſolle; durch welche Studien ich die wankende Seele befeſtige; wie ich das Widrige, wovon ich getroffen und verfolgt werde, weit von mir wegtreibe; wie ich ſo vielen Uebeln Stand halten könne; wie ich jene Unfälle entferne, die über mich hereinſtürzten, und wie jene, in die ich ſelbſt mich ſtürzte. Lehre mich, wie ich das Unglück ohne eigenes Seufzen, und das Glück ohne fremdes ertrage; wie ich das Aeußerſte und Unvermeidliche nicht erwarte, ſondern wie ich, wenn es mir gut dünkt, ſelbſt entfliehe. Nichts ſcheint mir ſchimpflicher, als den Tod zu wünſchen. Denn wenn Du leben willſt, was wünſcheſt Du zu ſterben? oder wenn Du nicht willſt, was bitteſt Du die Götter um das, was ſie mit der Geburt Dir gegeben? Denn daß Du einmal ſterbeſt, das iſt auch ohne Deinen Willen Dir beſtimmt; daß Du ſterbeſt, wann Du willſt, das liegt in Deiner Hand. Das Eine mußſt Du, das Andere kannſt Du. Ich habe in dieſen Tagen geleſen, wie ein wirklich beredter Mann ſeine Rede mit den ſchimpflichen Worten begann: „So wahr ich wünſche, je eher deſto lieber zu ſterben!“ Thörichter Menſch, Du wünſcheſt, was Deine Sache iſt. „So wahr ich wünſche, je eher deſto lieber zu ſterben!“ Vielleicht biſt Du unter dieſen Reden ein Greis geworden. Denn was ſteht Dir im Wege? Niemand hält Dich: gehe davon, auf welchem Wege es Dir gut dünkt. Wähle irgend einen Theil der Natur, der Dir auf Dein Geheiß einen Ausgang öffne. Dieß ſind nämlich die Urſtoffe,*) auf welchen die Bewegung dieſer Welt beruht, Waſſer, Erde, Luft: dieſe alle ſind

*) *Wir leſen: haec nempe sunt elementa* —; das et vor elementa *ſcheint ein* Fehler der Abſchreiber.

ebenſowohl Urſachen des Lebens als Wege zum Tode. „So wahr ich wünſche, je eher deſto lieber zu ſterben!“ Was verſtehſt Du unter dieſem „je eher deſto lieber?“ Welchen Tag beſtimmſt Du dafür? Es kann ſchneller geſchehen, als Du wünſcheſt. Dieſe Worte zeugen von einer ſchwachen Seele, die durch ihren Wunſch das Mitleid in Anſpruch nimmt. Wer es wünſcht, der will nicht ſterben. Bitte die Götter um Leben und Wohlfahrt: gefällt es Dir, zu ſterben, ſo iſt das die Frucht des Todes, daß Du aufhörſt zu wünſchen.

Mit ſolchen Gedanken, mein Lucilius, mögen wir uns beſchäftigen, und durch ſolche unſere Seele bilden. Dieß heißt Weisheit, dieß heißt Weiſeſein, nicht an leeren und geringfügigen Streitfragen einen durchaus nutzloſen Scharfſinn üben. So viele Fragen hat das Schickſal Dir vorgelegt: Du haſt ſie noch nicht gelöst, und gibſt Dich ſchon mit Spielen ab. Wie thöricht iſt es, in der Luft zu fechten, wenn das Zeichen zur Schlacht Dir gegeben iſt. Weg mit den Waffen, die zum Spielen dienen: entſcheidender Waffen bedarf es. Sage mir, wie ich die Seele vor jeder Beunruhigung durch Traurigkeit und Furcht bewahren, und wie ich dieſer Laſt von geheimen Begierden mich entſchlagen kann. Eine Thätigkeit iſt nöthig. „Die Weisheit iſt ein Gut, das Weiſeſein keines.“ So geſchieht es, daß das Weiſeſein uns abgeſprochen, und daß dieſes ganze Studium verlacht wird, als wäre es für überflüſſige Dinge aufgewandt.

Was würdeſt Du erſt ſagen, wenn Du wüßteſt, daß auch die Frage geſtellt wird: „ob künftige Weisheit ein Gut ſei?“ Denn wie kann man zweifeln, ich bitte Dich, daß weder die Scheunen die künftige Ernte fühlen, noch das Knabenalter durch Kräfte oder irgend welche Stärke des künftigen Jünglingsalters ſich bewußt iſt? *Dem Kranken nützt die* künftige Geſundheit inzwiſchen ſo wenig, *als den Läufer und Kämpfer* die Ruhe erquickt, die nach vielen Monaten

eintreten wird. Wer weiß nicht, daß eben darum, weil es zukünftig iſt, das Zukünftige kein Gut iſt? Denn was ein Gut iſt, das muß nützen: aber nur das Gegenwärtige kann nützen. Wenn es nicht nützt, ſo iſt es kein Gut. Wenn es nützt, ſo iſt es ſchon da. Ich werde weiſe ſein: das wird ein Gut ſein, wenn ich es ſein werde. Inzwiſchen iſt es keines. Zuerſt muß Etwas ſein, und dann erſt kann es von dieſer oder jener Beſchaffenheit ſein. Wie kann, ich bitte Dich, was noch Nichts iſt, ſchon ein Gut ſein? Welchen beſſeren Beweis aber kannſt Du verlangen, daß Etwas nicht ſei, als wenn ich ſage, es iſt zukünftig? Denn es iſt offenbar, daß noch nicht gekommen iſt, was erſt kommt. Der Frühling wird kommen: daher weiß ich, daß jetzt Winter iſt. Der Sommer wird kommen: daher weiß ich, daß jetzt nicht Sommer iſt. Das Zukünftigſein iſt der ſtärkſte Beweis, daß Etwas noch nicht gegenwärtig iſt. Ich werde weiſe ſein, ich hoffe es: allein inzwiſchen bin ich es nicht. Wenn ich jenes Gut hätte, ſo wäre ich auch von dieſem Uebel frei. Es iſt zukünftig, daß ich weiſe ſein werde: daraus kannſt Du merken, daß ich es noch nicht bin. Ich kann nicht zugleich jenes Gut genießen und an dieſem Uebel leiden. Dieſe beiden, Gut und Uebel, gehen nicht zuſammen und können nicht bei Einem und Demſelben zugleich ſein.

Laß uns an den ſcharfſinnigen Poſſen vorübergehen und zu demjenigen eilen, was uns irgend welche Hilfe bringen kann. Niemand, der voll Beſorgniß die Hebamme für ſeine gebärende Tochter holt, lieſt ein Edikt und die Ordnung der Schauſpiele. Niemand, der nach ſeinem brennenden Hauſe läuft, ſieht auf ein Brettſpiel, um zu wiſſen, wie ein eingeſchloſſener Stein loskomme. Nun aber, bei Gott, bekommſt Du Botſchaften von allen Seiten, von dem Brande Deines Hauſes, der Gefahr Deiner Kinder, der Belagerung Deiner Vaterſtadt und der Plünderung Deiner Güter: und hiezu ſagt w

Schiffbrüche und Erdbeben, und was ſonſt gefürchtet werden mag. Unter ſolchen Umſtänden bleibſt Du müſſig und beſchäftigſt Dich mit Dingen, die blos zur Unterhaltung dienen? Du unterſuchſt, was für ein Unterſchied zwiſchen der Weisheit und dem Weiſeſein ſei? Du ſchlingſt und löſeſt Knoten, während über Deinem Haupt eine ſo große Laſt ſchwebt? Nicht ſo reichlich und freigebig hat uns die Natur die Zeit verliehen, daß wir Etwas davon verlieren dürften. Und ſiehe, wie Vieles auch den Gewiſſenhafteſten verloren geht! Ein Jeder verliert Einiges durch eigene Krankheit, Anderes durch Krankheit der Seinigen. Einiges nehmen die Angelegenheiten der Schutzverwandten, Anderes die öffentlichen Geſchäfte weg. Der Schlaf theilt mit uns das Leben. Welchen Vortheil kann es haben, den größeren Theil von dieſer engen und uns reißend ſchnell entführenden Zeit in das Blaue hinauszuwerfen? Nimm noch hinzu, daß die Seele gewohnt wird, ſich lieber zu ergötzen als zu heilen, und aus der Philoſophie, die ein Mittel der Heilung iſt, einen Gegenſtand der Unterhaltung zu machen. Was für ein Unterſchied zwiſchen Weisheit und Weiſeſein ſei, das weiß ich nicht: daß es aber für mich keinen Unterſchied mache, ob ich es wiſſe oder nicht, das weiß ich. Sage mir: wenn ich den Unterſchied zwiſchen Weisheit und Weiſeſein gelernt habe: werde ich dann weiſe ſein? Warum hältſt Du mich alſo unter Worten der Weisheit feſt, ſtatt unter Werken? Mache mich tapferer, furchtloſer, dem Schickſal gewachſen, dem Schickſal überlegen! Ich kann aber überlegen ſein, wenn ich Alles anwende, was ich lerne.

Hundertundachtzehnter Brief.

Ermahnung, sich vom Schicksal unabhängig zu machen, da diejenigen, die vom Schicksal abhängen, aus Unkenntniß des Wahren und Guten sich selbst in Uebel stürzen. Untersuchung der Frage, was ein Gut sei.

Du verlangst von mir häufigere Briefe. Wir wollen die Rechnungen zusammentragen: Du wirst zahlungsunfähig sein. Wir waren nämlich übereingekommen, daß Deine Briefe die ersten sein sollten: Du solltest schreiben, ich antworten. Allein ich werde nicht schwierig sein; ich weiß, daß man Dir borgen kann. Darum will ich vorausbezahlen. Und ich werde es nicht machen, wie es der beredte Cicero den Attikus machen heißt: auch wenn er keinen Gegenstand habe, so solle er schreiben, was ihm in den Mund komme. Niemals kann es mir an Stoff zum Schreiben gebrechen, auch wenn ich das Alles, was die Briefe des Cicero anfüllt, bei Seite lasse: welcher Bewerber sich bemühe; wer mit fremden, wer mit eigenen Kräften kämpfe; wer das Consulat im Vertrauen auf Cäsar, wer auf Pompejus, wer auf seine Kasse suche; wie hart der Wucherer Cäcilius sei, von welchem um weniger als zwölf Procent selbst seine Verwandten keinen Pfennig herausbekommen. *) Es ist besser, die eigenen als fremde Uebel zu behandeln, sich selbst zu prüfen und zu sehen, um wie viele Dinge man Bewerber sei, und sich nicht zu unterstützen. Das, mein Lucilius, ist ruhmvoll, das heißt furchtlos und frei sein, wenn man Nichts begehrt, und jede Bewerbung beim Schicksal verschmäht. Wie angenehm stellst Du Dir es vor, in der Tribus-Ver-

*) *Vergl. Cic.* ad Att. II, 12, 1.

ſammlung, wenn die Amtsbewerber auf der Höhe ihrer Plätze in banger Erwartung ſchweben *) und der Eine Geld verſpricht, der Andere durch eine Mittelsperſon unterhandelt, und der Dritte die Hände derjenigen mit Küſſen bedeckt, **) von welchen er als Gewählter ſich die Hand nicht berühren laſſen wird, wenn Alle in äußerſter Spannung die Stimme des Ausrufers erwarten, müſſig dazuſtehen und dem Markte zuzuſehen, ohne Etwas zu kaufen oder zu verkaufen? Welche größere Freude genießt derjenige, der nicht der Bewerbung um die Prätur- oder Conſulwürde ruhig zuſieht, ſondern jener großen Bewerbung, bei welcher die Einen jährliche Ehrenſtellen, Andere lebenslängliche Aemter, Andere glückliche Erfolge in Kriegen und Triumphe, Andere Reichthümer, Andere Frauen und Kinder, Andere Geſundheit für ſich und die Ihrigen zu gewinnen ſuchen? Welche große Seele beweist es, ſich allein um Nichts zu bemühen, bei Keinem Bitten einzulegen, und zu ſprechen: „Ich habe Nichts mit Dir zu ſchaffen, o Schickſal! Ich geſtatte Dir keine Macht über mich: ich weiß, daß bei Dir Catone durchfallen und Vatinier gewählt werden. Ich bitte um Nichts!“ Das heißt ſich ein unabhängiges Leben ſchaffen. Daher dürfen wir dieß einander ſchreiben, und dieſen ganzen Gegenſtand allezeit vorbringen, da wir rings um uns ſo viele tauſend ruheloſe Menſchen ſehen, die, um Etwas Verderbenbringendes

---

*) Cum candidati in templis suis pendeant. Vergl. Macrob. Sat. I, 16.: candidatis usus fuit — in colle sistere, unde coram possent ab universis videri. Die templa waren indeſſen wohl eigent, für die Candidaten beſtimmte und zubereitete Plätze.

**) Dieß Alles geſchah wohl ſchwerlich von den templis aus: *die einzelnen* Momente des Verlaufs der Comitien ſind von Seneca *vermiſcht.*

zu erlangen, durch Uebel hindurch auf ein Uebel hinarbeiten und um Dinge ſich bemühen, die ſie bald darauf hinter ſich laſſen oder ſelbſt verachten werden.

Denn wem war das Erreichte genug, das, ſo lange er es wünſchte, ihm allzuviel däuchte? Das Glück iſt nicht habgierig, wie die Leute glauben, ſondern klein von Umfang: daher ſättigt es Niemanden. Du hältſt jene Gegenſtände für hoch, weil Du weit von denſelben entfernt biſt; für den aber, der zu ihnen gelangt, ſind ſie niedrig, und ich will ein Lügner ſein, wenn er nicht noch höher zu ſteigen ſucht. Was Du für den Gipfel hältſt, iſt nur eine Stufe. Allen aber gereicht die Unkenntniß des Wahren zum Unheil. Sie gehen auf vermeintliche Güter aus, durch Gerüchte getäuſcht: und wenn ſie dieſelben, nach vielen Beſchwerden, erreicht, ſo ſehen ſie, daß es Uebel ſeien, oder werthloſe Dinge, oder geringere, als ſie gehofft. Die Mehrzahl bewundert, was aus der Entfernung täuſcht, und der Menge gilt das Große für gut.

Damit dieß nicht auch uns begegne, ſo wollen wir unterſuchen, was ein Gut ſei. Man hat daſſelbe verſchieden gedeutet: der Eine hat es ſo, der Andere anders ausgedrückt. Einige erklären es ſo: „Ein Gut iſt, was die Seelen einladet und anlockt.“ Hiegegen wird ſogleich eingewandt: Wie? wenn es einladet, aber zum Verderben? Du weißt, wie ſchmeichleriſch viele Uebel ſind. Das Wahre und das Wahrſcheinliche ſind unter ſich verſchieden. So verbindet ſich, was gut iſt, mit dem Wahren: denn wenn es nicht wahr iſt, ſo iſt es nicht gut. Was dagegen zu ſich einladet und lockt, das iſt wahrſcheinlich: es überliſtet, verführt, zieht an ſich. Einige haben ſo erklärt: „Ein Gut iſt, was ein Verlangen nach ſich rege macht;“ oder „was einen Trieb der ihr Streben darauf richtenden Seele erregt.“ *Auch hiegegen wird daſſelbe* eingewandt. Denn Vieles erregt die

Trieb der Seele, was für Diejenigen, die darnach ſtreben, ſich doch nur als Uebel erweiſt. Beſſer Jene, die alſo erklärt haben: „Ein Gut iſt, was einen Trieb der Seele gemäß der Natur auf ſich richtet, und deßhalb nur des Strebens würdig iſt.“ So wie es des Strebens würdig iſt, ſo iſt es Etwas Sittlich-gutes: denn dieß iſt unbedingt des Strebens würdig. Die Sache ſelbſt führt mich darauf, den Unterſchied zwiſchen dem Guten und Sittlich-guten anzugeben. Beides iſt gewiſſermaßen vermiſcht und unzertrennlich: Nichts kann gut ſein, worin nicht Etwas Sittlich-gutes iſt, und das Sittlich-gute iſt gut als ſolches. Worin beſteht nun der Unterſchied zwiſchen beiden? Das Sittlich-gute iſt das vollkommene Gute, wodurch ein glückliches Leben zum glücklichen wird, und durch deſſen Berührung auch andere Dinge zu Gütern werden. Was ich ſage, iſt alſo gemeint: es gibt gewiſſe Dinge, die weder Güter noch Uebel ſind, wie der Kriegsdienſt, eine Legaten-, eine Richterſtelle. Zeigt ſich Einer in ſolchem Berufe ſittlich gut, ſo wird der Beruf ein Gut, und geht von einer zweifelhaften Beſchaffenheit in die eines Gutes über. Gut wird Etwas durch die Geſellſchaft des Sittlich-guten, das Sittlich-gute iſt gut für ſich. Das Gute fließt aus dem Sittlich-guten, das Sittlich-gute ſtammt aus ſich ſelbſt. Was gut iſt, könnte übel ſein; was ſittlich gut iſt, kann nur gut ſein. Einige haben dieſe Erklärung gegeben: „Ein Gut iſt, was der Natur gemäß iſt.“ Merke, was ich ſage: was ein Gut iſt, das iſt der Natur gemäß; nicht aber iſt ſofort, was der Natur gemäß iſt, ein Gut. Vieles ſtimmt zwar mit der Natur überein; allein es iſt ſo unbedeutend, daß ihm der Name eines Guts nicht zukommt. Es iſt nämlich werthlos und gering zu ſchätzen: kein Gut aber, auch das kleinſte nicht, iſt gering zu ſchätzen. *Denn ſo lange es* geringfügig iſt, ſo iſt es kein Gut: ſo wie es ein *Gut iſt, ſo iſt es nicht* geringfügig. Woran wird ein Gut erkannt?

Wenn es vollkommen der Natur gemäß ist. „Du gibst zu," so wendest Du mir ein, „daß, was ein Gut ist, der Natur gemäß ist: dieß ist seine Eigenschaft. Du gibst zu, daß auch andere Dinge der Natur gemäß sind, ohne aber Güter zu sein. Wie ist nun jenes ein Gut, da es diese Dinge nicht sind? Wie kommt es zu einer andern Eigenschaft, da doch Beides die Hauptsache gemein hat, der Natur gemäß zu sein?" Die Ursache liegt allein in der Größe. Und es ist ja nichts Neues, daß Etwas durch Wachsen sich ändert. Es war Einer ein Kind, und ist Mann geworden: sein Charakter wird ein anderer. Denn das Kind ist unvernünftig, der Mann vernünftig. Durch das Wachsthum wird Einiges nicht blos etwas Größeres, sondern etwas Anderes. „Was größer wird," wendet man ein, „wird nicht ein Anderes. Ob Du eine Flasche oder ein Faß mit Wein fülleſt, ist gleichgültig: in beiden Fällen behält der Wein seine Eigenschaft. Und zwischen einer kleinen und großen Menge Honig ist in Hinsicht des Geschmacks kein Unterschied." Die Beispiele, die Du anführst, sind verschieden: denn bei diesen Dingen findet dieselbe Beschaffenheit Statt. Obgleich sie vermehrt werden, bleiben sie was sie sind. Gewisse Dinge, im Maße gesteigert, beharren in ihrer Art und Eigenschaft: gewisse Dinge, nachdem sie vielfachen Zuwachs erfahren, werden erst durch den Zusatz, der zuletzt kommt, verwandelt, und erhalten durch diesen eine neue, von der bisherigen verschiedene Beschaffenheit. Ein Stein macht das Gewölbe, nämlich jener, der die zugeneigten Seiten zusammenkeilt, und durch sein Dazwischentreten bindet. Wie kommt es, daß der letzte, wenn gleich nur geringfügige Zusatz so viel bewirkt? Weil er voll macht, nicht vermehrt. Es gibt Dinge, die im Fortgang der früheren Gestalt sich entkleiden, und sofort eine neue Gestalt annehmen. Hat die Seele einen Gegenstand lange verfolgt und der Größe desselben nachgehend sich ermüdet, so wird er nunmehr

als unbegrenzt bezeichnet, und ist jetzt ein ganz anderer geworden, er war, da er groß, aber begrenzt schien. Auf dieselbe Weise ha wir uns gedacht, daß ein Gegenstand schwer zu zerschneiden sei: zul da die Schwierigkeit größer ward, fanden wir, daß er unzerschneib sei. Ebenso sind wir von dem, was sich kaum und was sich sch bewegte, zu dem Unbeweglichen fortgegangen. Auf dieselbe W war Etwas der Natur gemäß, was in Folge seiner Größe in e andere Eigenschaft übergieng und ein Gut ward.

Hundertundneunzehnter Brief.

Unterricht in der Kunst, reich zu werden.

So oft ich Etwas gefunden habe, warte ich nicht bis Du sag laß uns theilen! Ich sage es mir selbst. Du fragst, was es das ich gefunden? Oeffne Deinen Schooß, es ist reiner Gewi Ich will Dich lehren, wie Du auf's Schnellste reich werden könn Dieß zu hören, bist Du sehr begierig, und nicht mit Unrecht: ich w Dich auf dem kürzesten Wege zu dem größten Reichthum führ Doch wirst Du einen Gläubiger nöthig haben. Um Geschäfte mad zu können, mußt Du fremdes Geld entlehnen: allein ich will ni daß Du durch einen Unterhändler borgest, und daß die Mäckler D nen Namen im Munde führen. Ich will Dir einen Gläubiger v schaffen, der Dir zur Hand ist, jenen catonianischen „Borge von selbst!“ *) So wenig es ist, es wird genug sein, wenn wir das, w

*) Es war ein Spruch des Cato: quod tibi deest, a te ip *mutuare (Was Dir fehlt, das borge von Dir selbst).* Vergl. Sen *de benef. V, 7. (ob. S. 853.)*

uns fehlt, von uns zu erlangen suchen. Denn es ist kein Unterschied, mein Lucilius, ob Du nicht entbehrest, oder ob Du besitzest. Die Hauptsache ist in beiden Fällen die gleiche: Du wirst nicht geplagt sein. Und ich verlange nicht, daß Du Etwas der Natur versagest: sie ist hartnäckig, läßt sich nicht überwinden, fordert das Ihrige. Nur sollst Du wissen, daß das, was über die Natur hinausgeht, geschenkt, nicht nothwendig sei. Ich hungere: so muß ich essen. Ob nun das Brod gemeines oder Waizenbrod sei, berührt die Natur nicht. Sie will nicht, daß man dem Magen wohl thue, sondern ihn fülle. Ich dürste: ob es nun Wasser sei, das ich aus dem nächsten Brunnen geholt, oder solches, das ich mit Eis umgeben, damit es durch fremde Kälte erfrischt werde, berührt die Natur nicht. Diese verlangt nur das Eine, daß der Durst gelöscht werde: ob es ein goldener oder krystallener oder murrhiner Becher, oder ein Kelch aus Tibur, oder die hohle Hand sei, macht Nichts zur Sache. Betrachte den Zweck von allen Dingen, und laß das Ueberflüssige fahren! Der Hunger mahnt mich: zum Nächsten Besten mag ich die Hand ausstrecken; jener selbst wird mir empfehlen, was ich immer ergreifen mag. Der Hungrige verachtet Nichts.

Du fragst nun, was es sei, das mir Freude gemacht habe? Vortrefflich scheint mir der Spruch: „der Weise sucht mit dem größten Eifer den natürlichen Reichthum.“ Du speisest mich, sagst Du, aus leerer Schüssel. Was soll das? Ich hatte schon meine Geldkörbe gerüstet; ich schaute bereits mich um, in welches Meer ich hinausfahren sollte, um Handel zu treiben, welchen Staatspacht ich übernehmen, welche Waaren ich holen sollte. Das heißt betrügen, wenn man Einen die Armuth lehrt, nachdem man ihm Reichthum versprochen. — Du hältst also den für arm, dem Nichts fehlt? — *Dieß verdankt er*, sagst Du, sich selbst und seiner Geduld, und die

dem Glücke. — Deßhalb alſo hältſt Du ihn nicht für reich, weil ſein Reichthum nicht aufhören kann? Was willſt Du lieber haben, viel oder genug? Wer viel hat, begehrt mehr, zum Beweiſe, daß er noch nicht genug hat: wer genug hat, der hat erreicht, was er nie durch den Reichthum erreicht, das Ziel. Oder glaubſt Du, dieſer Reichthum ſei deßwegen kein Reichthum, weil Niemand wegen deſſelben geächtet worden? weil Keinem wegen deſſelben ein Sohn, und Keinem eine Gattin mit Gift vergeben hat? weil derſelbe im Kriege geſichert iſt? und im Frieden keine Sorgen macht? weil weder ſein Beſitz gefährlich noch ſeine Verwaltung mühevoll iſt? — Aber der hat wenig, der nur nicht friert, nicht hungert, nicht dürſtet. — Mehr hat Jupiter nicht. Niemals iſt wenig, was genug iſt: und niemals iſt viel, was nicht genug iſt. Nach Beſiegung des Darius und der Indier iſt Alexander arm. Ich will ein Lügner ſein: er ſucht, was er ſich zu eigen mache, durchforſcht unbekannte Meere, ſendet neue Flotten in den Ocean, und durchbricht ſo zu ſagen die Riegel der Welt. Was der Natur genug iſt, das iſt es dem Menſchen nicht. Es hat ſich Einer gefunden, der Alles und noch Einiges dazu begehrte: ſo groß iſt die Blindheit der Seelen, und ſo groß bei Jedem, wenn er weiter gekommen, das Vergeſſen ſeines Anfangs. Jener, der eben erſt nicht ohne Anfechtung der Herr eines unbekannten Winkels war, trauert, da er nach erreichter Grenze der Erde durch ſeine Welt zurückkehren ſoll. Keinen macht das Geld reich, ſondern flößt im Gegentheil Jedem eine noch größere Begierde nach ſich ein. Du fragſt, was die Urſache hievon ſei? So wie Einer mehr hat, ſo kann *er noch mehr haben.* Um Alles zu ſagen, Du darfſt mir Jeden, den *Du willſt, von den* Männern, deren Namen neben Crösus und Licinius *genannt werden*, vorführen. Er gebe ſein Vermögen an und ohne zuſammen, was er hat und was er hofft: er iſt arm, wenn D

mir, und kann es sein, wenn Du Dir glaubst. Derjenige dagegen, der nach dem, was die Natur verlangt, sich eingerichtet hat, ist nicht nur vom Gefühl der Armuth, sondern auch von der Furcht vor derselben frei. Aber damit Du wissest, wie schwer es sei, den Besitz auf das natürliche Maß zu beschränken, eben Derjenige, von dem wir sagen, er halte sich in den Grenzen der Natur, und welchen Du arm nennst, hat noch Etwas Ueberflüssiges. Allein der Reichthum blendet das Volk und zieht seine Augen auf sich, wenn viel baares Geld aus einem Hause getragen wird, wenn viel Gold sogar über die Decke desselben gezogen wird, wenn die Sklaven entweder durch seltene Schönheit oder prächtige Kleidung sich auszeichnen. Das Glück von allen diesen Leuten ist nach Außen gerichtet: Derjenige, den wir dem Volke und dem Schicksal entzogen haben, ist innerlich selig. Denn was Jene betrifft, bei welchen eine vielbeschäftigte Armuth den Namen Reichthum sich angemaßt hat, so haben sie den Reichthum ebenso, wie man von uns sagt, wir haben das Fieber, während dieses vielmehr uns hat. Umgekehrt pflegen wir zu sagen: das Fieber hat Einen ergriffen: auf gleiche Weise sollten wir sagen: der Reichthum hat Einen ergriffen. An Nichts also möchte ich Dich mehr erinnern, als woran Niemand genug erinnert wird: daß Du Alles nach den natürlichen Bedürfnissen messest, denen entweder umsonst oder wohlfeil genug gethan wird. Nur mische unter die Bedürfnisse keine Leidenschaften! Du fragst beim Auftragen der Speise, von welcher Beschaffenheit der Tisch und das Silbergeschirr sei, wie gleich und wie glatt die Sklaven seien? Nichts als die Speise bedarf die Natur.

„Wie, wenn brennender Durst Dir den Gaum zehrt, suchst Du nach goldnen

„Bechern Dich um? Wenn Hunger Dich quält, iſt Alles Dir widrig,
„Außer der Butt' und dem Pfau?" *)

Der Hunger iſt nicht anſpruchsvoll; er iſt zufrieden, aufzuhören: wodurch er aufhöre, kümmert ihn wenig. Das ſind Plagen einer unglücklichen Schwelgerei, welche ſucht, wie ſie nach der Sättigung noch hungere, wie ſie den Magen nicht fülle, ſondern vollſtopfe, wie ſie den Durſt, der durch den erſten Trunk gelöſcht iſt, wieder hervorrufe. Trefflich ſagt daher Horaz, den Durſt berühre es nicht, in welchem Becher oder von welcher ſchönen Hand das Waſſer gereicht werde. Denn wenn Du meinſt, es berühre Dich, welches Haar Dein Sklave habe, und wie durchſichtig der Becher ſei, den er Dir reiche, ſo haſt Du keinen Durſt. Unter Anderem hat uns die Natur den Vorzug verliehen, daß ſie die Nothwendigkeit vom Eckel befreit hat. Das Ueberflüſſige läßt Auswahl zu. Dieſes iſt nicht anſtändig, dieß nicht vornehm genug, dieß beleidigt meine Augen. Jener Urheber der Welt, der uns die Geſetze des Lebens vorzeichnete, ſorgte für unſere Erhaltung, und nicht für unſer Wohlleben. Für unſere Erhaltung iſt Alles bereit und zur Hand: für unſer Wohlleben wird Alles unter Plagen und Mühen herbeigeſchafft. Benützen wir alſo dieſe Wohlthat der Natur, die unter die großen zu zählen iſt, und bedenken wir, daß ſie durch Nichts ſich mehr um uns verdient gemacht hat, als dadurch, daß wir dasjenige, was wir nothwendig bedürfen, ohne Eckel genießen.

*) Horaz Sat. I, 2, 114 ff. (Nach Kirchners Ueberſetzung, Sat. I. S. 37.)

Hundertundzwanzigster Brief.

Ueber den Ursprung der Erkenntniß des Guten und des Sittlich-guten.

Dein Brief ergieng sich durch mehrere kleine Fragen: bei einer aber blieb er stehen, deren Lösung er verlangt: auf welche Weise wir zu der Kenntniß des Guten und des Sittlich-guten gelangt seien? Diese beiden Begriffe sind bei Andern verschieden, bei uns nur getrennt. Was das heiße, will ich angeben. Für gut halten Einige, was nützlich ist, und geben daher diesen Namen auch dem Reichthum, einem Pferde, dem Weine, einem Schuhe: so gemein wird bei ihnen das Gute, und so sehr steigt es bis zum Niedrigen herab. Sittlich-gut nennen sie eine Handlung, bei welcher der Begriff der Pflichterfüllung zutrifft, wie die treue Pflege eines greisen Vaters, die Unterstützung eines armen Freundes, die Tapferkeit im Felde, die weise und gemäßigte Abstimmung im Rathe. Wir unterscheiden zwar jene beiden Begriffe, betrachten jedoch ihr Wesen als Eines. Nichts ist gut, als was sittlich-gut ist. Was sittlich-gut ist, das ist gut als solches. Ich halte es für überflüssig, beizufügen, was für ein Unterschied zwischen ihnen Statt finde, da ich es oft gesagt habe. Dieses Eine will ich sagen, daß uns Nichts gut scheine, was Einer auch übel anwenden kann. Du siehst aber, wie Viele ihren Reichthum, ihren Adel, ihre Kräfte übel anwenden. Jetzt also kehre ich zu der Frage zurück, von der Du wünschest, daß sie besprochen werde: auf welche Weise wir zuerst zur Kenntniß des Guten und des Sittlich-guten gelangt seien? Dieß konnte uns die Natur nicht lehren: sie *hat uns die Keime* der Wissenschaft, nicht aber die Wissenschaft *selbst verliehen*. Einige sagen, wir seien zufällig auf die Kenntniß

gekommen. Allein es iſt unglaublich, daß das Bild der Tugend Einem von ungefähr aufgeſtoßen ſei: uns ſcheint es aus der Beobachtung und Vergleichung von Fällen, welche oft vorkamen, hervorgegangen zu ſein: die Unſrigen nehmen an, die Erkenntniß des Sittlich-guten und des Guten ſei durch Analogie gewonnen worden. Da die lateiniſchen Grammatiker dieſes Wort mit dem Bürgerrechte beſchenkt haben, ſo ſollen wir, glaube ich, es nicht verdammen [und in ſein Vaterland zurückweiſen]: ich werde mich alſo deſſelben bedienen, nicht nur als eines aufgenommenen, ſondern als eines gebräuchlichen. Was dieſe Analogie ſei, das will ich angeben. Wir kannten die Geſundheit des Körpers: aus dieſer ſchloſſen wir, daß es auch eine Geſundheit der Seele gebe. Wir kannten die Kräfte des Körpers: aus dieſen entnahmen wir, daß es auch eine Kraft der Seele gebe. Einige wohlthätige, menſchenfreundliche, tapfere Handlungen hatten uns in Staunen geſetzt: dieſe begannen wir als vollkommen zu bewundern. Es waren damit viele Fehler verbunden, die die Schönheit und der Glanz einer herrlichen That verbarg: wir nahmen an, als wären ſie nicht da. Die Natur gebietet, das Lobenswerthe zu erhöhen. Jedermann vergrößert den Ruhm noch über die Wirklichkeit: hieraus alſo haben wir das Bild eines erhabenen Gutes gezogen. Fabricius wies das Gold des Königs Pyrrhus zurück, und hielt es für größer als ein Königreich, die Schätze eines Königs verachten zu können. Derſelbe ermahnte den Pyrrhus, ſich vor Nachſtellungen zu hüten, als ihm deſſen Arzt verſprach, dem Könige Gift zu reichen. Es gieng aus demſelben Charakter hervor, ſich durch Gold nicht beſiegen zu laſſen, und durch Gift nicht zu ſiegen. Wir bewunderten den großen Mann, welchen nicht die Verheißungen des *Königs und nicht* die Verheißungen gegen den König wankend machen, *der feſt bei* dem Guten beharrte, der, was ſo ſchwer iſt, im Reine

ſchuldlos blieb, der auch gegenüber den Feinden an ein Unrecht glaubte, der in äußerſter Armuth, die er ſich zu einer Zierde gemacht hatte, den Reichthum nicht anders wie das Gift floh. Lebe, ſprach er, durch meine Wohlthat, o Pyrrhus, und freue Dich über das, was Du bisher bedauerteſt, daß Fabricius nicht beſtochen werden könne. Horatius Cocles füllte allein den Engpaß der Brücke aus, und gab den Befehl, daß man hinter ihm, wenn der Weg nur dem Feinde genommen würde, den Rückweg abſchneide, worauf er den ſchon lange ihn Drängenden widerſtand, bis in mächtigem Sturze die losgeriſſenen Balken ertönten. Nachdem er zurückgeblickt und geſehen, daß durch ſeine Gefahr die Vaterſtadt außer Gefahr ſei, ſo rief er: es komme, wer Luſt hat, mir auf dieſem Weg zu folgen, und ſtürzte ſich in die Tiefe. Und im reißenden Bette des Stromes nicht weniger beſorgt, ſeine Waffen, als ſein Leben davon zu bringen, kehrte er mit dem geretteten Schmucke der ſiegreichen Waffen ſo unverſehrt zurück, als wenn er auf der Brücke gegangen wäre.

Dieſe und ähnliche Thaten zeigten uns ein Bild der Tugend. Ich will beifügen, was vielleicht auffallend ſcheinen dürfte. Das Böſe hob zuweilen das Sittlich-gute hervor, und es glänzte das Beſte durch ſein Gegentheil. Denn wie Du weißt, ſo grenzen die Fehler an die Tugenden, und auch das Verdorbene und Schimpfliche hat Aehnlichkeit mit dem Guten. So nimmt der Verſchwender den Schein des Freigebigen an, da doch der Unterſchied groß iſt, ob Einer verſtehe zu geben oder nicht verſtehe zu erhalten. Es gibt Viele, ſage ich, mein Lucilius, die nicht ſchenken, ſondern wegwerfen. Ich nenne den nicht freigebig, der auf ſein Geld erzürnt iſt. Die Gleichgültigkeit ahmt die Nachgiebigkeit, die Tollkühnheit die Tapferkeit nach. *Dieſe Aehnlichkeit nöthigte uns*, Acht zu geben, und das zu unterſcheiden, *was ſcheinbar* einander nahe, in der Wirklichkeit aber w

von einander entfernt ist. Durch Beobachtung Derjenigen, die eine herrliche That berühmt gemacht hatte, fingen wir an zu bestreben, wer durch edlen Sinn und durch hohe Begeisterung geleitet worden sei. Einmal aber fanden wir einen Mann, im Kriege tapfer, auf dem Markte feige, die Armuth hochherzig, die Beschimpfung kleinmüthig ertragend: wir lobten die That, und verachteten den Mann. Einen Andern sahen wir, der gegen seine Freunde gütig, gegen seine Feinde gemäßigt war, der als Bürger und Privatmann seine Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllte, dem im Leiden die Geduld und im Handeln die Klugheit nicht fehlte. Wir sahen ihn, wo es mitzutheilen galt, mit voller Hand gebend, wo es zu unterlassen galt, beharrlich und ausdauernd, und die Mattigkeit des Körpers durch den Geist unterstützend. Außerdem war er stets derselbe und in allem Thun sich selbst gleich, nicht mehr mit Absicht gut, sondern dahin durch Gewöhnung gelangt, daß es nicht blos ihm möglich war, recht zu handeln, sondern unmöglich, nicht so zu handeln. Wir erkannten, daß in einem solchen Mann die vollkommene Tugend sei. Diese zerlegten wir in Theile: es mußten die Begierden gezügelt, es mußte die Furcht unterdrückt, das Gehörige vorgesehen, einem Jeden das Gebührende zugetheilt werden: wir bildeten die Begriffe der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit, und wiesen jeder Tugend ihre Pflicht an. Wie gelangten wir also zur Erkenntniß der Tugend? Sie zeigte sich uns durch ihre Ordnung und Würde und Beständigkeit und die Einstimmung aller ihrer Handlungen, und durch ihre über Alles sich erhebende Größe. Wir lernten sofort jenes selige Leben erkennen, das in ungehemmtem Laufe dahinfließt, und keinem Gesetz, welches außer ihm wäre, gehorcht. Auf welche Weise nun würde eben dieß uns klar? Ich will es sagen. In keiner Zeit fanden jener vollkommene Mann, der zur Tugend gelangt war, den Glück-

ſal; zu keiner Zeit nahm er, was ihm zuſtieß, mit Unmuth auf. Indem er ſich als Bürger der Welt und als Krieger betrachtete, nahm er die Arbeiten auf ſich, als wären ſie befohlen. Was immer ihn traf, das verſchmähte er nicht als ein Uebel und als Etwas, das zufällig über ihn gekommen, ſondern hielt es für einen Auftrag. Wie beſchaffen derſelbe ſein mag, ſo ſprach er, ich muß ihn erfüllen; iſt er ſchwierig und hart, ſo will ich gerade meine Mühe darauf wenden. Nothwendig erſchien alſo Derjenige groß, welcher niemals über Unglück ſeufzte, und niemals über ſein Schickſal klagte: er machte ſich Vielen bemerkbar und erglänzte wie ein Licht in der Finſterniß und wandte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, da er ruhig und ſanft war, dem Menſchlichen und Göttlichen gegenüber nicht weniger gleichmüthig. Er beſaß eine vollkommene Seele, und war zu der höchſten für ihn erreichbaren Höhe gelangt, über welche hinaus Nichts iſt als der Gottesgeiſt, von welchem ein Theil auch in dieſe ſterbliche Bruſt ſich ergoſſen hat, die niemals göttlicher iſt, als wenn ſie ihre Sterblichkeit bedenkt und ſich bewußt iſt, daß der Menſch dazu geboren ſei, um das Leben zu verlaſſen, und daß dieſer Körper keine Heimath ſei, ſondern eine Herberge, und zwar nur eine Herberge für kurzes Verweilen, die verlaſſen werden muß, wenn man merkt, daß man dem Gaſtfreund zur Laſt ſei. Am deutlichſten, ſag' ich, mein Lucilius, zeigt ſich die Herkunft der Seele von einem höheren Wohnſitz, wenn ſie dieſen ihren gegenwärtigen Aufenthalt für niedrig und eng hält, und denſelben zu verlaſſen ſich nicht fürchtet. Denn wohin er gehen wird, weiß Derjenige, der ſich erinnert, woher er gekommen ſei. Sehen wir nicht, wie viele Leiden uns plagen, und wie wenig dieſer Körper uns zuſagt? Bald klagen wir über den Kopf, bald über den Magen, bald über die Bruſt und die Kehle. Das einemal wollen uns die Nerven, das anderemal die Füße; [illegible]

Schnupfen; das einemal haben wir zu viel, das anderemal zu wenig Blut; von allen Seiten werden wir angegriffen, und von allen Orten ausgetrieben. So pflegt es denen zu gehen, die in fremdem Hause wohnen. Allein obgleich ein so morſcher Leib uns beſchieden iſt, ſo ſind dennoch unſere Pläne auf die Ewigkeit berechnet, und der ganzen Zeit, bis zu welcher ein menſchliches Leben ſich verlängern kann, bemächtigen wir uns in der Hoffnung, mit keinem Geld, und mit keiner Macht zufrieden. Wie könnten wir unverſchämter, wie thörichter handeln? Nichts genügt den zum Tode Beſtimmten, ja den Sterbenden: denn täglich ſtehen wir dem Ende näher, und jede Stunde drängt uns zu der Höhe, von welcher wir herabfallen müſſen. Siehe, in welcher Blindheit unſer Geiſt befangen iſt! Das, was ich zukünftig nenne, geſchieht eben jetzt, und zum großen Theil iſt es ſchon geſchehen: denn die Zeit, die wir durchlebten, iſt da, wo ſie vorher war, ehe wir ſie durchlebten. Wir haben aber Unrecht, den letzten Tag zu fürchten, da jeder Tag eben ſo viel zum Tode beiträgt. Jener Schritt, bei dem wir niederſinken, bewirkt nicht die Ermattung, ſondern macht ſie nur offenbar. Der letzte Tag kommt an bei dem Tode; jeder andere kommt ihm näher. Wir werden vom Tode verzehrt, und nicht hingerafft. Ein großer, ſeiner beſſeren Natur ſich bewußter Geiſt gibt ſich deßhalb zwar Mühe, auf dem Poſten, auf welchen er geſtellt iſt, ſich ehrenvoll und wacker zu halten: allein von Dem, was ihn umgibt, hält er Nichts für ſein Eigenthum, ſondern gebraucht es, wie ein Fremdling, der vorübereilt, als Geliehenes.

Würden wir einen Mann von dieſer Feſtigkeit erblicken, warum ſollten wir nicht das Bild einer nicht gemeinen Natur in ihm erkennen, zumal, wenn dieſe Größe, wie ich ſagte, durch Beſtändigkeit ſich als ächt erwies. Das ſich gleichbleibende Wahre hat Beſtand, das falſche dauert nicht. Einige ſind abwechſelnd Vatinier und Cotten

und bald ist ihnen Curius nicht streng genug, Fabricius nicht arm genug, Tubero nicht sparsam und bescheiden genug; bald fordern sie im Reichthum den Licinius, im Schmausen den Apicius, in der Weichlichkeit den Mäcenas heraus. Der stärkste Beweis für eine schlechte Verfassung der Seele ist das Schwanken und der fortwährende Wechsel zwischen dem angenommenen Scheine der Tugenden und der Liebe zu den Lastern.

„Oft hatt' er zweihundert der Sklaven,
„Oft nur zehn; bald sprach er von Königen nur und Tetrarchen,
„Nichts als Hohem; und bald: „dreifüßigen Tisch und ein Mestlein
„Lauteren Salzes, ein Kleid, das genüget, der Kälte zu wehren,
„Sei's auch grob, dieß wünsch' ich.“ Du gäbst zehntausend der Pfunde
„Diesem genügsamen Mann, dem mit Kleinem Zufriedenen: Nichts war
„Nach fünf Tagen im Kasten zurück.“ *)

Alle jene Menschen sind beschaffen, wie Dieser von Horatius Flaccus beschrieben wird, als ein Solcher, der niemals derselbe und sich nicht einmal ähnlich ist: so verirrt er sich nach verschiedenen Seiten. Ich habe von Vielen gesprochen: es ist nahe daran, daß es Alle seien. Keiner ist, der nicht täglich seinen Plan und seinen Wunsch verändert. Bald will er eine Frau haben, bald eine Freundin; bald will er König sein, bald sucht er jeden Sklaven an Beflissenheit im Dienst zu überbieten; bald breitet er sich dermaßen aus, daß er Neid erregt, bald läßt er sich nieder und beschränkt sich in solcher Art, daß er niedriger ist, als die wirklich Darniederliegenden; bald streut er das Geld aus, bald rafft er es an sich. Daran zeigt es sich vor Allem, daß der Seele die Weisheit fehlt: wenn Einer jedesmal anders erscheint, und was das Schimpflichste ist, das ich kenne, sich selbst nicht

*) Horaz Sat. I, 3, 11 ff. (Nach Kirchner, Satiren I. S. 41.)

gleich ist. Achte es für eine große Sache, nur Einen Menschen vorzustellen: der Einzige aber, der nur Einen vorstellt, ist der Weise: wir Uebrigen sind vielgestaltig. Bald wirst Du uns sparsam und gesetzt, bald verschwenderisch und eitel finden. Immer wieder tauschen wir die Maske, und nehmen eine solche an, die den Gegensatz zu derjenigen bildet, die wir abgelegt. Dieß also fordere von Dir, daß Du so bis zum Ende Dich bewahrest, wie Du einmal Dich zu zeigen begonnen hast. Mache, daß es möglich ist, Dich zu loben, wo nicht, Dich zu erkennen. Von Manchem, den Du gestern gesehen, kann mit Recht gesagt werden: wer ist dieß? So groß ist die Veränderung.

Hundertundeinundzwanzigster Brief.

Ueber das Bewußtsein der Thiere von ihrem Zustande.

Du wirst zanken, ich sehe es, wenn ich Dir die heutige geringfügige Frage, bei welcher ich mich lange genug aufgehalten, auseinandersetzen werde: denn wieder wirst Du ausrufen, welche Beziehung hat dieß zu den Sitten? Aber rufe nur, indeß ich für's Erste Dir andere Männer entgegenstelle, mit denen Du zanken magst, den Posidonius und Archidemus: *) diese mag Dein Urtheil treffen. Für's Andere will ich Dir bemerken: nicht Alles, was Beziehung auf die Sitten hat, macht gute Sitten. Einiges betrifft die Nahrung des Menschen, Einiges die Uebung des Körpers, Einiges die Kleidung.

*) Der Letztere ein Stoiker aus Tarsus, im zweiten Jahrhundert v. Ch.; der Erstere bekanntlich ein Hauptvertreter derselben Schule, und Zeitgenosse des Cicero.

Einiges den Unterricht, Einiges die Unterhaltung. Alles jedoch bezieht sich auf den Menschen, auch wenn es ihn nicht besser macht. Die Sitten berührt das Eine auf diese, das Andere auf andere Weise. Einiges verbessert sie und macht sie geordnet; Einiges erforscht ihre Natur und ihren Ursprung. Wenn untersucht wird, warum die Natur den Menschen geschaffen, warum sie ihn den übrigen Thieren vorgezogen: meinst Du, ich lasse hiebei die Sitten völlig bei Seite? Die Meinung wäre falsch: denn wie kannst Du wissen, welche Sitten man haben soll, wenn Du nicht gefunden hast, was das Beste für den Menschen sei? wenn Du nicht seine Natur erforscht hast? Dann erst wirst Du einsehen, was Du thun und was Du lassen sollest, wenn Du gelernt hast, was Du Deiner Natur schuldig bist. Ich will lernen, sagst Du, wie ich meine Begierde, meine Furcht vermindern kann; den Aberglauben treibe mir aus! Lehre mich, daß werthlos und eitel sei, was Glück genannt wird; daß Eine Sylbe leicht hinzutrete. *) Ich werde Deinem Verlangen Genüge thun, und die Tugenden ermuntern und die Laster züchtigen: mag Einer auch sagen, ich sei übertrieben und halte kein Maß in diesem Punkte, ich werde nicht aufhören, die Schlechtigkeit zu verfolgen und die wilden Affekte zu zügeln, und die Wollüste, die mit Schmerz sich endigen werden, zu zähmen, und den Wünschen entgegenzutreten. Und warum nicht? da die größten Uebel von uns gewünscht wurden, und da aus einem Glückwunsch entsprungen ist, was wir beklagen.

Inzwischen gestatte mir, daß ich untersuche, was etwas entfernter zu liegen scheint. Wir stellten die Frage auf: ob alle Thiere ein Bewußtsein ihres Zustandes **) haben? Daß sie ein solches haben,

*) Unglück (felicitas — infelicitas).

**) Constitutionis suae. Const. Uebersetzung des griechischen σύστασις.

erſehen wir beſonders daraus, daß ſie ihre Glieder geſchickt und leicht bewegen, nicht anders als wären ſie darin unterrichtet worden. Keinem Thiere fehlt die Beweglichkeit ſeiner Theile. Der Künſtler handhabt ſeine Werkzeuge mit Leichtigkeit; der Lenker eines Schiffes verſteht das Steuerruder zu drehen; der Maler unterſcheidet auf's Schnellſte die vielen und mannichfaltigen Farben, die er vor ſich gelegt hat, um treu ſeinen Gegenſtand wiederzugeben, und zwiſchen dem Wachs*) und dem Werke bewegt er ſich leicht mit dem Auge und der Hand. Auf dieſelbe Art hat das Thier die Beweglichkeit zu jedem Gebrauch ſeines Körpers. Wir pflegen die Tänzer**) zu bewundern, weil die Hand dieſer Leute zu jeder Bezeichnung von Gegenſtänden und Affekten bereit iſt, und weil die Gebärde die Schnelligkeit der Worte erreicht. Was dieſen die Kunſt gewährt, jenen die Natur. Es fällt keinem ſchwer, ſeine Glieder zu rühren, und keinem mißlingt es, ſeinen Körper zu gebrauchen. Mit dieſer Beſtimmung geboren, thun ſie ſogleich derſelben Genüge. Sie verlaſſen mit dieſer Wiſſenſchaft den Mutterleib; ſie kommen unterrichtet zur Welt.

„Deßhalb," wendet man ein, „bewegen die Thiere ihre Glieder geſchickt, weil ſie, wenn ſie ſie anders bewegen würden, Schmerz empfänden." So, wie Ihr ſagt, findet Nöthigung Statt, und die Furcht, nicht der Wille bringt die richtige Bewegung hervor. Dieß iſt falſch. Denn der Antrieb der Noth wirkt nur langſam: die Behendigkeit iſt freiwilliger Bewegung eigen. So wenig aber weiſt

*) Bei der enkauſtiſchen Malerei der Alten wurde farbiges Wachs, von dem man allerlei Sorten in Käſtchen geordnet hatte, auf hölzerne Tafeln (oder auch auf gebrannten Thon) mit Hilfe glühender *Stifte aufgetragen.* (Nach O. Müller, Archäol. 2te A. S. 439.)

**) *Die Pantomimen.*

ſie die Furcht vor Schmerz dazu, daß ſelbſt, wenn der Schmerz ſie hindert, ſie doch nach der natürlichen Bewegung ſtreben. So geht es bei einem Kinde, das zu ſtehen ſich bemüht und zu gehen ſich gewöhnt: ſobald es angefangen, ſeine Kräfte zu verſuchen, ſo fällt es, und ſteht unter Weinen ſo oft wieder auf, bis es mittelſt des Schmerzes zu dem, was die Natur von ihm fordert, ſich geübt hat. Wenn gewiſſe, mit einem härteren Rücken verſehene Thiere in die umgekehrte Lage gekommen ſind, ſo winden ſie ſich ſo lange, und recken und krümmen ihre Füße, bis ſie wieder in die richtige Lage kommen. Keine Plage empfindet die Schildkröte, wenn ſie auf dem Rücken liegt; und doch iſt ſie unruhig aus Verlangen nach ihrer natürlichen Stellung, und hört nicht früher auf, ſich abzumühen und zu ſchütteln, als bis ſie auf ihren Füßen ſteht. Alle haben alſo ein Bewußtſein ihres Zuſtands, und deßhalb gebrauchen ſie ihre Glieder ſo leicht; und wir haben keinen größeren Beweis, daß ſie eben mit jener Kenntniß in das Leben kommen, als daß jedes Thier im Gebrauch ſeines Körpers geſchickt iſt.

„Der Zuſtand," wird eingewandt*), „iſt nach Eurer**) Angabe die bewegende Kraft der Seele, die zum Körper in einem gewiſſen Verhältniß ſteht. Wie vermag ein Kind dieſe ſo dunkle und tiefſinnige Erklärung, die Ihr ſelbſt kaum deutlich machen könnt, zu verſtehen? Alle Thiere müſſen als Dialektiker auf die Welt kommen, daß ſie jenen, für einen großen Theil der Menſchen in der Toga nur ſchwer zu faſſenden, Begriff verſtehen." Es wäre richtig, was Du entgegenhältſt, wenn ich behaupten würde, daß der Begriff des Zuſtands von den Thieren verſtanden werde, nicht der Zuſtand ſelbſt.

---

*) Von den Epikureern.

**) Der Stoiker.

Die Natur verſteht man leichter, als man ſie erklärt. Was der Zuſtand ſei, iſt deßhalb jenem Kinde nicht bekannt; ſeinen Zuſtand aber kennt es. Und was ein lebendes Weſen ſei, das weiß es nicht; daß es eines ſei, das weiß es. Seinen Zuſtand ſelbſt verſteht es überdieß nur in grober, und in oberflächlicher, unklarer Weiſe. Auch uns iſt bekannt, daß wir eine Seele haben; was die Seele ſei, wo ſie ſei, wie beſchaffen, oder woher, das iſt uns unbekannt. Wie wir ein Bewußtſein unſerer Seele erhalten haben, ohne ihre Natur und ihren Sitz zu kennen, ſo haben alle Thiere ein Bewußtſein ihres Zuſtands erhalten. Denn nothwendig müſſen ſie Deſſen ſich bewußt ſein, wodurch ſie auch anderer Dinge ſich bewußt ſind. Nothwendig müſſen ſie ein Bewußtſein von Dem haben, dem ſie gehorchen und von dem ſie geleitet werden. Jeder von uns erkennt, daß Etwas iſt, was ſeine Triebe in Bewegung ſetzt: was das ſei, weiß er nicht. Und ebenſo weiß er, daß ein Streben in ihm iſt: was dieß ſei, und woher es ſei, weiß er nicht. So haben auch die Kinder und die Thiere von ihrem vornehmſten Theile ein Bewußtſein, welchem nur die gehörige Klarheit und Beſtimmtheit fehlt.

„Ihr ſagt," ſo wendet man ein, „daß jedes lebende Weſen zuerſt ſeinen Zuſtand zu erhalten ſuche. Der Zuſtand des Menſchen aber ſei vernünftig, und deßhalb ſuche er ſich nicht als Thier, ſondern als vernünftiges Weſen zu erhalten: denn nach demjenigen Theil, nach dem er Menſch iſt, iſt der Menſch ſich werth. Wie kann nun ein Kind ſeinen vernünftigen Zuſtand zu erhalten ſuchen, da ihm die Vernunft noch abgeht?" Jedes Alter hat ſeinen Zuſtand, einen andern das Kind, einen andern der Knabe, einen andern der Greis. Es ſuchen Alle den Zuſtand zu erhalten, in welchem ſie ſich befinden. *Das Kind iſt ohne Zähne:* dieſen Zuſtand ſucht es zu erhalten. Die *Zähne ſind gewachſen:* dieſen Zuſtand ſucht es zu erhalten. Hat

doch auch jene Pflanze, die zur Saat und zur Frucht sich entwickelt, einen anderen Zustand, so lang sie zart ist, und kaum aus der Furche hervorragt, einen andern, nachdem sie erstarkt ist, und dasteht an einem Halm, der zwar weich ist, mit welchem sie jedoch ihre Schwere zu tragen vermag; einen andern, wenn sie gelb wird und zur Tenne reift, und die Aehre sich verhärtet: und jeden Zustand, in welchen sie kommt, behauptet sie und richtet in denselben sich ein. So verschieden das Alter des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Greisen ist, so bin Ich doch Derselbe, der ich Kind war und Knabe und Jüngling. Und ebenso, mag auch der Zustand eines Jeden dem Wechsel unterworfen sein, bleibt doch das Streben, seinen Zustand zu erhalten, dasselbe. Denn keineswegs den Knaben oder Jüngling oder Greisen, sondern mich empfiehlt mir die Natur. Das Kind sucht also denjenigen Zustand zu erhalten, den es jetzt als Kind hat, nicht den künftigen Zustand des Jünglings. Denn wenn ihm etwas Größeres übrig ist, zu welchem es übergehen soll, so ist Dasjenige, in welchem es geboren wird, nicht weniger der Natur gemäß.

Das Thier sucht zuerst sich selbst zu erhalten: denn es muß Etwas sein, worauf das Andere bezogen werde. Ich suche Vergnügen: für wen? Für mich: also trage ich Sorge für mich. Ich fliehe den Schmerz: für wen? Für mich: also trage ich Sorge für mich. Wenn ich Alles aus Sorge für mich thue, so ist das Erste die Sorge für mich. Diese findet bei allen Thieren Statt und wird denselben nicht eingeimpft, sondern angeboren. Die Natur geleitet ihre Geburten und wirft sie nicht von sich. Und weil der Schutz aus der Nähe der sicherste ist, so vertraut sie Jeden sich selbst an. Deßhalb, wie ich in früheren Briefen sagte, wissen auch zarte Thiere, so wie sie *aus* dem Mutterleibe oder sonst auf irgend eine Weise ans *Licht getreten* sind, sogleich was gefährlich für sie sei, und vermeid

was den Tod bringt; selbst den Schatten der vorüberfliegenden Raubvögel scheuen die Thiere, deren Feinde diese Vögel sind. Kein Thier tritt ohne Furcht des Todes in das Leben ein.

„Wie ist es möglich," sagt man, „daß ein Thier, so wie es auf die Welt kommt, wisse, was ihm heilsam oder tödtlich sei?" Für's Erste fragt es sich, ob, nicht wie es dieß wisse. Aber daß es die Thiere wissen, zeigt sich an dem, daß sie Nichts thun, was über ihr Wissen geht. *) Wie kommt es, daß die Henne den Pfau und die Gans nicht flieht, und dagegen den viel kleineren Habicht, der ihr nicht einmal bekannt ist? Daß die Küchlein die Katze fürchten und den Hund nicht fürchten? Es ist offenbar, daß denselben eine Kunde des Schädlichen inwohnt, die sie nicht durch Erfahrung gesammelt: denn sie sehen sich vor, noch ehe sie eine Erfahrung machen können. Sodann, damit Du nicht glaubst, dieß geschehe durch Zufall, sie fürchten weder Anderes, als sie fürchten müssen, noch vergessen sie jemals diese Vorsicht und Behutsamkeit; die Flucht vor dem Verderblichen bleibt sich bei ihnen gleich. Sie werden außerdem nicht ängstlicher während des Lebens. Woraus hervorgeht, daß sie nicht durch Erfahrung dazu gelangen, sondern durch die natürliche Liebe zu ihrem Wohlsein. Sowohl langsam als manchfach ist das, was die Erfahrung lehrt: aber das, was die Natur überliefert, ist bei Allen gleich, und ist sogleich da. Wenn Du dennoch es verlangst, so will ich sagen, wie jedes Thier zur Erkenntniß dessen kommt, was ihm schädlich ist. Es weiß, daß es aus Fleisch besteht: wenn es deßhalb die Werkzeuge

*) Die Lesart nihil amplius quam intellexerint ist durch den Zusammenhang geboten; die andere (si intellexerint) entspricht weder dem Zusammenhang noch der Vorstellung des Seneca überhaupt, die vollkommen mit der Erfahrung übereinstimmt.

kennt, die dazu dienen, um Fleisch zu zerschneiden, zu brennen, zu zermalmen, und die Thiere, die mit schädlichen Waffen versehen sind, so leitet es hieraus die Vorstellung ab, daß die letzteren Feinde und Widersacher seien. Beides ist miteinander verbunden: denn zugleich sucht jedes Thier sein Wohlsein zu erhalten und strebt nach dem, was ihm dienlich ist, vermeidet das, was ihm schädlich ist. Natürlich ist der Trieb zum Nützlichen, natürlich der Abscheu vor dem Nachtheiligen: ohne alle Ueberlegung, welche dieß geböte, ohne Absicht geschieht, was die Natur verlangt. Siehst Du nicht, wie scharfsinnig die Bienen in der Bildung ihrer Wohnungen sind? wie einträchtig in der Uebernahme der vielgetheilten Arbeit? Siehst Du nicht, wie unnachahmlich für jeden Sterblichen jenes Gewebe der Spinne ist? welche Arbeit es erfordert, die Fäden zu ordnen, von denen die einen in geraden Linien gezogen werden, um dem Ganzen zur Stütze zu dienen, die andern im Kreise laufen, zuerst dicht beisammen, dann weit auseinander, damit die kleineren Thiere, zu deren Verderben sie gezogen werden, wie in Netze verstrickt, gefangen werden? Diese Kunst wird mit dem Thiere geboren und nicht von ihm erlernt. Kein Thier ist deßhalb gelehrter als das andere. Du wirst die Gewebe der Spinnen gleich finden, und ebenso gleich die Oeffnung aller Zellen in den Waben. Unsicher und ungleich ist Alles, was die Kunst lehrt: gleichförmig ist, was Geschenk der Natur ist. Diese hat den Thieren vor Allem die Fürsorge für sich selbst und die nöthige Geschicklichkeit zu derselben verliehen: daher fangen sie zugleich zu lernen und zu leben an. Und nicht zu verwundern ist, daß sie mit Dem auf die Welt kommen, ohne was sie umsonst auf die Welt kämen. Dieß ist das erste, von der Natur ihnen verliehene Werkzeug, um das Streben, sich selbst zu erhalten, und die Liebe zu sich selbst zu bewahren. Sie könnten ihr Wohlsein nicht erhalten, wenn das Wollen ihr

fehlte: und dieß würde an sich selbst ihnen nicht von Nutzen sein, aber ohne dieß würde ihnen Nichts von Nutzen sein. Allein bei keinem Thiere wirst Du finden, daß es sich geringschätzt oder auch nur vernachlässigt. Auch die stummen und dummen Thiere, so hier sie im Uebrigen sein mögen, haben so viel Verstand, um zu leben. Du wirst finden, daß die, welche Andern Nichts nütze sind, an der Sorge für sich selbst es nicht fehlen lassen.

Hundertundzweiundzwanzigster Brief.

Ueber das Leben Derjenigen, die die Nacht an die Stelle des Tages setzen.

Schon hat der Tag Etwas eingebüßt: er hat einige Schritte zurück gemacht, so jedoch, daß der Raum noch weit genug ist, wenn Einer so zu sagen mit dem Tag sich erhebt, oder, wollte er sich noch eifriger bezeugen und des Guten noch mehr thun, denselben erwartet und den Anbruch des Lichtes begrüßt. *) Eine Schande ist es, noch halb im Schlafe zu liegen, wenn die Sonne schon hoch steht, und das Wachen in der Mitte des Tags zu beginnen: und für Viele ist dieß noch die Zeit vor Tagesanbruch. Es gibt Leute, die die Zwecke des Tages und der Nacht verkehren, und ihre vom gestrigen Rausche beschwerten Augen nicht früher aufschlagen, als bis die Nacht herbeikommt. Wie es mit Jenen sich verhalten soll, welche die Natur, wie Virgil sagt, in Wohnsitze, die unter den unsern und denselben entgegengesetzt liegen, versetzt hat —

*) *Eine Anspielung auf die Sitte der Clienten, des Morgens ihre Patronen zu begrüßen.*

„Wenn uns zuerst anhaucht mit schnaubenden Rossen der Morgen,
„Bringet sein spätes Licht dorthin der geröthete Abend.“ *)

so ist bei Diesen das Leben, nicht der Wohnort allen übrigen entgegengesetzt. In derselben Stadt gibt es gewisse Gegenfüßler, welche, wie M. Cato sagt, die Sonne niemals weder auf- noch untergehen sahen. Glaubst Du, daß diese wissen, wie man leben solle, da sie nicht wissen, wann? Und diese Leute fürchten den Tod, in den sie sich lebendig begraben, nicht weniger unheimlich, als die Nachtvögel. Mögen sie unter Wein und Salben in ihrer Finsterniß weilen; mögen sie mit Mahlzeiten, die in viele Gänge getheilt sind, die ganze Zeit der verkehrten Nachtwache hinbringen: sie schmausen nicht, sondern bringen sich Todtenopfer. Den Todten wird wenigstens bei Tage geopfert. Aber wahrlich, dem Thätigen ist kein Tag zu lang. Laßt das Leben uns ausdehnen: Zweck und Inhalt des Lebens ist die Thätigkeit. Der Nacht sollen engere Grenzen gezogen, und Etwas von ihr soll auf den Tag verlegt werden. Vögel, die auf die Tafel kommen sollen, werden, damit sie ohne Bewegung leichter fett werden, im Finstern gehalten; so erfolgt bei den Thieren, die ohne alle Uebung ihrer Kräfte daliegen, ein Aufschwellen des trägen Körpers, und unvermerkt wächst in der Dunkelheit ein unnützes Fett. So sind die Körper von denen, die der Finsterniß sich geweiht haben, häßlich zu schauen. Denn verdächtiger ist ihre Farbe, als die Farbe derer, die von Krankheit blaß sind: Mattigkeit und Hinfälligkeit zeigt ihr weißes Aussehen, und man sieht an den Lebenden das Fleisch von Todten. Doch möcht' ich behaupten, dieses Uebel sei das kleinste bei ihnen. Wie viel größer ist die Finsterniß in der Seele! Diese starrt in sich selbst, ist von Dunkel bedeckt und bewirket die Blindheit

*) *Georg. I, 250 f.*

Wer hat jemals die Augen gehabt um der Dunkelheit willen? Du fragst, wie dieſe Verkehrtheit in die Seele komme, vom Tage ſich abzuwenden, und das ganze Leben in die Nacht zu verlegen? Alle Laſter ſtreiten wider die Natur, und alle verlaſſen die geſetzmäßige Ordnung. Dieß iſt die Abſicht der Ueppigkeit, am Verkehrten ſich zu freuen, und nicht nur vom rechten Wege abzuweichen, ſondern ſich ſo weit, als es möglich iſt, von demſelben zu entfernen, und am Ende auf der entgegengeſetzten Seite zu ſtehen. Scheinen Dir Diejenigen nicht naturwidrig zu leben, die nüchtern trinken, die den Wein in die leeren Adern aufnehmen, und betrunken zu Tiſche gehen? Häufig aber findet ſich dieß Laſter bei den Jünglingen, welche ihre Körperkräfte üben, daß ſie beinahe auf der Schwelle des Badgemachs unter Nacken trinken, ja zechen, und den Schweiß, den ſie durch reichlich genoſſene, hitzige Getränke erregten, ſich abreiben laſſen? Nach dem Mittag- oder Abendeſſen zu trinken iſt gemein: das thun die Hausväter vom Lande, die das wahre Vergnügen nicht kennen. Jener lautere Wein iſt angenehm, welcher nicht auf der Speiſe ſchwimmt, welcher ungehemmt zu den Nerven dringt; jene Trunkenheit macht Vergnügen, die in's Leere kommt. Scheinen Dir Diejenigen nicht naturwidrig zu leben, die die Kleidung mit den Weibern vertauſchen? Leben Diejenigen nicht naturwidrig, die den Glanz des Knabenalters in einer ihm fremden Zeit zu erhalten ſtreben? *) Was kann Grauſameres oder Kläglicheres geſchehen? Es ſoll Einer nie Mann werden, um lange einem Manne zum Werkzeug der Wolluſt zu dienen? und während ſein Geſchlecht ihn vom Schimpf hätte befreien ſollen, ſoll nicht einmal das Alter ihn befreien? Leben Diejenigen nicht naturwidrig, welche Roſen im Winter verlangen, und durch Wärmung

*) Vergl. Epist. 47, 5. (S. 1582 der Ueberſ.)

mittelst lauen Wassers und geschickte Nachahmung der Wärme zur Frostzeit die Lilie, die Blume des Frühlings, erzwingen? Leben Diejenigen nicht naturwidrig, welche Obstgärten auf der Höhe von Thürmen anlegen? deren Wälder auf den Dächern und Giebeln der Häuser nicken, indem sie da ihre Wurzeln schlagen, bis wohin sie allzuverwegen ihre Gipfel getrieben hätten? Leben Diejenigen nicht naturwidrig, die den Grund ihrer warmen Bäder im Meere legen, und nicht angenehm zu schwimmen glauben, wenn nicht die Fluth und der Sturm an das eingeschlossene erwärmte Wasser schlägt? Wenn sie angefangen, Alles nur im Widerspruch mit der Gewohnheit der Natur zu wollen, so fallen sie am Ende ganz von ihr ab. „Es ist Tag: so ist es Zeit zum Schlafe. Es ist Ruhezeit: jetzt wollen wir den Körper üben, jetzt uns tragen lassen, jetzt zu Mittag speisen. Schon rückt das Tageslicht näher: es ist Zeit zum Abendessen. Man muß nicht thun, was das Volk thut; es ist erniedrigend, den abgetretenen und gemeinen Lebensweg zu gehen. Lassen wir den Tag, den das Volk hat: uns soll ein eigener und besonderer Morgen anbrechen." Solche Menschen gelten mir für Todte. Denn wie wenig ist ihr Leben, bei Fackeln und Kerzen hingebracht, von einem Leichenbegängniß, und zwar von der Bestattung eines Frühverstorbenen, *) entfernt? Ich erinnere mich, daß Viele zu gleicher Zeit ein solches Leben führten, und unter denselben der gewesene Prätor Acilius Buta. Als dieser dem Tiberius nach durchgebrachtem ungeheurem Vermögen seine Armuth gestand, so erwiederte ihm derselbe:

---

*) Acerbo (funere). Leichenbegängnisse von Frühverstorbenen wurden funera acerba genannt, und fanden zur Nachtzeit Statt. Vergl. Sen. de brev. vitae 20. (ob. S. 595), u. Tac. Annal. XIII, 1. (institutum a majoribus, subtrahere oculis funera acerba).

„Du bist spät erwacht.“ Montanus Julius, ein erträglicher Dichter, und bekannt durch die Freundschaft wie die Kälte*) des Tiberius, trug ein Gedicht vor. Er flocht besonders gerne Schilderungen des Sonnen- Auf- und Unterganges ein; daher Natta Pinarius auf die unwillige Aeußerung, die Einer that, daß Jener den ganzen Tag gelesen habe, und daß man seinen Vorlesungen nicht beiwohnen könne, erwiederte: „ich kann unmöglich gefälliger sein; denn ich bin bereit, ihn vom Aufgang bis zum Untergang zu hören.“ Als er nun die Verse gelesen hatte:

„Schon beginnet Apoll' zu entsenden die glühenden Flammen;
„Röthliches Licht strahlt aus, und die Schwalbe von traurigerer Farbe
„Bringt schon heim in das Nest den geschwätzigen Jungen die Speise,
„Holt und bringt sie von Neuem, mit zärtlichem Mund sie vertheilend —

so brach der römische Ritter Varus, der Begleiter des M. Vinicius, der guten Mahlzeiten nachgieng und sich durch seine böse Zunge den Zugang zu denselben verschaffte, in die Worte aus: „Nun fängt Buta zu schlafen an;“ und als jener kurz darauf gelesen hatte:

„Schon ist die Heerde des Viehs in die Ställe gebracht von dem Hirten,
„Schon fängt an zu verbreiten auf schlummernder Erde ein träges
„Schweigen die Nacht —

so sprach derselbe Varus: „Was sagst Du? Ist es schon Nacht? Ich will gehen und dem Buta meinen Morgengruß bringen.“ Nichts

*) *Frigus* im Gegensatz gegen amicitia; Montanus hat sich, es scheint, bei dem Cäsar in Ungnade.

war bekannter, als dieſe ſeine Lebensweiſe, in welcher die Ordnung völlig verkehrt war, und welche, wie geſagt, zu derſelben Zeit Viele mit ihm theilten. Einige leben jedoch nicht deßwegen ſo, weil ſie glaubten, die Nacht an ſich habe Etwas Angenehmeres, ſondern weil ſie an dem, was ihnen geboten wird, keinen Gefallen haben, und weil der Tag dem böſen Gewiſſen läſtig iſt, und weil von Demjenigen, welcher Alles begehrt oder verachtet, je nachdem es viel oder wenig gekoſtet hat, das Licht, das man ohne Bezahlung hat, verſchmäht wird. Die Schwelger wollen überdieß, daß ihr Leben, ſo lange es dauert, im Mund der Leute ſei. Denn ſchweigt man von demſelben, ſo glauben ſie ihre Mühe zu verlieren. Daher ſie immer wieder thun, was die Leute von ihnen reden macht. *) Ihre Güter verzehren Viele, und Geliebte halten Viele: um unter dieſen Vielen einen Namen zu gewinnen, muß man nicht blos thun, was üppig iſt, ſondern was auffällt. In einer Stadt, die ſo viel beſchäftigt iſt, bringt es ein gewöhnlicher Taugenichts zu keinem Gerede. Ich habe den Pedo Albinovanus erzählen gehört (und er wußte mit vielem Geſchmack zu erzählen), daß er über dem Hauſe des Sp. Papinius gewohnt habe. Dieſer gehörte zu jener Rotte der Lichtſcheuen. „Ich höre", ſagte Pedo, „um die dritte Stunde der Nacht die Peitſchen ertönen. Ich frage, was er mache? Man ſagt mir, er laſſe ſich Rechnung ablegen. Ich höre um die ſechste Stunde der Nacht ein heftiges Geſchrei. Ich frage, was es ſei? Man ſagt mir, er übe ſeine Stimme. Ich

*) Wir behalten die lectio vulg. bei, die auch Fickert recipirt hat: itaque faciunt aliquotiens quod excitet famam. Die Lesart Gronov's (die von Ruhkopf und Schweighäuſer gebilligt iſt: itaque male habent, quotiens faciunt, quod excidat fama) vollſtellte die Wiederholung des von Seneca im Vorhergehenden ausgeſprochenen Gedankens.

frage um die achte Stunde der Nacht, was jenes Getöse von Rädern zu bedeuten habe? Man sagt mir, er lasse sich fahren. Um Tagesanbruch wird hin- und hergerannt; die Knaben werden gerufen, und die Kellner und Köche lärmen. Ich frage, was es sei? Man sagt mir, er habe den Meth und die Suppe*) verlangt, und sei aus dem Bade gekommen." — „Dauerte," sprach er, „die Mahlzeit länger als sein Tag? Mit Nichten: denn er lebte sehr sparsam; er verbrauchte nur die Nacht." Daher sagte er, ich glaube, als Einige den Menschen einen Geizhals und Knauser nannten: „Ihr könnt ihn auch Lychnobius (der beim Lichte lebt, zeitkarg) nennen." Du darfst Dich nicht wundern, wenn Du solche Besonderheiten der Laster findest: dieselben sind manchfach und haben unzählige Gestalten; ihre Arten können nicht erschöpft werden. Die Bemühung um das Gute ist einfach, die um das Schlechte vielfach und immer wieder neuer Abweichungen fähig. Ebenso geht es mit den Sitten: bei Denen, welche der Natur folgen, sind sie leicht, zwangslos, und zeigen wenig Unterschied: wo sie aber, wie bei jenen Leuten, gewaltsam verkehrt sind, da widerstreiten sie allen andern und sich selbst aufs Vielfachste. Die Hauptursache dieser Krankheit scheint mir jedoch die Verschmähung der allgemeinen Lebensweise zu sein. Wie sie durch die Kleidung von den Uebrigen sich unterscheiden, und wie durch die Feinheit ihrer Mahlzeiten, durch die Pracht ihrer Gefährte, so wollen sie auch eine besondere Eintheilung der Zeit haben. Sie wollen nicht die gewöhnlichen Sünden begehen, da ihnen als Lohn für ihre Sünden eine schimpfliche Nachrede gilt. Auf diese gehen alle jene Leute aus,

*) *Alica* (Speltgraupe) wurde auch als Suppe genossen, und war in jedem Falle (nebst dem Meth, der dazu getrunken wurde) Theil der *gustatio* oder des Voressens.

welche so zu sagen rückwärts leben. Darum, mein Lucilius, müssen wir auf dem Wege bleiben, welchen die Natur vorgezeichnet, und dürfen von demselben nicht abweichen. Wer jener folgt, für den ist Alles leicht und geebnet: wer gegen sie anstrebt, der lebt nicht anders, als diejenigen, die gegen den Strom rudern.

Hundertunddreiundzwanzigster Brief.

Lob der Genügsamkeit.

Von einer mehr beschwerlichen als langen Reise erschöpft gelangte ich in später Nacht auf mein Albanum. Ich finde hier Nichts bereit als mich. Daher lege ich meine Müdigkeit auf's Lager, und suche diese Verspätung des Kochs und des Bäckers zum Guten zu wenden. Denn ich rede mit mir selbst eben davon, wie Nichts beschwerlich sei, was man leicht nehme, und wie Nichts des Aergers werth sei, wenn man nicht durch den Aerger es selbst verschlimmere. Mein Bäcker hat kein Brod: allein mein Verwalter, mein Hausmeister, mein Pächter hat solches. Das ist schlechtes Brod, sagst Du. Warte: es wird gut werden. Auch dieses Brod wird der Hunger zum feinen Waizenbrod machen. Darum darf man nicht früher essen, als jener es befiehlt. Ich will also warten und nicht früher essen, als ich angefangen habe, gutes Brod zu haben, oder aufgehört, schlechtes zu verschmähen. Es ist nothwendig, sich an Weniges zu gewöhnen. Viele Schwierigkeiten des Ortes und viele der Zeit werden auch den Reichen und Begüterten entgegentreten, die uns das, was wir wünschen, versagen. Was er will, kann Niemand haben: das aber kann er nicht wollen, was er nicht hat, und d

was ihm geboten ist, fröhlich genießen. Viel für die Freiheit macht ein gutgezogener Magen, der auch eine schlechte Behandlung sich gefallen läßt. Es ist nicht zu schätzen, wie viel Vergnügen es mir macht, daß meine Müdigkeit sich an sich selbst gewöhnt. Keine Sklaven, die mich salben, kein Bad, kein anderes Mittel suche ich, als das der Zeit. Denn was die Anstrengung verursacht hat, das hebt die Ruhe auf. Diese Mahlzeit, mag sie noch so einfach sein, wird mir angenehmer sein, als ein Antrittschmaus. Ich habe eine Charakterprobe abgelegt, und zwar unvermuthet: eine solche ist einfacher und wahrer. Denn wenn man sich vorbereitet und die Ausdauer sich auferlegt hat, so kommt nicht auf gleiche Weise zu Tage, wie viel wahre Stärke man besitze. Die sichersten Beweise sind die aus dem Stegreif: wenn man nicht nur mit Gleichmuth, was beschwerlich ist, sondern mit Heiterkeit ansieht; wenn man nicht sich erhitzt, und nicht zankt; wenn man das, was man hätte erhalten sollen, selbst durch Nichtvermissen sich ersetzt, und sich sagt, daß der eigenen Person Nichts fehle, sondern nur der Gewohnheit. Wie überflüssig Vieles sei, erkennen wir nicht eher, als bis es uns fehlt. Denn wir brauchten es, nicht weil wir mußten, sondern weil wir es hatten. Wie Vieles aber schaffen wir uns an, weil es Andere es sich angeschafft, und weil es bei den Meisten gesehen wurde! Zu den Ursachen unserer Leiden gehört, daß Beispiele unsere Lebensart bestimmen, und daß nicht die Vernunft uns zur Richtschnur dient, sondern die Gewohnheit uns verführt. Was wir dann, wenn es Wenige thäten, keine Lust hätten nachzuahmen, thun wir gleich den Andern, sobald Mehrere es thun, als ob es dadurch an Güte gewänne, daß es häufiger geschieht. Und die Stelle des Vernünftigen nimmt die Verirrung bei uns ein, sobald *diese eine allgemeine* geworden ist. Alle lassen jetzt, wenn sie reisen, *numidische Reiterei* sich vorauseilen, und ein Läufer-Heer vor sich

hergehen:*) Schande iſt's, keine Leute zu haben, welche Diejenigen, die entgegenkommen, aus dem Wege treiben, und dabei durch den mächtigen Staub das Erſcheinen eines Mannes von Anſehen kund geben. Alle haben jetzt ihre Maulesel, die kryſtallene und murrhene und von der Hand großer Künſtler mit Bildwerk verſehene Gefäſſe tragen: Schande iſt's, zu erſcheinen, als habe man lauter Gepäck, welches ohne Gefahr gerüttelt werden könne. Alle laſſen jetzt ihre Pagen die Fahrt mit überzogenem Geſichte machen, damit nicht die Sonne und die Kälte die zarte Haut verletze: Schande iſt's, im Knaben-Gefolge keinen Solchen zu haben, deſſen ſchönes Geſicht, um erhalten zu werden, ein Mittel verlangt. Die Unterhaltung mit allen dieſen Leuten muß man meiden; ſie ſind es, die die Laſter fortpflanzen und von einem Orte zum anderen bringen. Für die ſchlimmſte Art von Leuten galten diejenigen, welche Worte zutragen: es gibt Einige, welche Laſter zutragen. Die Unterhaltung mit dieſen ſchadet viel: denn wenn ſie auch nicht ſogleich wirkt, ſo läßt ſie Keime in der Seele zurück, und wenn wir uns auch von den Leuten entfernt haben, ſo begleitet uns ein Uebel, welches ſpäter an den Tag kommen ſoll. Wie diejenigen, welche ein Concert gehört haben, jenen lieblichen Wechſel der Töne in den Ohren herumtragen, welcher den Gedanken im Weg ſteht, und nicht zuläßt, daß dieſelben ſich auf Ernſtes richten: ſo haftet auch die Rede der Schmeichler und der Lobredner des Verkehrten noch lange, wenn ſie nicht mehr gehört wird. Und nicht leicht iſt es, den ſüßen Ton ſich aus dem Sinn zu ſchlagen; er begleitet Einen und dauert fort und kehrt von Zeit zu Zeit wieder. Darum muß man die Ohren vor den böſen Reden verſchließen, und gleich vor den erſten. Denn haben ſie einmal den Anfang gemacht

*) Vgl. ep. 87, 8., ob. S. 1842.

und den Eingang in das Innere gefunden, ſo werden ſie kecke
kommt ſofort zu ſolchen Reden: „Tugend und Philoſophie
rechtigkeit iſt leeres Wortgetöne; das einzige Glück iſt, daß m
wohl ſein laſſe und eſſe und trinke und ſein Erbe genieße: d
leben, das heißt ſich erinnern, daß man ſterblich ſei. Die Tag
dahin, und unwiederbringlich läuft das Leben ab: können
bedenken? Was hilft es, weiſe zu ſein, und dem Alter, d
immer der Genüſſe fähig bleibt, ſchon jetzt, da es dieſelben
und fordert, Mäßigkeit vorzuſchreiben, und dem Tode voran
und was dieſer rauben wird, ſchon jetzt ſich zu verſagen?
keine Geliebte, keinen Knaben, der die Eiferſucht der Geli
regen könnte. Täglich verläßt Du nüchtern das Mahl. Di
ſo, als müßteſt Du dem Vater Rechnung ſtellen. Das he
leben, ſondern fremdes Leben mit anſehen. Welche Thorh
Vermögen ſeines Erben zu verwalten, und ſich Alles zu v
damit die große Erbſchaft Dir aus einem Freunde einen Feind
Denn er wird deſto mehr über Deinen Tod ſich freuen, je
erhält. Aus jenen ſtrengen und finſteren Männern, welche
über fremdes Leben, Feinde des eigenen, und Zuchtmeiſter fü
mann ſind, mache Dir nicht das Geringſte, und ſtehe nicht
gutes Leben einer guten Meinung vorzuziehen!“ Solche S
ſind ebenſo zu fliehen, als jene, an welchen Ulixes nicht an
angebunden vorbeifahren wollte. Ihre Kraft iſt die gle
ziehen ab vom Vaterlande, von den Eltern, den Freunden,
genden, und ſtoßen die Unglücklichen in ein ſchimpfliches Tel
ſchimpflicher hinein. Wie viel beſſer iſt es, den rechten Weg
folgen, und dahin zu gelangen, daß Einem nur dasjenige an
iſt, was ſittlich gut iſt! Dazu können wir es bringen, w
wiſſen, daß es zwei Gattungen von Dingen gebe, die end

einladen, oder abschrecken. Die einen laden ein, wie Reichthum, Vergnügungen, Schönheit, Ehre, und was sonst uns lockt und anlacht: abschreckend ist Anstrengung, Tod, Schmerz, Schande, Dürftigkeit des Lebens. Wir müssen uns also üben, daß wir diese nicht fürchten, jene nicht begehren. Wir müssen das Widerspiel im Kampfe halten, und vor dem Einladenden zurückweichen, gegen das, was uns feindlich ist, andringen. Siehst Du nicht, wie verschieden die Haltung Derer ist, die herabsteigen, und die hinansteigen? Wer bergab geht, beugt seinen Körper rückwärts, wer bergan geht, vorwärts. Denn beim Herabsteigen sein Gewicht nach vorne neigen, beim Heransteigen es zurückziehen, das heißt, mein Lucilius, mit dem Uebel sich verbünden. Zu den Vergnügungen steigt man herab, zu dem Widrigen und Harten hinan: in diesem Falle müssen wir unseren Körper antreiben, in jenem zurückhalten. Glaubst Du nun, ich meine es so, daß nur Jene für unsere Ohren verderblich seien, welche das Vergnügen loben, und die Schmerzen und Befürchtungen uns als schreckhaft an sich selbst zu Gemüth führen?*) Auch Jene, glaube ich, schaden uns, welche uns unter dem Scheine der stoischen Lehre zu den Lastern ermuntern. Denn also lassen sie sich hören: „nur der Weise sei auch geschickt zum Liebhaber.“ — „Nur der Weise versteht es, mitzutrinken und mitzuschmausen. Wir wollen untersuchen, bis zu welchem Alter man Jünglinge lieben dürfe.“ Solches sei der griechischen Sitte überlassen; wir wollen vielmehr auf diese Reden unsre Ohren richten: „Niemand ist durch Zufall gut. Die Tugend muß erlernt werden. Die Wollust ist Etwas Niedriges und Geringes

*) Wie dieß von Seiten der Epikureer geschah, die den Schmerz und die Furcht für wirkliche Uebel erklärten, wogegen die Stoiker dieselben als äußere (gleichgültige) Dinge betrachteten.

und durchaus keine Werthschätzung Verdienendes, Etwas, das die unvernünftigen Thiere mit uns theilen, und welchem die kleinsten und verachtetsten Geschöpfe zufliegen. Der Ruhm ist Etwas Eitles und Veränderliches, und leichter zu bewegen als der Wind. Die Armuth ist für Niemand ein Uebel, als für den, der widerstrebt. Der Tod ist kein Uebel. Was er sei, fragst Du. Er allein ist das gleiche Recht für das menschliche Geschlecht. Der Aberglaube ist der Irrthum eines Kindes: er fürchtet, die er lieben sollte, und beleidigt, die er verehrt. Denn was ist für ein Unterschied, ob Du die Götter leugnest oder beschimpfest?" Diese Sätze muß man lernen, ja auswendig lernen; die Philosophie darf dem Laster keine Entschuldigungen an die Hand geben. Keine Hoffnung auf Genesung hat der Kranke, den der Arzt zur Unmäßigkeit ermahnt.

Hundertundvierundzwanzigster Brief.

Ob das Gute durch die Sinne oder den Verstand erfaßt werde?

„Mancherlei Lehren der Alten vermag ich Dir zu enthüllen,
„Wenn Du nicht fliehst und den Sinn den geringeren Sorgen verschließest!*)

Du fliehst aber nicht, und keine Feinheit (der Untersuchung) schreckt Dich ab. Es ist der Schärfe Deines Geistes nicht angemessen, nur das Große zu verfolgen**), so wie ich es billige, daß Du Alles

---

*) *Virg. Georg.* I, 176 f.

**) *Der Sinn* verlangt die Lesart tantum magna (statt tam magna).

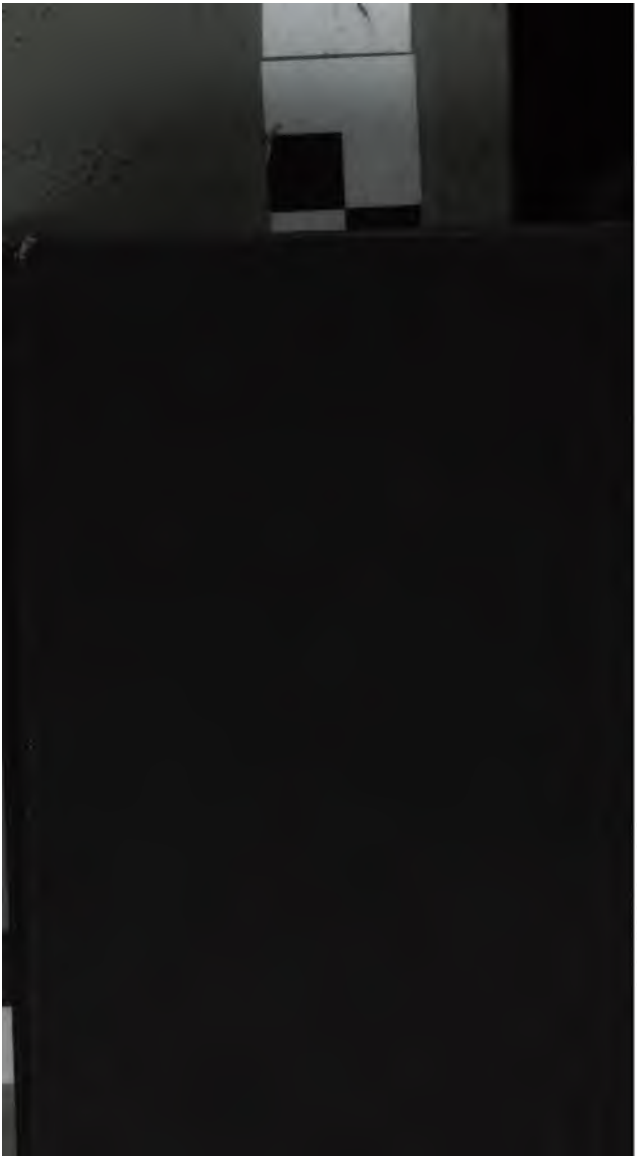
auf irgend einen Nutzen zurückführst, und dann erst Anstoß nimmst, wenn mit der größten Feinheit Nichts ausgerichtet wird: und daß dieß auch jetzt nicht Statt finde, dafür will ich Sorge tragen. Es fragt sich: ob wir durch die Sinne *) oder durch den Verstand das Gute auffassen? Mit dieser Frage ist der Satz verknüpft, daß bei den sprachlosen Thieren und den Kindern von einem Gute nicht die Rede sein könne. — Wer dem Vergnügen die höchste Stelle einräumt, der urtheilt, daß das Gute ein Gegenstand der Sinne sei; wir dagegen, die wir jene der Seele zutheilen, machen dasselbe zu einem Gegenstand des Verstandes. Wenn die Sinne über das Gute urtheilten, so würden wir kein Vergnügen verwerfen; denn keines ist, das nicht einladet und ergötzt. Und umgekehrt würden wir mit Willen keinem Schmerz uns unterziehen: denn keiner ist, der nicht den Sinnen wehe thäte. Außerdem würden Diejenigen keinen Tadel verdienen, welchen das Vergnügen über Alles geht, und deren größte Furcht der Schmerz ist. Allein wir tadeln Diejenigen, die dem Gaumen und der Wollust zugethan sind, und verachten Jene, die aus Furcht vor dem Schmerz Etwas männlich zu wagen nicht im Stande sind. Wie kann aber von einem Fehler die Rede sein, wenn sie den Sinnen, das heißt den Richtern des Guten und Uebeln, gehorchen? Denn diesen habt Ihr über Begehren und Fliehen die Entscheidung übergeben. Aber freilich, die Vernunft ist darüber gesetzt, wie das Leben, die Tugend, das Sittlich-Gute, und so auch das Gute und Ueble beurtheilt werden solle. Denn bei Jenen **) wird dem schlechtesten Theile das Urtheil

*) Im Lateinischen sensu; allein der deutsche Sprachgebrauch erlaubt nicht, für sensus, im Gegensatz zu intellectus, das Wort Sinn in der Einzahl zu gebrauchen, und ebenso wenig ein anderes (wie Gefühl) an die Stelle zu setzen.

**) Den Epikureern.

über den beſſern übertragen, ſo daß die Sinne, die ſo unz
und ſtumpf, und bei dem Menſchen ſchwächer ſind, als bei de
Thieren, den Ausſpruch über das Gute thun. Wie wenn
Kleine, anſtatt mit den Augen, durch Betaſten unterſcheide
und die Augen wären zudem die feinſte und ſchärfſte Kraft,
Gute und Ueble zu unterſcheiden.*) Du ſiehſt, in welcher U
des Wahren ſich Derjenige befindet, und wie er das Erhal
Göttliche zu Boden wirft, bei welchem die Betaſtung über d
Gut und Uebel urtheilt.

„Wie jede Kunſt und Wiſſenſchaft," ſagt man, „etwa
bares und ſinnlich Wahrnehmbares haben muß, aus dem ſie e
und erwächst, ſo nimmt das glückliche Leben ſeinen Ausg
Anfang von Sichtbarem und Solchem, was unter die Si
Ihr ſelbſt behauptet ja, daß das glückliche Leben von Sichtb
nen Anfang nehme." Wir behaupten, daß Dasjenige glückli
was der Natur gemäß iſt: was aber der Natur gemäß ſei,
am Tage und iſt ſogleich klar, ſo wie, was vollkommen ſei.
Natur gemäß iſt, und ſogleich dem Neugeborenen zu Theil w
dem ſage ich nicht, daß es gut, ſondern daß es ein Anfang d
ſei. Du theilſt das höchſte Gut, das Vergnügen, der Kind
ſo daß der Menſch bei ſeiner Geburt mit Demjenigen anfän
der vollendete Mann gelangt. Du ſetzeſt den Gipfel an d
der Wurzel. Wollte Einer ſagen, daß jenes im Mutterſch
borgene, im Geſchlechte noch nicht unterſchiedene, zarte und
und formloſe Geſchöpf bereits im Beſitze eines Gutes ſei,

*) Der vollſtändige Gedanke wäre: ſo wenig der Taſt
der Augen zu gebrauchen iſt, um das Kleine zu unterſche
wenig ſind wir fähig, mit den Sinnen, und ſelbſt mit dem
dem Geſichte, das Gute und *das Ueble zu unterſcheiden.*

kein Streit, daß er irre. Allein wie wenig Unterschied ist zwischen dem, der so eben das Leben erhält, und dem, der noch die verborgene Last des Mutterleibes ist? Was das Verständniß von Gut und Uebel betrifft, so sind beide gleich reif, und so lange der Mensch noch Kind ist, so ist er für das Gute so wenig empfänglich, als ein Baum oder ein sprachloses Thier. Warum ist aber im Baume und im sprachlosen Thiere Nichts Gutes? Weil auch keine Vernunft in ihnen ist. Darum ist auch im Kinde Nichts Gutes; denn auch diesem fehlt die Vernunft. Zum Guten wird es dann gelangen, wenn es zur Vernunft gelangt sein wird. Es gibt unvernünftige lebende Wesen; es gibt noch nicht vernünftige; es gibt vernünftige, aber unvollkommene. In keinem von diesen ist das Gute: die Vernunft bringt es mit sich. Was ist also für ein Unterschied zwischen den genannten Wesen? In dem, welches keine Vernunft hat, wird das Gute nie sein; in dem, welches noch keine Vernunft hat, kann es zu dieser Zeit nicht sein; in dem, welches die Vernunft hat, aber unvollkommen ist, kann zwar das Gute sein, aber ist nicht. Ich meine es so, mein Lucilius: das Gute findet sich nicht in jedem Körper, nicht in jedem Alter, und ist von der Kindheit so weit entfernt, als das Letzte von dem Ersten, und als das Vollendete vom Anfang: daher ist es auch nicht in dem zarten, so eben sich gestaltenden Körperchen. Wie könnte es in ihm sein? So wenig, als in dem Samen. Wenn Du sagst: wir kennen Etwas Gutes am Baume und an der Saatfrucht: so ist dieß nicht in dem ersten Schoß, der herausgetrieben, so eben den Boden durchbricht. Es ist Etwas Gutes am Weizen: dieses ist noch nicht im saugenden Halme, noch wenn sich die weiche Spitze aus der Hülse hervordrängt, sondern wenn der Sommer und die gehörige Reife die Frucht gekocht hat. Wie jede Natur ihr Gutes nur hervorbringt, wenn sie vollendet ist: so ist auch das Gute am Menschen nur dann in dem Ve-